

Knaur  Science Fiction

DAVID GERROLD
UNTER
DEM MOND-
STERN



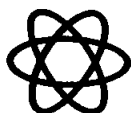
DEUTSCHE ERSTAUSGABE

UNTER DEM MONDSTERN



Als die Zeit der Wahl kommt, kann sich Jobe nicht entscheiden, ob sie das weibliche oder männliche Geschlecht annehmen soll. Das Geburtsomen erfüllt sich, als eine Katastrophe über ihren Planeten hereinbricht . . .

**»Ein seltenes und schönes Buch. . . Wo Sturgeon, LeGuin, Heinlein und Russ ein bißchen geschaufelt haben, um der menschlichen Sexualität in der Science Fiction zu ihrem Recht zu verhelfen, gräbt David Gerrold einen tiefen Schacht in die Erde.«
(Science-Fiction-Magazin »ANALOG«)**



KNAUR SCIENCE FICTION

Herausgeber
Hans Joachim Alpers

Satlik war einst ein öder Planet ohne Leben – bis die Menschen kamen und eine neue phantastische Welt formten. Im Laufe der Zeit müssen sie allerdings feststellen, daß sie nicht nur ihre Umwelt, sondern auch sich selbst stark verändern ...

Unter dem Mondstern, inmitten eines wilden Sturms, wird Jobe geboren. Sie ist anders als die anderen – die Prophezeiung der weisen Watichi liegt über ihrem Schicksal: »Entweder wird sie ihr Leben lang auf einem Meer der Trostlosigkeit treiben, oder sie wird fliegen können.« Die Menschen auf Satlik entscheiden selbst über ihr Geschlecht, ob sie Mann oder Frau werden, dem Urvater Dakka oder der Urmutter Reethe folgen wollen. Jobe kann sich nicht entscheiden.

Wird sich die Prophezeiung der Watichi erfüllen, als eine Katastrophe über Satlik hereinbricht, eine Katastrophe, die alles zu vernichten droht?

David Gerrold gehört zu den großen Neuentdeckungen der letzten Jahre. Bisher hat er 13 Bücher veröffentlicht. Für seine Romane wurde er mit den berühmtesten Preisen NEBULA und HUGO ausgezeichnet. Seine bekanntesten Bücher sind »The Man Who Folded Himself« (Zeitmaschinen gehen anders) und »When Harlie Was One« (Ich bin Harlie). Gerrolds neuester Roman ist wohl sein schönster und stärkster: ein faszinierender Blick auf eine Kultur, die fremd und zugleich vertraut scheint.

August 1978

Deutsche Erstausgabe

© Droemersch Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf.

München/Zürich 1978

Scan by Brrazo 04/2006

Titel der Originalausgabe »Moonstar Odyssey«

Copyright © 1977 by David Gerrold

Aus dem Amerikanischen von Bernd W. Holzrichter

Umschlaggestaltung Creativ Shop München

Adolf + Angelika Bachmann

Umschlagillustration Selecciones Ilustradas, Barcelona

Satz Appl, Wemding

Druck und Bindung Augsburger Druckhaus, Augsburg

Printed in Germany

ISBN 3-426-00704-5

DAVID
GERROLD

UNTER
DEM
MONDSTERN

Science-Fiction-Roman
Deutsche Erstausgabe

DROEMER KNAUR

Dieses Buch ist Ted Sturgeon gewidmet,
der mir zeigte,
wie man es zum Klingen bringt.

»Ich wurde geboren ...«

Jedesmal, wenn eine neue Person auf die Welt kommt, halten die Götter – Reethe und Dakka – den Atem an. Sie haben Angst vor denen, die nicht wissen, wer sie werden sollen; denn jedesmal, wenn eine von ihnen geboren wird, rücken die Götter dem Tode nahe. Es handelt sich um die Personen, die sich höchstwahrscheinlich für keine der beiden Möglichkeiten entscheiden, wenn ihnen die Wahl zwischen Reethe und Dakka, zwischen weiblich und männlich, angeboten wird; und jedesmal, wenn jemand in seinem Innersten die Götter nicht anerkennt, sterben die Götter ein bißchen. Darum halten die Götter bei jeder Geburt den Atem an: Wie wird die nächste Person sein?

Schaut sie an: Der Säugling – ein Erwachsener in der Entwicklung. Das Kind – eine Lektion, die der künftige Mensch lernt. Als Kind benötigt sie nicht so viel Pflege wie jener Erwachsene, zu dem sie werden wird. Versucht den Menschen zu erkennen, der sie einmal sein wird.

Beginnt mit Achtung vor dem Augenblick ihrer Geburt. Laßt sie behutsam in diese Welt treten, so daß sie nicht geängstigt wird von dem neuen Ort, an dem sie sich wiederfindet. Das schafft ein Beispiel fürs Leben: Wenn sie geboren wird, ohne Furcht zu

erfahren, wird sie später im Leben von all den neuen Dingen, denen sie begegnet, nicht geängstigt. Die Geburt ist nicht der Moment der Mutter – das mag so scheinen, aber es ist nicht ihr Erfolg –, sondern der einer neuen Person. Wir sind ihr noch nicht begegnet, aber ihre Bedürfnisse haben den Vorrang. Denkt über sie nach: Sie existiert nur in der Gegenwart, sie hat keine Vergangenheit und kennt keine Zukunft, sie ist zeitlos, sie ist Glied einer Kette, die irgendein wundervolles, unbekanntes Geschöpf darstellt – Erlöser oder Dieb, wir können es nicht wissen. Der Weg dorthin dauert zahllose Jahre, aber in diesem Augenblick, *jetzt*, ist sie bloß klein und schutzlos – den Ereignissen ausgeliefert. Geburt – das ist ihr Universum, zugleich eine Explosion ihres Universums; das passiert ihr, passiert ringsum, und die Grenzen zwischen dem, was *Ich* und was *Nicht-Ich* ist, beginnen allmählich, feste Konturen anzunehmen. Wir dürfen diese Person nicht zu abrupt aus ihrer Einheit mit ihrem Universum reißen, sonst wird sie sich niemals wieder als dessen Bestandteil fühlen – und doch kann gerade das viel zu leicht geschehen. Sie existiert nur als ein Moment von Gefühl und ist leicht in Angst zu versetzen, da sie keine Erinnerungen hat, an denen sie das *Jetzt* messen kann. Jegliche Empfindung ist neu – und wenn sie zu heftig ist, fällt die Anpassung schwer; sie wird sich als Schmerz einprägen, und alle späteren Empfindungen, die ähn-

lich sind, werden mit dieser Erinnerung übereinstimmen. Man kann diesen kleinen Kern der Vergangenheit einer zukünftigen Person nicht vor dem warnen, was sich anbahnt. Man kann sie nicht vorbereiten, es sei denn durch die natürlichen Methoden Mutter Reethes. Doch die allein sollten eigentlich genügen – falls wir auf die Anleitungen hören, welche die Gottheit in unsere Herzen gesenkt hat.

Vielleicht sollte es eine bessere Methode geben, auf die Welt zu kommen, als diese eine, die so viel erdenklichen Schmerz, so viel Angst und Schrecken beinhaltet; doch vielleicht gibt es auch gar keine bessere Art der Geburt für eine Person als die, aus dem Bauch einer anderen zu kommen. Das ist die engste aller Verbindungen, und sie schafft zwischen den beiden eine Beziehung von Fürsorge und gegenseitiger Abhängigkeit, die ein Leben lang bestehen wird. Die neue Person braucht jemanden, der ihr Sicherheit gibt, während sie erforscht, wie sie am besten sie selbst wird; jemanden, der ihr immer wieder bestätigt, daß alle ihre Entscheidungen tatsächlich berechtigt sind und daß alle Versuche, auch die fehlgeschlagenen, notwendig sind, wenn sie die Erfahrungen des Lernens und Entdeckens macht. Die Geburt-Mutter ist mit dieser Aufgabe betraut, einer Aufgabe, die nicht zu leicht genommen werden darf. Wir dürfen die Verantwortung für das Leben einer anderen Person nicht übernehmen, es sei denn, wir sind wil-

lens, auch die Last ihres Schmerzes zu ertragen; sonst kränken wir nicht nur den Erwachsenen, den wir als Kind in unserem Körper tragen, sondern auch die Götter.

Wir umhegen unsere Kleinen, weil wir glauben möchten, daß sie ein Teil unserer selbst sind; doch wir sollten im Augenblick unsere eigenen Bedürfnisse zurückstellen und zuerst ihre Bedürfnisse betrachten – laßt das Neugeborene eine selbständige Person sein, ehe es Teil der Identität einer anderen sein muß. Diese kleinen, unschuldigen Menschen sind leichtgläubig – sie nehmen mit begieriger Bereitwilligkeit an, was wir ihnen vorsetzen. Sie glauben, daß das, was sie von uns hören und sehen, das Verhalten der ganzen Welt ist, das *einzig*e Verhalten; sie glauben daran, weil sie noch nicht erfahren haben, daß es auch etwas anderes gibt. Wir sollten darauf achten, daß wir ihnen nicht Schaden durch die Sicherheit zufügen, die aus ihrer Vertrauensseligkeit herrührt; denn in Wahrheit schaden wir damit nur unserem künftigen Ich.

Wir wollen also von unseren Kindern lernen und unserer Wahrheit nicht zu sicher sein – wir wollen sie immer in Zweifel ziehen, denn nur der Zweifel läßt die Weisheit wachsen. Laßt uns die Geburt durch die Augen dessen betrachten, der geboren wird; und wir wollen in diesem Augenblick vor allem seine Ängste lindern. Diese kleine, nackte Per-

son möchte mit uns zusammenkommen – wir wollen ihrem Wunsch entsprechen. Diese Wahrheit wird jedesmal, wenn ein Kind geboren wird, auf die Probe gestellt – und jedesmal wird sie bestätigt, wenn ein Säugling lächelt.

Eine Mutter soll in hockender Position gebären, nicht nur, weil es für sie die leichteste Stellung ist, sondern auch, weil das neue Geschöpf so am leichtesten den Gebärmutterhals hinuntergleiten kann. Der Heilkundige und die übrigen Eltern sollen ganz nahe dabei sein, doch es obliegt dem Segens-Vater des Neugeborenen, ihre Hände bereit zu halten, um die Kleine in Empfang zu nehmen. Das Zimmer soll dunkel und ruhig sein, die wartenden Hände warm, zart und darauf vorbereitet, das Rückgrat der Kleinen zu stützen – es wird am Anfang gewölbt sein; sie soll es strecken, wenn sie dazu bereit ist; es besteht kein Grund zur Eile. Und jetzt, wenn sie in unsere Welt kommt, soll die Mutter sich zurücklegen und die kleine Kreatur ihr – wie ein Geliebter – behutsam auf den Bauch gelegt werden; so können beide durch ihre Berührungen einander liebkosen, sich nahe kommen, sich wiederentdecken. Sie sind tatsächlich Liebende: sie waren es monatelang, aber erst jetzt begegnen sie sich wirklich, während sie sich in der Dunkelheit still umarmen. Die kleine Geliebte soll beim Eintritt in die Welt liebkost und voll Freundlichkeit empfangen werden.

Und wenn das richtig gemacht wird, wird die neue Person weder verwirrt noch geängstigt, und sie wird nicht weinen – Weinen bei der Geburt ist ein schlechtes Omen, es zeugt von Schrecken und Schmerz: Hier ist jemand, dem durch die Geburt Schmerzen zugefügt wurden – und genauso können ihm in seinem weiteren Leben Schmerzen zugefügt werden. Leise Seufzer dagegen zeugen von Liebe. Jetzt soll Stille herrschen, während die Geburt-Mutter ihre kleine Geliebte flüsternd und sanft beruhigt. Die Neugeborene hat gerade angefangen zu lernen, und auf diese Weise wird es ein freudiges Lernen sein. Der erste Seufzer soll der des Kindes sein, es soll sanft atmen; seine Lungen sollen die Luft schmecken, weil sie wollen – nicht weil sie müssen, nicht weil sie dazu gezwungen werden. Die Nabelschnur soll bleiben, bis die Neugeborene sicher und gleichmäßig atmet. Sie soll diese Verbindung zu ihrer Mutter behalten, bis sie ihrer nicht mehr bedarf. Erst dann soll sie durchtrennt werden; es besteht kein Grund zur Eile, die Kleine hat eine Menge Zeit, eine ganze Lebensspanne Zeit, um zu lernen und aufzuwachsen.

Und das Lächeln der Mutter soll immer der hellste Schein im Zimmer sein, die sanften Atemzüge des Kindes das lauteste Geräusch. Die zwei sollen so lange immer näher zusammenwachsen, bis beide sich entspannt haben. Wenn die Mutter die neue Person

ganz nah bei sich hält, wenn die kleine Geliebte sanft auf ihrer Brust liegt, soll sie spüren, daß sie nicht die Besitzerin ist – so als handele es sich um einen Gegenstand. Sie soll sich als Führer, als Lehrer fühlen; ein gleichberechtigter Partner beim Erforschen, einer, der den Weg vielleicht schon ein wenig weiter beschritten hat, aber dennoch ein ahnungsloser Mensch in den Augen von Reethe und Dakka ist. Beide, Mutter und Kind, sollen auf dieser Reise Partner sein, keiner soll dem anderen Bestie oder Bürde sein; keiner gehört dem anderen, denn an erster Stelle gehören wir alle den Göttern.

Laßt die neue Person in gekrümmter Haltung verharren, Arme und Beine an den Körper gezogen. Erst wenn sie dazu bereit ist, soll sie den Rücken aufrichten. Sobald sie es wünscht, wird sie sich strecken; tastend zuerst, denn sie ist im Begriff, einen so großen Bereich zu erforschen, wie sie ihn sich bis dahin nie vorgestellt hat. Die Hände der Mutter sollen sich langsam über sie hinweg bewegen, nicht wie bei einer Massage, sondern liebkosend, ein Austausch von Berührung, Sprache von Geliebten, die einander Sicherheit geben. Die Mutter teilt dieser winzigen Person durch ihre Berührung Liebe mit. Und genau so sollte es sein, denn das ist die einzige Sprache, die das Baby versteht, aber dafür versteht es sie vollkommen. Die Sicherheit spendende Sprache der Berührung, des Streicheins, des Liebkosens und der be-

haglichen Wärme. Sie waren inniger beieinander, als alle anderen Liebespaare es jemals gewesen sind oder jemals hoffen könnten zu sein. Eine hat im Leib der anderen gelebt, und jetzt, wenn diese innige Vertrautheit in eine weiter geöffnete verwandelt worden ist, in eine Vertrautheit, die mit der übrigen Welt geteilt wird, jetzt soll die Geliebte, die die andere getragen hat, deren Weg in diese Welt ebnen – indem sie diese vertraute Sprache benutzt, die ihr den Übergang erleichtert. Der neuen Person soll damit Gewißheit gegeben werden, daß dieser neue Ort ein guter Ort ist. Und jetzt soll die Watichi ein leises Gebet anstimmen – damit die neue Person den Schmerzensweg des Lebens ebenso gut zurücklegt, wie sie den Weg der Geburt bewältigt hat – mit Liebe und Beistand; damit sie an die andere Seite kommt, wie sie durch die Geburt gekommen ist – mit einem Lächeln. Es ist ein glückbringendes Omen, wenn die neue Person bei der Geburt lächelt – und zudem ist es üblich; wir können stolz darauf sein, daß unsere Neugeborenen für gewöhnlich so leicht lächeln.

Jetzt soll das Kind von seinem Segens-Vater gebadet, behutsam in warmes Öl getaucht werden, eine Beinahe-Rückkehr in die behagliche Welt des Embryos, die seit noch nicht einmal zehn Minuten verloren ist; immer wieder eingetaucht, eine warme Rückkehr ins Meer der Mutter Reethe, bis es entspannt ist und bereit, ja, bereit, mehr von seiner neuen Umge-

bung zu erforschen; eingetaucht und vorsichtig hochgehoben, so daß es allmählich sein eigenes Gewicht erfährt; eingetaucht und hochgehoben, so daß es allmählich das Gewicht der übrigen Welt erfährt. Dann schließlich wird es in wärmende Decken gehüllt und seiner Mutter zurückgegeben, die vom Kreis der Gratulanten ebenfalls gereinigt und gekleidet worden ist. Nun ist die neue Person wieder bei der Person, die ihr einen ersten Platz zum Heranwachsen gegeben hat und die ihr den Aufenthalt an manchen Plätzen der Zukunft erleichtern wird. Jetzt sollen sie sich lächelnd ausruhen, wie ein Liebespaar nach dem Liebesakt. Sie sind jetzt und für immer die innigsten Geliebten – die Erinnerung daran wird nie völlig verschwinden; so wie Reethe für Dakka beides – Mutter und Geliebte – ist, so ist es auch beim Eintritt einer jeden neuen Person in die Welt: wir erschaffen mit jedem Leben, das wir gebären, das Wesen unserer Götter aufs neue.

Und wie unsere Götter halten auch wir den Atem an bis zu dem Zeitpunkt, an dem wir und die neue Person entdecken, wer sie sein wird.

... inmitten eines Hurrikans

»Winde heulten und grelle Blitze leuchteten auf; man erzählte mir, daß ich noch Stunden später vor Angst

und Schmerzen schrie. Das war vier Monate, bevor ich zum ersten Mal lächelte.

Natürlich erinnere ich mich nicht an diese Dinge; ich erfuhr erst viele Jahre später davon, ein besonderer Vertrauensbeweis von Sola, der Abweichenden. Meine Geburt war ein Tag der Stürme und anderer schlechter Omen, und ich glaube, daß mein Leben nicht nur durch meine eigenen Schmerzen in dunkle Farben getaucht wurde, sondern auch durch das Wissen meiner Familie um meinen bewegten und disharmonischen Start.

Ich wurde zu früh geboren – meine Mutter stolperte, als sie zur Unterkunft rannte. Bei ihr war keine Watichi, um zu singen und zu beten. Der Segens-Vater war bei einem Bootsunglück umgekommen, und ich wurde im Freien, ohne jeglichen Schutz, geboren, während ringsum laute Blitze tobten.

Hojanna mußte auf dem Rücken liegen, während Großvater Kuvig mich aus ihrem Leib zerrte. Sie zog einen Schleier von meinem Gesicht und gab mir einen Klaps, damit ich nach Luft schnappte – für etwas anderes war keine Zeit, weil das Wetter um uns herum wütete; sie zerschnitt die Nabelschnur fast sofort und wickelte mich in ihre grobe Windjacke, ohne mich vorher vom Blut meiner Mutter zu säubern. Dann strauchelten und rannten sie den letzten halben Kilometer zu unserer Hütte, während die Bäume um uns herum ohne Unterlaß krachten.

Es gibt keinen Weg, dorthin zurückzukehren und den Schaden ungeschehen zu machen, der sich bei meiner Geburt ereignete. Ich wurde geboren, und hier war ich. Es gab keine Lieder, keine Gebete, keinerlei Beruhigungsversuche – erst lange nachdem ich schon erfahren hatte, daß dieser neue Ort grausam, kalt und unwirtlich sein konnte. Dann war es zu spät für Beruhigungsversuche.

Eine Zeitlang wurde ich ›das dunkle Kind‹ genannt. Ich wußte das nicht, bis Sola es mir sagte; und doch wußte ich irgendwie, daß es etwas gab, das mich von den anderen unterschied. Nach dem Willen der Familie sollte ich niemals erfahren, daß mit mir etwas nicht stimmte; aber das ist eines der Dinge, die man vor einer Person nicht geheimhalten kann. Ich wußte einfach, daß ich auf irgendeine Art etwas Besonderes war. Ich spürte irgendwie eine wahrnehmbare Minderwertigkeit, und ich hütete dieses Wissen, da es mich zugleich den anderen gegenüber irgendwie überlegen erscheinen ließ – indem es mich anders machte.

Ich war anders als meine Geschwister. Ich wußte es aufgrund ihrer Weigerung, dies zuzugeben, weit- aus deutlicher, als wenn sie mir diese Tatsache tausendmal am Tag ins Gesicht geschrien hätten. Wie das Kind, das im Märchen durch das Meer verändert wird, fühlte ich mich als eine neue Art von Person – anders als jede, die je zuvor gelebt hatte. Vielleicht

eine normale Kindheits-Einbildung, aber in meinem Fall eine mit einem Kern von Wahrheit, die sowohl innerlich als auch äußerlich zu spüren war. Es war ein unbestimmter Unterschied, keiner, den ich definieren oder beschreiben konnte. Und vielleicht wurde ich ihn nicht einmal bewußt gewahr, bis ich mein eigenes Ich verlassen und zurückblicken konnte. Es dauerte bis zur Zeit des ersten Errötens und noch länger, bis ich bemerkte, was mich anders machte als meine kleinen Mitgefangenen der Entropie: Sie bewegten sich zumindest mit dem Wissen, daß sie eines Tages jemand sein würden; nicht einmal die Entropie konnte eine einmal verankerte Identität zerstören. Aber ich, ich bewegte mich tastend, behutsam, unsicher, ob ich überhaupt jemals irgend jemand sein würde. Wo andere Seelen sein konnten, war ich vielleicht nur ein kleines, glimmendes Fünkchen Angst, leicht ausgelöscht und vergessen.

Als Sola mir die Tatsachen über meine Geburt erzählte, war es folglich weniger eine Neuentdeckung als eine Bestätigung dessen, was ich schon mein ganzes Leben lang gewußt hatte: daß ich mich in einem Vakuum bewegte, das die Götter dadurch geschaffen hatten, indem sie den Atem anhielten.

Und doch – selbst mit diesem schrecklichen Wissen – war mein junges Leben ausgefüllt mit Freude – nachdenklich vielleicht, sehnsuchtsvoll wie die endlosen Akkorde aus den Flöten Dakkas –, aber all die-

se Tage waren Wegweiser zur unausweichlichen WAHL. Wenn ich wirklich einzigartig war, dann nicht durch die WAHL, sondern dadurch, daß ich lernte, damit zurechtzukommen.

Ich wurde geboren, hier war ich, und ich mußte das Beste daraus machen.«

Drei Tage nach dem Sturm wurde das Segel einer Watichi am Horizont gesichtet. Großonkel Kossar hißte eine Willkommensflagge, und das Schiff wendete und steuerte auf die Insel zu.

Eine Watichi ist eine heilige Person, eine Stimme von Reethe und Dakka in der Welt der gemeinen Menschen; sie besitzt nichts Eigenes, sie benötigt kein Eigentum – da sie den Göttern angehört, vertraut sie ihr Leben deren Winden an; sie werden für sie sorgen. Und in der Tat ist es eine Gnade, einer Gottstimme Nahrung und Unterkunft zu gewähren – es ist ebenso eine Sünde, ihr die Erfüllung ihrer Bedürfnisse zu verweigern. (Es hat Watichi gegeben, die manchmal ihr Gottgefühl verloren haben; deshalb ist es den Watichi verboten, ohne Erlaubnis länger als drei Tage am gleichen Ort zu bleiben.)

Diese Watichi war auf dem Weg von irgendwo in der Vergangenheit nach irgendwo in der Zukunft. Sie war auf Pilgerfahrt mit einem Ziel, das nur für Watichi bestimmt war und jenseits des simplen Verständnisses der gemeinen Menschen lag.

Sie war groß und knochig, ihre Haut war hell wie gebleichtes Pergament. Ihr Haar war weiß und schwebte in einer dünnen Wolke um ihren Kopf. War sie alt? Oder ein Albino? Ihre Augen waren rot und lagen tief in ihren Höhlen – sie sah gehetzt aus und zwitscherte wie ein Vogel. Ihre Hände flatterten vor ihr in der Luft, wenn sie sprach. Ihre Stimme glich dem hellen Pfeifen eines Kindes. Ihr Kleid war mit braunen und gelben Flecken gesprenkelt, und sie roch nicht nach dem Meer, sondern nach Fäulnis und Krankheit. Sie sprach von den Omen, die sie gesehen hatte, aber allein ihre Anwesenheit war Omen genug.

Sie steckte drei Stangen in den Sand und breitete über deren Spitzen eine seidene Stoffbahn aus, um Schatten zu haben; dann legte sie eine geflochtene Matte in den Schatten und setzte sich darauf. Sie wartete. Die Familie begann schon bald, ihre Geschenke vor ihr auf die Matte zu legen. Es spielte keine Rolle, daß Kuvig und Suko das legalisierte Betteln der Watichi ablehnten (sie nannten es »religiöse Erpressung«). Großonkel Kossar glaubte immer noch daran, und sie bestand auf den heiligen Handlungen – die Überlieferung muß geachtet werden. Sie breiteten vor der Watichi einen Querschnitt aus dem erlesensten Familienbesitz aus; die weichsten Kleidungsstücke, die süßesten Weine, die wertvollsten Geschirrstücke im Haushalt – ein mit Opfergaben wohlgedeckter Tisch. Die Watichi wies das

meiste zurück, und Suko wußte nicht, ob sie darüber erleichtert oder doch eher beleidigt sein sollte. Die Freude an schönen Dingen schien jenseits der Verständniskraft dieser Watichi zu liegen, Reichtum bedeutete ihr nicht mehr als Sand. Sie probierte von dem, was ihr behagte, aber der einzige Gegenstand, den sie annahm, war das hauchdünne, scharlachfarbene Halstuch, das die kleine Dida, ihre Eltern nachahmend, vor sie hingelegt hatte. (»Huch, eine bescheidene Watichi!« murmelte William hinter vorgehaltener Hand. »Wunder geschehen immer wieder.«)

Schließlich sprach die Watichi von Reethe und Dakka und den Münzen, die ihre Gesichter tragen. »Wir schütteln ihre Gesichter und werfen mit ihren Gesichtszügen die Runen. Wir erfahren nichts über die Vergangenheit und nichts über die Zukunft, sondern nur über diesen Moment – *jetzt* –, in dem sich ihre Linien überschneiden. Vor drei Tagen sah ich ein Omen.« Die Gottstimme schwankte, ihre Hände krochen zu ihrem Herzen und zu ihrer Kehle. »Ich verstand es damals nicht, aber eine Otter kletterte auf mein Floß und wies mich an, nach Westen zu segeln. Ich kam hierher. Und jetzt verstehe ich, daß es nicht wichtig für mich ist, dieses Omen zu verstehen, sondern über es zu berichten. Dieses Omen war für euch bestimmt, und ich diene nur als Bote.«

Sie senkte den Kopf und verstummte. Die Familie, im Sand kreisförmig um sie herumsitzend, wartete.

Kuvig legte drei Münzen vor der Watichi nieder. Zwei davon zeigten das lächelnde Gesicht Reethes, auf der dritten zog das grimmige Gesicht Dakkas Grimassen. »Wir hatten eine Geburt«, sagte Suko. »Und einen Sturm.«

»Ein Geburtsomen also, dennoch, ein merkwürdiges. Ich sah ein Boot, ein leeres Floß mit zerbrochenem Mast, zerfetzten Segeln, völlig verwüstet und verlassen. Es war alt und grau und hing schief in der spiegelglatten See. Es sah aus wie ein Todesboot, das aus den Seuchenjahren übriggeblieben war. Als ich meine Segel in seine Richtung drehte, tauchte plötzlich ein Vogel auf – groß und weiß, wie ich vorher noch nie einen gesehen hatte; zu groß für eine Möwe und mit zu sanfter Stimme. Ihr Schrei hatte irgend etwas Fröhliches. Sie kam von Osten, so als wäre sie aus dem Monduntergang der Nona entstanden; sie kam aus ihr herausgeflogen, als ich mich in ihre Richtung wandte. Sie flog über das Boot und zum Mondstern über mir. Sie kreiste einmal unter der Bundt, wandte sich dann nach Westen zur Lagin und weiter hinaus. Sie verschwand unter dem Monduntergang der Lagin. Der letzte Schrei, der zu mir herübertönte, war weder fröhlich noch verzweifelt – nur noch fragend. Ich sah sie immer noch fliegen – und ich sah Hoffnung. Als ich wieder nach unten aufs Meer schaute, war das Geisterboot verschwunden.« Sie kicherte. »Was bedeutet das?« Sie blickte umher

und sah ihre Zuschauer an. »Nichts? Alles? Vielleicht ist es ein Symbol für WAHL. Die neue Person kann in ihrem Leben hoffnungslos auf einem Meer von Trostlosigkeit treiben. Oder sie kann fliegen. Es ist kein fröhliches Omen, aber genauso wenig ist es traurig. Es spricht zugleich von Untergang und Freude. Eines Tages wird unsere Luft dick genug sein, und wir alle können fliegen wie die Vögel.« Ihre Stimme überschlug sich, sie keuchte und flüsterte in die Stille hinein. Ihr Atem ging pfeifend. »Dieses Omen habe ich gesehen, drei Tage bevor ich an diesem Strand stand. Wenn es für euch gedacht ist, habe ich es überbracht und meine Pflicht getan.« Sie ließ den Kopf in den Schoß sinken und schwieg lange. Suko fragte sich, ob sie vielleicht eingeschlafen war – oder bewußtlos, vielleicht sogar gestorben. Man hörte gelegentlich von Watichi, die auf ungewöhnliche Art starben.

Aber sie hob den Kopf und sprach ein Gebet zu Reethe und Dakka. Sie nahm die Münzen von der Matte, küßte jede einzelne und legte sie wieder hin. Sie stand auf und berührte der Reihe nach die Kinder und empfahl sie der Obhut der Götter; sie sagte freundliche Worte über die Insel, ihre Bewohner und ihre Pflanzen; sie vergab allen Ungläubigen, denn sie seien selbst in ihrem Unglauben Diener der Ströme Reethes und Dakkas. Und als sie das sagte, lächelte sie Kuvig und Suko wissend an. Dann packte sie ihre

geflochtene Matte zusammen, ihr Seidenzelt, die Zeltstangen, Didas Halstuch und segelte in Richtung Nordosten davon.

Suko schnaufte skeptisch, während sie ihr Segel zum rosafarbenen Ende der Welt treiben sah: »Eine aufwendige Pantomime, eine Bettelschau, eine Maskerade – alles, um uns zu erzählen, was wir schon längst wissen. Ein Baby wird für die WAHL geboren. Wir brauchen keine Watichi, damit sie uns das erzählt.«

Aber Onkel Kossar berührte sie beim Arm und sprach von Toleranz: »Sei vorsichtig, Suko. Ich fühle, daß dieser Besuch seine ganz besondere Bedeutung hat.«

Vielleicht stimmte das. Hörte Onkel Kossar eine andere Botschaft aus dem Schauspiel am Strand heraus? Drei Tage später legte sie sich zu Bett, und drei weitere Tage danach war sie zum Meer zurückgekehrt, um bei ihren Müttern zu schlafen.

»Das erste, an das ich mich erinnere: Wie ich nachts von einer meiner Kusinen in meine Krippe gelegt wurde. Dida war es, und obwohl Dida damals noch keine WAHL getroffen hatte, hatte sie sich nach meiner Meinung lange vor dem ersten Erröten entschieden: Sie wollte eine Geburt-Mutter werden, und der erste Ausdruck dieses Wunsches war die Fürsorge, die sie mir und den anderen Kindern zukommen ließ.

Dida machte sich gut als Mutter und stellte später auch ihre anderen Qualitäten unter Beweis. Während der Hungersnöte nach der Schirm-Katastrophe hielt sie ihre Eheverbindung zusammen, während überall Familien in Anarchie auseinanderbrachen, die unsere eingeschlossen.

Die erste Erinnerung, die überhaupt eines der Familienmitglieder an mich hat – also der erste Zeitpunkt, an dem ich so etwas wie Individualität entwickelte, die in ihren Gedächtnissen haften blieb –, betrifft den ›Essemäppchen‹-Vorfall. Keine Geschichte habe ich so oft gehört wie diese, und allmählich begann sie mich anzuwidern; aber ihre Beliebtheit bei Familientreffen muß etwas bedeuten, und ich vermutete, ihre Bedeutung liegt in der Tatsache, daß ich bis dahin nur ein weiterer rosa Fleischklumpen war, in dessen eines Ende man Nahrung hineinstopfen und dessen anderes Ende man von Scheiße reinigen muß.

Es geschah bei einem Familientreffen, das aus irgendeinem Anlaß stattfand, keiner erinnert sich mehr daran – die Familie hat jahrelang über den Grund für das Treffen gestritten, aber keiner von ihnen hat jemals die eigentliche Geschichte vergessen. Ich saß in einem hohen Stuhl. Meine Theorie ist, daß es sich um das Fest zur Meeresernte im Jahr 288 handelte; ich war damals etwa zwei Jahre alt, das richtige Alter für diese Geschichte. Es war wahrscheinlich das erstemal, daß ich gemeinsam mit der Familie essen

durfte; folglich mußte ich schon einige Erfahrung mit fester Nahrung gehabt haben.

Mitglieder der Großfamilie waren von der ganzen Sichel gekommen, einschließlich vieler aus der angeheirateten Familie. Mitten bei der Mahlzeit, so erzählen sie mir, fing ich an, ›Essemäppchen‹ zu verlangen, und ich wollte mit Weinen und Quengeln nicht aufhören. Ich fuhr einfach fort mit Knatschen und Jammern, aber keiner konnte sich unter ›Essemäppchen‹ etwas vorstellen. Meine älteren Geschwister (ich war die Jüngste am Tisch) konnten nicht verstehen, was ich wollte, Dida konnte es nicht, Hojana nicht und auch keine meiner anderen Mütter. Nicht einmal Großmutter Thoma, die als Kindererfahrenste von allen galt. Meine Tanten – meine Eltern hatten geradezu verzweifelt versucht, Eindruck auf sie zu machen – waren verärgert, weil die Familie ihre Jüngste weder bändigen noch besänftigen konnte. Die Anwesenden schmücken die Erzählung immer mit lebhaften Beschreibungen von Tante William aus, die so genervt wurde, daß sie anfang, meinen Vater anzuschreien: »Um Dakkas willen, gib der kleinen Ratte doch ein ›Essemäppchen!« (Wahrscheinlich ist das Grund für die Verwirrung über das Wo und Wann des Vorfalls. Tante Williams Ausbruch gab noch Monate später, immer wenn ein paar Familienmitglieder zusammenkamen, Stoff für ausgelassene Unterhaltungen; je häufiger davon erzählt

wurde, desto verschwommener wurde die Erinnerung an den eigentlichen Grund des Treffens.)

Ganz gleich, ich quengelte und weinte ohne Unterlaß, wie sie mir erzählen. Es gab würzige Fleischbrote am Spieß und appetitliche süße Kartoffeln, eingemachten Mais, süße Zwiebeln, gebackene Entchen in saurer Soße, jede Menge Schüsseln mit rohem Fisch und kleine Happen zum Tunken. Die Verwandten boten mir alles an, was auf dem Tisch war, um herauszufinden, was ich wollte. Und erst als einer meiner Onkel – niemand scheint sich zu erinnern, welcher es genau war, es muß wohl ein entfernter Verwandter gewesen sein – ihren Eßspieß nahm, mit dem man Fischstückchen in die Soße tunkt, begann ich wieder zu drängen und zu schreien ›Essemäppchen! Essemäppchen!‹

Essensstäbchen! Nur konnte ich das ›St‹ noch nicht so richtig aussprechen. Natürlich war ich nicht in der Lage, sie richtig zu benutzen, aber in meinem Kopf hatte ich die Verbindung zwischen Essen und Stäbchen hergestellt – und ich wollte sie haben.

Die Geschichte hat keine wirkliche Pointe, keine Quintessenz, auf die man bei späteren Ereignissen hinweisen und sagen kann: ›Hier, hier ist die Ursache! Die Geschichte beweist nicht einmal, daß ich ein Frühentwickler war; nur selbstüchtig, wie jedes Baby. Aber jedesmal, wenn sich Verwandte von mir trafen, vor allem solche, die mich eine Zeitlang nicht

gesehen hatten, wurde ich immer wieder als das ›Essemäppchen-Baby‹ vorgestellt. Oder irgendeine sagte: ›Sieh mal, wie groß unser kleines Essemäppchen geworden ist.‹

Ich selbst habe keinerlei Erinnerung an diesen Vorfall, und so fühlte ich mich immer, als würde ich das Gepäckstück eines anderen mit mir herumtragen. Ich entwickelte regelrecht Angst vor Familientreffen, weil die Geschichte unter Garantie immer wieder erzählt wurde; wenn nicht für Besucher, die sie noch nicht kannten, dann mir zuliebe. Denn ich machte andauernd den Fehler, darauf zu bestehen, daß ich mich an rein gar nichts erinnerte. Irgendwie machte mich das verschieden (zumindest in meinen eigenen Gedanken) von den anderen Kindern. Zum Glück fanden sie schließlich die Geschichte genauso fade wie ich, und niemand dachte mehr daran, mich wegen der ›Essemäppchen‹ aufzuziehen – dafür bin ich dankbar. Statt dessen zogen sie mich wegen einer Menge anderer Sachen auf.«

Nach dem Heiligen Kalender war Jobe vier Jahre alt, als sie zum ersten Mal erfuhr, daß Erwachsene in zwei Arten aufgeteilt waren – es gab welche mit hängenden Brüsten und welche, die überhaupt keine Brüste hatten.

Sie ging zum Meeresfest mit Hojana, die ihre Geburt-Mutter war, mit Dida, einer älteren, nicht

blutsverwandten Schwester, und natürlich mit ihrem Großvater Kuvig, die alle Feste verabscheute. Kuvig stolzierte mit grimmiger Miene auf ihrem gelbledernen Gesicht über den Festplatz – immer in Sorge, jemand könnte sie dabei ertappen, daß sie es heimlich doch genoß.

Die hellen Bambuspavillons sahen prächtig aus, die bunten Seidenbänder, mit denen sie geschmückt waren, bewegten sich träge und flatterten ab und zu im Wind. Blau und Gelb, Schattierungen von Grün; die Farben sangen von Sand und Sonnenschein, von Wind und Moos. Die wirbelnden Drachen und die Purpurbanner der Kaufleute ließen am Himmel ein geheimnisvolles und wundererfülltes Prachtbild entstehen. Heute waren die Westwolken ziemlich früh gekommen. Von Sommerwinden getrieben, wurden sie von der langsam aufgehenden Sonne mit roten und gelben Streifen markiert und formten einen silbrig-aufgelösten Hintergrund für die Geheimnisse des Tages.

Und die Gerüche – ungeheuer verführerisch waren sie! Weihrauch, Blumen, kandierte Farnkräuter, in Butter gebackene Reiskuchen, Geleekuchen, würziger Fischbraten, frischer Fisch und Seetangsalz; Eingemachtes, Geräuchertes, süße Säfte und Eiskrem, Sirup, Früchte, dunkles Bier und Wein, rosa Zuckerwolken, die viel zu leicht auf der Zunge zergingen; und phantastische Parfüms! Süßlich riechende und

saure, Moschusduft und Bittergeruch, alle Sorten von Kräutern; Aromapflanzen, Wurzeln, gute und böse Zaubermittel: um eine Geliebte zu finden, ein Kind zu machen, eine Ehe zu stiften oder den Tod zu bringen. Und Krüge der Verheißung, Salben der Freude, Fetische, die in geflochtenen Körben steckten, Träume aus Papier (und auch ein oder zwei Alpträume) – und über allem eine Aura der Stärke, ein Aroma, das zu gleichen Teilen aus Schweiß, Lust und Lachen bestand; über allem der schwache, warme Geruch von *uns*.

Erregung summite, Insekten gleich, in der gefühlsgeladenen Luft. Sie kreiste und schnellte plötzlich irgendwohin, entsprechend dem An- und Abschwellen und den Bewegungen der Menschenmengen.

Rings umher, in der Hitze des Tages (künstliche Schwüle kam durch Fontänen, Wasserfälle und verspielte Türme mit mechanischen Vorrichtungen, die kreiselnd Nebel erzeugten und ausbreiteten), sah man Erwachsene, die sich ihrer Halstücher und Tageshemden entledigten, die mit nackter Brust die breiten Straßen entlangschlenderten, hier und da stehenblieben und einzelne Waren näher in Augenschein nahmen. Die Alleen, die sich schlangengleich krümmten und wanden, waren allesamt mit Verkaufsständen gesäumt, die dicht an dicht standen. Die Warenangebote waren auf Zeltbahnen, gewebten und geflochtenen Matten ausgebreitet. Da waren die Bildhauer, die

Handwerker, die Weber mit ihren Webstühlen, Krämer, Schneider und auch Spieler, Drucker und Maler, Töpfer und Schauspieler; eine jede Bude stand ganz eng an der nächsten, und überall wurden alle möglichen Kunstfertigkeiten angeboten. Bootsbauer mit Schiffsmodellen und Tuchnäher mit Segeln und großen Fahnen – im Himmel über uns explodierten pfeifend und krachend Feuerwerkskörper, es war wie ein Orgasmus. Dann waren da die Vorleser, die Taschenspieler, die Lehrer und die Clowns. Da gab es Glas und Seide, Silber und Gold, Eisen und Leder und Kerzen und Lampen, Körbe und Eimer, Koffer, Kisten und Truhen, Käsekräuter und Puppen, allerlei Nippes und Flitterkram, Blumen – getrocknete oder frische –, Biere und Weine, Schnäpse von weit entfernten Inseln, Zauberkräuter, Teegewürze und Zucker und Nähnadeln, Modellkleider und Minis und Kinos und Irrgärten. Und Tiere! Kriecher und Krabbler und Kletterer und Kreischer – Flieger und Springer und Quaker und Schreier. Alle Farben auf Federn, Horn und Pelz – angeleint, in Käfigen, hinter Zäunen oder Glas – Jobs Augen waren geblendet von all dem, was sie hier sah. Da gab es massenhaft technische Geräte – sogar eine Bildschirmstation, Modell Mark IV, über Kabel direkt mit den Datenbanken der höchsten Instanzen verbunden. Und dann gab es kleinere Geräte, Denker und Spielzeuge, die auf Bildschirmen aller Größen verwirrende Muster

aufblitzen ließen. Sie lockten das Auge und narreten den Verstand. Jobe wollte herumstreifen, aber ...

Kuvig und Hojanna schenkten den Buden kaum Beachtung. Ganz gleich, ob Jobe laut zum Verweilen drängte: Sie durchquerten die Straße mit all ihren Illusionen und Wundern ohne Zögern. Sie hielten sich auch nicht am Pavillon der Gesichter auf – Kuvig konnte professionelle Wahrsager nicht leiden. Sie stellten sich trennend zwischen die Menschen und deren Götter, sagte sie. Und überhaupt wollten sie nicht auf dem Markt herumtrödeln, da sie wegen ernsthafter Angelegenheiten zum Meeresfest gekommen waren. Nur Dida und Jobe hatten vor Erregung gerötete Gesichter, aber bei Dida hatte es nichts mit dem Jahrmarkt zu tun. Jobe war verwirrt, wie es nur ein Kind sein konnte – man hatte sie zu einem Volksfest mitgenommen, aber dieses Fest verlor jetzt all seine Reize. Denn nun hatte sie gar keine Zeit für die Vergnügungen, die überall geboten wurden. Keine Zeit für die Schwärme tanzender Seidenfische; weder für Pantomimen noch für Akrobaten; weder für Gaukler noch für Theaterspiele; nicht einmal für die komischen Posen der Bettler mit dem aufgeschminkten Lachen, den lustigen Pappnasen und den großen, flachen Füßen. »Als du gefragt hast, ob du mitkommen darfst, Jobe, haben wir dir gleich gesagt, daß es kein reines Vergnügen wird. Zuerst gehen wir zur Markthalle, um Stoffe einzukaufen, dann muß

sich Großvater um das Schulgeld kümmern; und nach dem Essen geht's zur Plaza, um den Vertrag auszuhandeln, damit Dida verheiratet werden kann. Es haben sich sehr viele Familien beworben – die Auswahl wird sehr schwer sein. Aber bei solchen Dingen wie Verheiratungen soll man nichts übereilen. Wenn es sich um deine Heirat handelte, hättest du auch etwas gegen zu große Hast, Jobe. Wenn wir danach noch Zeit haben, gehen wir vielleicht zum Spielzeughändler.«

»Spielzeug kann ich auch zu Hause sehen«, murkte Jobe. Aber nicht allzu laut, denn wenn Hojanna sich umstimmen ließe, würde Großvater um so strenger werden.

Der Spaß an dem Festtag bestand also ... also mehr aus der Vorfreude als aus tatsächlichem Vergnügen; Jobe fühlte sich betrogen und gelangweilt. Sie war eingeschnappt und entschloß sich, jetzt erst recht keinen Spaß zu haben – aus Trotz. Das Mittagessen bot Gelegenheit, sich fern der Hitze zu entspannen und die vielen neuen Geschmacksrichtungen zu probieren. Für Jobe jedoch war es nur ein weiterer Anlaß, ihren Widerwillen zu zeigen. All die Gemüse, Früchte und Pasteten von den Nördlichen Inseln waren an ihr verschwendet. Ihr Geschmack war bitter oder ekelerregend, und die leise Begeisterung Kuvigs und Hojannas – die gedämpften *Oohs* und *Aahs* – schienen nur Theater, um sie vom Gegenteil zu über-

zeugen. Jobe war nicht beeindruckt. Diese roten und orangefarbenen Knollen beispielsweise waren einfach fürchterlich *schlecht*. Jobe hätte viel lieber einige kalte Reiskuchen gehabt. Sie schob ihren Teller fort und bereute, daß sie mitgekommen war. Zu Hause hätte sie mehr Spaß gehabt als hier, wo sie sich die ganze Zeit wie ein Mauerblümchen an Didas Arm klammerte. Wenn sie doch nur selbst alles erkunden dürfte, um das zu sehen, was sie sehen wollte; das wäre ja in Ordnung. Aber nein: »Du bist noch viel zu jung und hilflos, du Würmchen. Wenn dich eine Erdik sähe, würde sie dich mit nach Hause nehmen und für ihre Jungen braten. Du würdest uns sehr fehlen.«

»Es gibt doch gar keine Erdik«, antwortete Jobe, allerdings mit Zweifel in der Stimme. Dann fügte sie hinzu: »Ihr braucht Dida jetzt überhaupt nicht. Sie könnte mich mitnehmen.«

»Aber später«, sagte Kuvig in jenem väterlichen Ton, den Erwachsene immer dann benutzen, wenn sie Kindern etwas begreiflich machen möchten, »aber später brauchen wir sie. Und wenn wir sie dann nicht finden können, gibt es keine Hochzeit. Nein, es ist schon das beste, wenn ihr beide bei uns bleibt; und hör auf zu jammern, Jobe. Du wußtest, daß wir hier etwas zu erledigen hatten. Vielleicht ist es falsch, dich irgendwohin mitzunehmen.« Jobe schaute mißmutig drein, seufzte und zappelte nervös (mit mürrischem Schweigen, das beste, was sie machen

konnte). Sie versuchte zu überlegen, was sie in einer Situation tun konnte, in der man eben nichts tun konnte – außer mißmutig dreinzuschauen, zu seufzen und nervös zu zappeln. Die Erwachsenen waren immer der Meinung, Kinder sollten still sitzen und abwarten. Jobe empfand dies als unvernünftig und zu streng. Erwachsene wollten nur sitzen und reden – *das* war unvernünftig. Besonders, wenn gerade die Sonne aufging, wenn Vögel und Fische die Gerüche des Westens ausströmten und wenn das Meer Lieder sang. Es gab *Wichtiges* zu tun.

Aber nicht für Jobe. Sie mußte in einer winzigen Bambusbude bei Dida, Kuvig und Hojanna hocken. Weit weg von jenem baumumsäumten Spazierweg, der rund um die Insel führte, sich wie ein Kräuselband in Serpentina wand und Farbe und Aussehen dauernd änderte. Die Insel war nur eine von vielen, die auf das kristallklare Meer getupft waren; ein Ozean, gespickt mit bizarren Riffs und grünen Erhebungen, Überreste einer windstillen Vergangenheit. Das ORAKEL beschrieb die Inseln als den Körper der Gottheit Reethe, der Welt-Mutter, und daher war es nicht üblich, auf den höher gelegenen Hängen zu bauen. Dörfer wurden an den Küstenstreifen, auf Klippen und Halbinseln errichtet – überall, nur nicht auf den Hängen des Hochlands. Denn die waren heilig und wurden ausschließlich für Getreideanbau und Gärten genutzt. Das waren natürlich heilige Plätze

mit dem Segen der Mutter und des Vaters, die durch Unwetter und Wind sprachen. Deshalb waren die meisten Buden für den Markt nur provisorisch aufgebaut. Sie wurden wegen des Schattens und der Farben gebaut und sonst für wenig mehr; sie würden abgerissen werden, sobald der Jahrmarkt zu Ende war. Alle Buden waren mit hell getönten Strohdächern gedeckt.

Diese Hütte hier war offen. Ihre raschelnden Seidenvorhänge waren beiseite gezogen, so daß die im Innern Sitzenden einen Panoramablick auf jene Stelle des Kleinen Versammlungsplatzes hatten, wo er in den Pfad des Ölwalds mündete. Es war ein belebter Schnittpunkt mit einem ständigen Strom von Passanten. Manche schlenderten gemächlich unter pastellfarbenen Sonnenschirmen, andere hasteten daher, bahnten sich mit Ellbogen einen Weg an langsameren Fußgängern vorbei oder kamen auf Fahrrädern oder in schnellen Rikschas heran. Kuvig und Hojana ließen sich Zeit mit dem Nachtschiff aus Obst und Wein, diskutierten Vertragsklauseln und Anschlußvereinbarungen und feilschten wie Südküstenfischer. Währenddessen wandte Jobe ihre Aufmerksamkeit nach draußen. Allmählich begann sie, die vorübergehenden Leute zu studieren. Sie war gelangweilt, fast schon wütend. Aber da sie wußte, daß sie dieses Gefühl unterdrücken mußte, hielt sie statt dessen Ausschau nach etwas, an dem sie es ausdrü-

cken konnte. Es waren Fremde, unbedeutend. Sie war alles andere als neugierig, ein eher introvertiertes Kind. Meistens war sie bemüht, die Menschen auf Distanz zu halten. Aber bei manchen Gelegenheiten studierte sie sie gründlich aus dieser Distanz. Heute war eine dieser Gelegenheiten. Es könnte sich ja vielleicht lohnen; einmal, während der Erntezeit, hatte sie eine Verzauberte gesehen (zumindest glaubte sie, daß es so war); und ein anderes Mal (und hier war sie ihrer Sache ganz sicher) hatte sie einen Albi-no erkannt. Heute, da so viele Menschen unterwegs waren, würde sie vielleicht noch etwas weit Merkwürdigeres sehen.

Der Tag war im Sonnenschein gereift. Warm und leuchtend war sein Beginn gewesen. Nun wirkte der Himmel allmählich wie geschmolzen, beinahe verbrannt, als die Sonne ihren langen, strahlenden Aufstieg durch die hohen Nebel fortsetzte. Die Temperatur nahm deutlich zu, und bis zum Wendepunkt dauerte es noch eine ganze Weile. Daher hatten die meisten Spaziergänger auf dem Versammlungsplatz ihre gestrickten Tücher abgenommen und trugen sie über dem Arm. Überall, wo Jobe hinblickte, sah sie die unterschiedlichsten Menschen. Es war anregend, diese Fülle reinen Menschseins zu studieren. Sie sah alle Größen und Figuren und auch verschiedenartige Hautfarben; die meisten trugen Kilts aus Seide oder Leinen, Ledersandalen und geflochtene Hüte, die alle

mit fröhlichen Farben geschmückt waren. Manche trugen nicht so bemerkenswerte Kleidung.

Jobes Augen wurden von etwas Rotem angezogen, den hervorstechenden Brüsten einer Jugendlichen; nicht ganz so alt wie Dida, aber ihre Brustwarzen waren leuchtende karminfarbene Flecken, ihr Busen war rund und voll. Hatten andere Brustwarzen eine ebenso leuchtende Farbe? Jobe hatte das vorher nie bemerkt. Sie schaute sich alle anderen aufmerksam an, sah aber keine, die so hell waren. Das Mädchen war eine Betrügerin, entschied Jobe, und die Farbe hatte sie nur aufgemalt. Doch dann bemerkte sie etwas anderes: Ihre Neugierde wurde von der *Verschiedenartigkeit* der Brüste geweckt. Nicht alle waren klein oder fest wie die des Mädchens. Und nicht alle Erwachsenen hatten welche. Sie fragte sich, wie das wohl kam.

Zum Beispiel die braunhäutige Frau dort, die in der Nähe des Federbaums ausruhte: Ihre Brüste waren groß. Wie Beutel voll Pudding, schwingend, sinnlich und jeder Bewegung ihrer Besitzerin folgend. Sie war offensichtlich eine Geburt-Mutter, ihr Bauch war reif und stolz, ihre Brustwarzen wirkten fast schwarz auf der Schokoladenfarbe ihrer Haut. Ganz in der Nähe stand irgend jemandes Urgroßvater – ihre Brüste waren trocken und ledrig wie verdorrte Feigen mit hartem Stiel (oder war sie *Urgroßmutter*, überlegte Jobe; bei den Alten war das schwer zu sagen).

Jobes Interesse war eher klinisch: unvoreingenommen, leidenschaftslos und ohne jedes Wissen um Sexualität, voll Neugier und Sorgfalt. Einige Brüste waren rosa, andere braun; große waren wie aufgebläht, und kleine standen spitz vor; weiche schwabbelten, und harte hüpfen prall; sie sahen wie komische, nutzlose Dinger aus – wozu dienten sie? Jobe rätselte herum. Warum die kleinen Spitzen auf den Brustwarzen? Warum die weichen, runden Flächen um sie herum? Keine Person glich der anderen – ein auffälliger Unterschied, der sie zu weiteren aufmerksamen Betrachtungen veranlaßte. Warum waren sich die Busen nicht ähnlicher? Mütter hatten die größten Brüste; je älter, desto geschwollener. Großmütter hatten bis auf einige Ausnahmen Beutel wie Geleetüten; manchmal hatten sie geschrumpfte Überbleibsel wie leere ausgetrocknete Futterale. Und warum war *das so*?

Und was war mit denen, die überhaupt keine Brüste hatten? Es waren nicht viele, aber genug, um Jobes Aufmerksamkeit zu erregen. Die eine dort – ihrem Aussehen nach ein Bauer; ihr Brustkorb war breit und flach, fast ohne jede Wölbung, nur eine Brustwarze auf jeder Seite, klein, flach und farblos. Bei ihr war noch ein Bauer, das Gesicht von einem breitkrepfigen Hut verdeckt. Ihre Brüste waren üppig, schwer und sonnenverbrannt – aber warum? Etwa, weil ihre ganze Figur üppig war? Wenn sie dünn ge-

wesen wäre, wie sähen ihre Brüste dann aus? Warum waren manche Brüste groß? Und warum waren manche Brüste klein? Und warum hatten Kinder wie sie selbst ganz kleine oder gar keine?

Eine Gruppe lachender Seeleute kam auf den Platz. Leicht angetrunken, wie sie waren, tanzten sie beinahe. Sie hatten rote Gesichter, torkelten ein wenig, hatten einander untergehakt und kicherten, während sie obszöne Lieder über die Geliebten sangen, die sie auf den Inseln hatten, wo sie vor Anker gegangen waren. Sie trugen weder Hüte noch Hemden und hatten ihre Gesichter nicht geschminkt. Sie hatten Bürstenschnitte und trugen kurze Kilts. Doch sie schillerten bunt: Armbänder, Edelsteine, Halsketten, lange braune Beine und golden schimmernde Schultern. Sie bewegten sich mit der Geschmeidigkeit von Katzen. Sie waren gelenkig wie Balletttänzer, ihre Muskeln glänzten, als seien sie eingeölt. Jobe starrte sie fasziniert an (sie hatten übrigens keine Brüste), bis Hojanna sie ansprach: »Hör dir ihre Lieder nicht an, Jobe. Sie sind ungezogen und grob; und außerdem riechen sie schlecht.«

»Ich rieche gar nichts«, sagte Jobe, aber Hojanna beachtete das nicht. Jobe wartete auf eine Erklärung – wieso waren die Seeleute schlecht? Aber niemand ließ sich näher darüber aus. Also schob sie diese Überlegung beiseite und wandte sich einer drängenderen zu: »Warum haben Menschen große Brüste und

einige keine? Warum ist das so?«

Zuerst hörte ihre Mutter die Frage nicht, aber das plötzliche Grinsen Kuvigs und der ärgerliche Blick Didas ließen Hojanna mitten im Satz abbrechen und Jobe anschauen: »He? Was war das?«

»Warum haben manche Menschen große Brüste?«

»Weil einige sich an Reethe, der Mutter, orientieren, andere aber an Dakka«, erklärte sie geduldig.

»Ooh«, reagierte Jobe verblüfft. Sie hatte die Namen schon vorher gehört, aber gedacht, sie hätten mit dem wirklichen Leben nichts zu tun. Für sie war es eine andere Art von Gutenachtgeschichte, eine besondere Art von Märchen.

Als Hojanna ihren erstaunten Blick sah, sagte sie: »Manche Menschen wählen ein Leben nach Reethes Art und werden dadurch in die Lage versetzt, Geburt-Mutter zu sein. Das ist ihr Geschenk – und sie schenkt auch zwei weiche Beutel, um darin die Milch für ihre Babys aufzubewahren.«

»Aber Dida hat keine Babys«, stellte Jobe fest. »Und trotzdem hat sie...«

»Dida könnte eines Tages Babys haben. Der Besitz der Beutel bedeutet noch lange nicht, daß man den Inhalt auch weitergeben muß.« Dida errötete, doch Hojanna schenkte dem keine Beachtung. »Andere Menschen leben nach Dakkas Art. Dakka schenkt keine Behälter.«

»Was schenkt dann Dakka?«

Hojanna schwieg – und Kuvig griff ein: »Dakka schenkt einen magischen Stab. Der macht dich vor Freude schreien. Der Stab kann diesen Zauber nur schenken, wenn er in seine Scheide gehüllt ist.«

»Oh«, sagte Jobe und dachte über das neue Wissen nach. Reethe und Dakka, heilige Namen, waren also doch wirklich. Sie beeinflussten das Leben der Menschen – das hieß, sie waren keine Worte und Fabeln, sondern es gab sie tatsächlich, sie waren wirklich. Sie änderten das Aussehen des menschlichen Körpers, und das bedeutete eine Menge; das Bild, das man sich von sich selbst machte, war formbar. Das Bollwerk der Seele war nachgiebig. Was war sonst noch veränderlich?

In nur wenigen kurzen Augenblicken hatte sich Jobs Welt vergrößert. Sie war nun doppelt kompliziert, neue Tatsachen mußten eingeordnet werden. Zwar war die Landkarte dieser Welt nun vollständiger als vorher; aber wenn sie sich umschaute, schien das Gelände weitaus schroffer, als sie es sich vorgestellt hatte.

Schließlich verließen sie die Teebude und gingen zur Plaza, wo Didas Heirat mit einer Familie aus dem Norden in die Wege geleitet wurde. Sie würde auf einer ausgedehnten Plantage nahe des Azursees wohnen. Jobe jammerte den ganzen Tag nicht mehr. Sie war mit Nachdenken und dem Betrachten der Oberkörper der Vorübergehenden beschäftigt. Wenn

sie Brüste trugen, klassifizierte sie sie als reethisch – *der Mutter zugehörig*. Diese Brüste waren magische Beutel. Hatten sie aber keine, dann war das Dakkas Werk. Manchmal mußte Jobe lange und angestrengt schauen, um sicher zu sein. Einige alte, fette Dakkaiker verwirrten sie, denn sie sahen eher nach *Großmüttern* aus, obwohl sie mit Sicherheit *Großväter* waren. Die Dakkaiker hatten jedenfalls Zauberstäbe.

Aber als der Tag fast vorüber war und die Sonne sich dem Zenit näherte – das Licht hatte eine schmutzige Tönung angenommen, jene »Dämmerung« vor dem Wendepunkt –, kehrten sie schließlich zum Wester-Dock zurück, wo ihr Trimaran vertäut war. Jobe ergriff die Hand ihres Großvaters und fragte: »Großvater Kuvig, hast du vorhin geflunkert?« »He? Geflunkert? Wieso?«

»Über den magischen Stab. Ich habe den ganzen Tag aufgepaßt – ich habe eine Menge Beutel gesehen, aber die Zauberstäbe habe ich nicht gesehen.«

Da lachte Kuvig herzlich, und mit überraschender Kraft hob sie ihr Enkelkind auf und drückte es an ihre Brust. »Zerbrich dir darüber nicht den Kopf, Kleine – das ist nicht so wichtig. Eines Tages wirst du Gelegenheit haben, mehr Stäbe zu sehen, als dir lieb sind.«

Jobe kam auf das Thema danach nicht mehr zurück. Es war wohl ein weiteres Erwachsenen-Rätsel. Eins von der Art, auf das sie alle anspielten, ohne

jemals zu versuchen, es zu erklären. Jobs Interesse war ja nicht ursprünglicher Art, sondern aus Langeweile entstanden. Und nun, als es auf den Heimweg ging, war sie zufrieden damit, es wieder aufzugeben. Danach verfolgte sie jedoch ab und an der Gedanke: *Wo waren die magischen Stäbe?*

Satlin ist 178 Millionen Kilometer von ihrer Sonne entfernt, einem kleinen weißen Himmelskörper mit einem Übermaß an harter Strahlung. Die Satlik nennen ihn »Gottesherz« – nicht aus einem besonderen religiösen Grund, sondern wegen der Schwierigkeit für menschliche Wesen, ihn zu verstehen oder zu erklären. Die Sonne weicht so weit von der Norm ab, daß sie die meisten Erklärungen für ihre Existenz über den Haufen wirft. Die vernünftigste Erklärung dürfte einfach die sein, daß sie sich selbst mit höllischer Geschwindigkeit ausbrennen will. Das wäre die schnellste Methode, sich selbst, diese absurde Mißbildung, zu beseitigen

Satlin selbst ist auch eine Mißbildung – und ebenso schwierig zu erklären. Es gibt Anhaltspunkte dafür, daß der Planet einmal der Kern eines massiven Planeten vom Jupitertyp war; ein Gasriese, der zu irgendeinem Zeitpunkt seine äußere Schicht wegbrannte, als seine Sonne zur Nova wurde. Die Zusammensetzung seiner Hülle und seines inneren Kerns scheinen diese Theorie zu stützen. Doch es

gibt auch Anhaltspunkte dafür, daß der Planet früher durchs All irrte und von diesem Stern eingefangen wurde – zum Beispiel die Unregelmäßigkeit seiner Umlaufbahn. Ihre Kreisebene weicht um 60 Grad von der Ekliptik ab. Außerdem enthält die Erdkruste zuviel Wasser. Andererseits ist die Umlaufbahn nahezu kreisförmig. Es gibt genügend Anhaltspunkte, um beide Theorien zu stützen, so daß Satlins Herkunft ungewiß ist. Wenn überhaupt etwas, dann ist der Planet ein weiterer Beweis für die dem Universum eigene Widernatürlichkeit.

Aber wegen der geringen Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein bewohnbarer Planet Gotteshertz umkreist, würde man einen wie Satlin dort nicht vermuten. Folglich hatte es lange bis zu seiner verspäteten Entdeckung gedauert, die erst erhebliche Zeit nach der Kolonisierungswelle und der damit verbundenen Ausbreitung stattfand. Satlin ist der einzige Planet, der diese Sonne umkreist, wenn man von einem Ring aus Asteroiden und anderen Felstrümmern absieht, die etwa 380 Millionen Kilometer weit draußen einen Gürtel bilden.

Die Umlaufbahn der Asteroidenbrocken bildet die Ebene der Ekliptik für dieses Sternsystem. Wegen der starken Abweichung von Satlins Umlaufbahn gehen zweimal im Jahr heftige Meteorschauer auf den Planeten nieder; es sind Trümmerstücke, die innerhalb des Gürtels umherirren. Seit der Terraformung

wurden die meisten in der Atmosphäre verbrannt; doch ab und an müssen doch noch größere Brocken aus dem Weg geräumt werden. Die generelle Unwahrscheinlichkeit eines solchen Planeten gibt der Legende Nahrung, daß die Pilger durch einen »Engel« auf diese Welt aufmerksam gemacht wurden – durch den gleichen Engel, der sie mit dem »Retter« versorgte und ihnen die WAHL gab. So wie viele andere Bereiche dieser Welt waren selbst ihre Naturwissenschaften mit Elementen des Mystizismus durchsetzt.

Der Planet trug kein eingeborenes Leben. Vor der Terraformung war es eine harte Felskugel, die kaum eine Atmosphäre besaß. Die aktinische Strahlung, der sie ausgesetzt war, war stark genug, um tödlich zu wirken. Der Planet mißt 15140 Kilometer im Durchmesser und ist damit größer als die Erde, birgt aber weniger Schwermetalle und weist eine geringere Dichte auf. Die Schwerkraft beträgt 0,84 g. Satlin umkreisen drei kleine Monde, die zusammen nur ein Drittel der Masse Lunas besitzen, und Trümmerstücke von Asteroiden. Sie alle sind über 300000 Kilometer entfernt und verursachen nur geringfügige Gezeiten-Effekte. Fürs unbewaffnete Auge sind sie nur Lichtpunkte, keine Scheiben.

Die ersten Kolonisten erblickten eine öde, zerklüftete Welt. Die kraterzerfurchte Oberfläche wirkte abschreckend – es war eine einsame und feindselige

Welt, zernarbt durch Naturkatastrophen. Wenn sie überhaupt Wasser besaß, dann nur im Innern. Die kleinen Polarkappen bestanden überwiegend aus Kohlendioxydgas. Die geringen Spuren der Atmosphäre waren dünn und nicht atembar. Der Planet drehte sich in 53:33:12 Stunden einmal um seine Achse und erzeugte extreme Tag- und Nachtwerte, die Leben unmöglich machten. Der Tag, der 26:46:36 Stunden dauerte, war zu lang und zu heiß; und das selbst zu der Zeit, bevor die Mittagstemperaturen der Tagseite tödlich wurden; Ozeane, wenn es welche gegeben hätte, wären verdampft. Im Gegensatz dazu waren die ebenso langen Nächte zu kalt. Auf der Nachtseite wurden Temperaturen in Gefrierpunktnähe normalerweise acht bis zehn Stunden vor der Dämmerung erreicht. In den höheren Breiten war es nicht ungewöhnlich, daß Kohlensäuregas mit fortschreitender Nacht aus der Luft kristallisierte. Diese unaufhörliche Erhitzung und Abkühlung setzte die Erdoberfläche schweren Belastungen aus und machte sie für Vulkanismus und eine Vielzahl von (nutzbaren) geothermischen Rissen und Löchern anfällig. Erdbeben waren an der Tagesordnung.

Nach neun Jahren der Überwachung und der Tests begann die einleitende Terraformung mit der Schaffung einer Atmosphäre. Verschiedene Eisasteroiden waren aus der Bahn gestoßen und auf Kollisionskurs mit dem Planeten gebracht worden. Die ersten trafen

in dem Jahr ein, als die Haupttests beendet waren. Ihre Flugrichtung wurde auf bestimmte Zielbereiche korrigiert. Der größte dieser Eisasteroiden hatte mehr als 19 Kilometer Durchmesser. Im geschmolzenen Zustand würde das ausreichen, die Oberfläche des Planeten einen Zentimeter hoch zu bedecken. Einen ganzen Ozean auf diese Weise auf die Welt zu bringen, hätte mehrere hundert Jahre erfordert – und mehr Energie, als den Kolonisten zur Verfügung stand. Wahrscheinlich wäre Satlin in dieser Zeit durch das unaufhörliche Bombardement mit Asteroiden zertrümmert worden. Die Kolonisten setzten statt dessen auf die Tatsache, daß die kleinen Polkappen bereits vorhanden waren; außerdem hatten Stichproben der Erdkruste Anzeichen dafür ergeben, daß zusätzliches Wasser in Satlins Oberfläche enthalten war. Der Aufprall der Asteroiden öffnete tausende von Löchern in der Planetenoberfläche; *Milliarden* Tonnen von Fels und heißen Gasen wurden in die Luft geschleudert – so schufen die Kollisionen beides: eine Atmosphäre und einen Ozean. Und das innerhalb der Lebensspanne einer einzigen Generation. Die Pilger beobachteten das Geschehen aus der sicheren Entfernung ihrer Umlaufbahn; sie warteten ab und beteten. Natürlich war das Wasser, das sie auf den Planeten schafften, nicht verschwendet; zwar war sein Hauptzweck, die Planetenkruste zu veranlassen, mehr von ihren Schätzen freizugeben, doch

floß es schließlich in die für Seen und Ozeane vorbestimmten Vertiefungen – die sieben benutzten Asteroiden fügten dem endgültigen Volumen der Atmosphäre und der Ozeane weniger als sechs Prozent hinzu; der größte Teil der Vorräte des Planeten war bereits vorhanden und wartete nur darauf, angezapft zu werden. Alles, was dazu gebraucht wurde, waren einige feste Stöße.

Satlin besitzt weniger Wasser als die Erde, und es erstreckt sich auf einer größeren Oberfläche. Der Aufprall der Asteroiden hatte ganz gezielt den Zweck, Verbindungskanäle zu schaffen, durch die später das Wasser der Ozeane floß. Satlins Ozeane sind im allgemeinen flach, warm und bestehen überwiegend aus Süßwasser. Sie hatten keine Zeit, einen nennenswerten Salzgehalt anzusammeln. Die Meere liegen wie riesige Gürtel um den Leib des Planeten und fließen von Kraterloch zu Kraterloch. Viele Küstenabschnitte sind abschüssig und unzugänglich; dort waren früher die Berghänge oder Kraterwände. Darüber erstreckt sich ausgedehntes ödes Hochland, groß wie ein ganzer Kontinent, unbewohnt und *unbewohnbar*. Diese Gebiete sind größtenteils unerforscht, obwohl viele Legenden in ihren Geheimnissen angesiedelt sind.

Die heutige Landkarte Satlins zeigt über eine halbe Million Inseln, sie übersäen die Wasseroberfläche wie Trittsteine. Viele sind wie Mondsicheln geformt

– die Landkarte ist ein wirres Muster aus Bögen und Kreisen, das Erbe der zerklüfteten Vergangenheit des Planeten. Größere Krater wurden zu langen, kreisförmigen Ketten gebirgiger Inseln, die sich um ruhige Seen oder Inlandwüsten legten. Kleinere Krater wurden zu trockenen Blasen mitten im Meer, falls es Höhe und Stabilität ihrer Wände zuließen. Eine Folge dieser Struktur ist, daß auch ein Teil der bewohnbaren Oberfläche des Planeten unerforscht bleibt und Samen dort nur zufällig landet. In einem Teil der Gebiete wurde absichtlich nicht ausgesät, um Platz für künftige Anpflanzungen und Forschungsgebiete zu lassen. In anderen wurde wilder Pflanzenwuchs zugelassen.

Die meisten Inseln finden sich in den Gewässern, die ans Hochland grenzen, dort, wo die Ozeane am flachsten sind. Der größte Teil der Bevölkerung ist in solchen Gebieten angesiedelt – zwischen der Wüste und dem tiefen blauen Meer. Ein typisches Beispiel ist das Dreieck westlich von Hull, gebildet aus Luskin, Chung und Carlisle. Im Durchschnitt ist das Wasser hier weniger als einen Meter tief. Man kann, wenn man nur genug Ausdauer hat, über dazwischenliegende Wege gehen. Das »magische Dreieck«, das aus diesen drei Berggipfeln gebildet wird, ist wegen seiner herrlich bepflanzten kleinen Strände bekannt; für Segler und Badefreunde gleichermaßen ein Anziehungspunkt.

Die Terraformung Satlins war allerdings nicht so leicht, wie diese viel zu kurze Beschreibung vermuten lassen könnte. Tatsächlich war der größte Teil der Arbeit nach der anfänglichen Erschaffung der Atmosphäre zu leisten. Die Schaffung einer lebens- und widerstandsfähigen Ökologie war die Hauptsorge der Satlinbehörde – und sie ist es immer noch. Die Existenz einer Atmosphäre hatte eine merkliche Filterwirkung gegen die Ultraviolettstrahlen von Gottesherz zur Folge. Aber die lange Umdrehungszeit des Planeten machte die Tage nach wie vor zu heiß und die Nächte immer noch zu kalt. Die zweite Stufe der Terraformung erforderte eine Regulierung. Hierdurch wird die immer noch anhaltende strenge Kontrolle der Satlikbehörde verständlich. Ihr obliegt die historische Aufgabe der Erhaltung. Eine Aufgabe, die von den meisten Bewohnern mit an Ehrfurcht grenzender Hochachtung betrachtet wird. Eine Serie genormter ionisierter und undurchsichtiger Plasmaschirme wurden synchron zur Umlaufbahn über ausgewählten Stellen angebracht. Sie werden von spinnenförmigen magnetischen Verankerungen gehalten, sind beidseitig reflektierend und fungieren als Photonen-Interferenz-Felder. Die selbstregenerierenden Schirme sorgen für die nötigen Verfinsterungen und die *Dunkeltage*. Die Wetterbehörde übt Tag und Nacht die Kontrolle über jeden bewohnten Flecken des Planeten aus. Jede Entscheidung, die die Satlik-

Ökologie beeinflußt, wird von der Behörde überprüft.

Die Schirme von Satlin sind ein kleines technisches Wunder. Für den Bau des ersten wurden 23 Jahre benötigt. Später genügten weniger als 15 Jahre. Jedes Feld besitzt die Form einer Ellipse, hat in 84000 Kilometer Höhe eine synchrone Umlaufbahn und wirft auf die Oberfläche einen Schatten, der 800 mal 1800 Kilometer groß ist. Die Längsachse ist in Nord-Süd-Richtungen angeordnet. Da der Masseffekt nahezu bedeutungslos ist, bleibt das Plasma gegen Auswirkungen des Lichtdrucks relativ unempfindlich. Wegen gewisser massewirksamer Störungen der Satelliten in den Brennpunkten des Plasmas sind dennoch gelegentlich Korrekturen der Umlaufbahn nötig. Jeder Schirm beschattet das Gebiet Satlins, über dem er synchron placiert ist, und erzeugt täglich eine Periode totaler Finsternis, die 7:46 Stunden dauert und deren Mittelpunkt im Zenit der Sonne liegt. So wird der normale Satlintag in zwei Tage mit jeweils 9:30 Stunden Dauer aufgeteilt. Jede Dunkelperiode bringt genügend Abkühlung, um das beschirmte Gebiet innerhalb der Grenzen der Lebensfähigkeit zu halten.

Auf der Nachtseite fungiert der Schirm als Spiegel. Während einer Periode von 10:30 Stunden, deren Mittelpunkt um Mitternacht liegt, entsteht ein Dunkeltag mit jener Helligkeit, die durch die Refle-

xion auf der Unterseite des Felds erzeugt wird und dasselbe Gebiet erreicht. Benachbarte Schirme (falls solche vorhanden sind) sorgen für zusätzliche Helligkeit, bis ihre eigenen Bereiche sich der Periode des Dunkeltags nähern oder sie wieder verlassen. Dunkeltag herrscht in einem Bereich, dessen Schirm der Sonne gegenübersteht; davor oder danach fällt das Licht des Mondsterns auf angrenzende Gebiete, während im eigenen Bereich Nacht ist. Doch der größte Teil der Helligkeit jeder Region kommt immer von ihrem eigenen Mondstern; denn die Monduntergänge der angrenzenden Schirme sind zu weit von ihren Reflexionsachsen entfernt.

Weil die Schirme eine größere Fläche des Himmels als Gottesharz oder Satlins eigener Schattenkegel ausfüllen, erscheinen sie als eine sich phasenhaft ändernde Lichtquelle. Zuerst eine leuchtende Linse, die immer heller wird – zu hell, um direkt in sie hineinzuschauen; dann, wenn der Schattenkegel allmählich über sie gleitet, ein Oval, dem seitlich ein Stück fehlt; der Schirm wird zur Mondsichel, dann zum gestreckten Ring – das silbern glänzende Auge des Zenits; dann kehrt sich der Ablauf um, der Ringstern wird wieder zur Sichel, diesmal zur anderen Seite geöffnet; dann ein Ei, dem ein kleiner Ausschnitt fehlt; dann ein glühender Kreis, der wieder zurück ins Dämmerlicht gleitet. »Mittag« eines Dunkeltags ist eine Zeit des Zwiellichts.

Die hellsten Stunden kommen morgens und abends. Währenddessen sind die angrenzenden Schirme als riesige Monduntergänge im Osten und Westen zu sehen; noch größer als die Sonne durchwandern sie diese Phasen, während der Planet sich dreht. Nacht und Tag: der Himmel von Satlin ist ein Palast der Wunder.

Obwohl sie nicht ideal ist, funktioniert die Regulierung. Seit dem Beginn der Kolonisierung haben die Satlik vierzehn beschirmte Regionen geschaffen: Gaoh, Dhosa, Allik, Tartch, Nona, Bundt, Lagin, Kessor, Kabel, Weerin, Oave, Dorinne, Astril und Asandir. Die ersten neun sind auf der südlichen Halbkugel, die übrigen sind Nordschirme.

Der größte Teil von Satlins Bevölkerung lebt auf einem Streifen, der sich über die Südlichen Seen der Wildnis erstreckt und sich diagonal nach Norden fortsetzt. Hier liegen die Inseln, die an den Kontinent Lannit grenzen.

Die dritte Phase der Terraformung – die meisten Personen sehen sie als die *jetzige* Entwicklung an – begann mit der ersten Aussaat von Unmengen organischer Katalysatoren: Bakterien, Flechten, Pilze und verschiedenartige einzellige Organismen, die geeignet waren, die dünne Atmosphäre in sauerstoffhaltige Luft umzuwandeln. Im Wasser wurden Kieselalgen und Plankton ausgesät, auf der Erde Würmer, Pilze und Farne. Als sich die Atmosphäre stabilisierte und

einen Treibhauseffekt bewirkte, begannen sich auch die Wärmeaufnahme und die Abstrahlungseigenschaften der wachsenden Biosphäre zu stabilisieren. Die Polarkappen wuchsen wieder, doch jetzt war es Wasser; Sauerstoff begann, in nennenswerten Mengen aufzutreten, Luftbakterien folgten; alles schien sich gegenseitig zu ermutigen. Darauf folgte die Einführung komplexerer Organismen; Pflanzen und kleine Wassertiere, die sich von ihnen ernähren konnten; Insekten – krabbelnde und fliegende; Fische – kleine, die das Plankton fraßen, größere, die die kleinen fraßen. Eine Ökologie wurde geboren. Den Landpflanzen folgten kleine Tiere, die sich von ihnen ernährten; und fast unmittelbar danach kamen Raubtiere, um sie im Zaum zu halten. Jede neue Kreatur hatte mindestens zwei Hauptnahrungsquellen und ein überlegenes Raubtier, das nach ihr kam.

Der Satlik-Biokreislauf wurde auf Monitoren beobachtet; jede neue Kreatur wurde sorgfältig begutachtet; Simulationstests und Ökologie-Modelle wurden jahrelang erprobt, um die Grenzen jeder Änderung festzustellen – und dennoch wurde jede Änderung erst einmal nur auf engbegrenztem Raum eingeführt, bis schließlich feststand, daß sie sich innerhalb der vorhergesagten Werte auswirkte. Stachelfische wurden beispielsweise nicht eingesetzt – nur in einer kleinen, kontrollierten Zuchtanlage; kein geschlechtsreifer Stachelfisch ist jemals frei in den Meeren Sat-

lins geschwommen; man befürchtete, die anschließende rasante Vermehrung würde schnell alle anderen Arten dezimieren – einschließlich der menschlichen.

Die Pilger erreichten das Gottesherz-System vor nahezu 500 Jahren. Nach dem »Sturm von Eis und Feuer«, der fünfzig Jahre dauerte, nach dem »großen Abwarten«, während sich die Atmosphäre beruhigte, begannen die ersten Kolonisten zu landen und Siedlungen zu errichten. Es sollte hundertfünfzig Jahre dauern, bis sie zum ersten Mal ohne Sauerstoffmasken auf der Oberfläche gehen konnten. Und die meisten Inseln waren damals immer noch völlig öde. Es gab einige kleine Bäume, Sträucher und Büsche, einige Grasgewächse, Moose und Farne, Schling- und Kletterpflanzen, duftende Blumen – ganze Felder davon – und das Gefühl von Jungfräulichkeit über allem; ein Gefühl, das auch heute noch auf Satlin anhält. Trotz einer verheerenden Seuche in der siebten Generation ist die Zahl der Satlik nach 15 Generationen auf fast 100 Millionen angewachsen. Der ökologische Zuschnitt wird fortgesetzt, ebenso das »Verdicken« der Atmosphäre. Trotz der geringeren Schwerkraft ist die Atmosphäre immer noch nicht dicht genug, um ein wirtschaftlich verkehrendes Flugzeug zu tragen. Die wichtigste Transportart ist deshalb das Boot, meist Kähne mit flachem Rumpf oder Katamarane; sie sind entweder mit Segeln oder mit Feld-Motoren – oder mit beidem – ausgestattet.

Wegen der Durchschnittstemperatur von durchgehend 27° Celsius sind die Wolkenfelder überwiegend dick und hängen ziemlich tief. Man sagt, auf Satlin könne man sich aufrecken und eine Handvoll Wolken greifen (nicht ganz, aber...). Eine atembare Atmosphäre gibt es nur bis zu 2400 Meter Höhe über dem Meeresniveau. Darüber sind Druckanzüge oder Sauerstoffmasken erforderlich. Wegen der atmosphärischen Begrenzung und der relativen Unkompliziertheit des Transports auf dem Wasser liegen die meisten Ansiedlungen an den Küstenstreifen. Über der 1000-Meter-Grenze gibt es nur Observatorien. Der Luftdruck in Meereshöhe beträgt 11,1 psi.

Wegen der geringen Größe der Monde des Planeten sind die Gezeitenwirkungen unerheblich. Aus einer Reihe von Gründen führt dies dazu, daß sich die Anfälligkeit des Planeten für gewaltige Stürme verschlimmert. Die Meere Satlins sind nicht immer still; Hurrikane erzeugen oft Wellenfronten bis zu 100 Kilometern Ausdehnung – größere Flutwellen haben sich von einem Ende zum anderen gelegentlich schon 500 Kilometer weit erstreckt. Da die Atmosphäre Satlins nicht sehr hoch reicht, werden die Stürme niedergedrückt und breiten sich zum Ausgleich entsprechend nach den Seiten aus. Doch wie zerstörerisch die Stürme auch in manchen Gegenden wirken: Sie sind ökologisch notwendig. Denn sie erhalten die Witterungsbalance aufrecht, machen die

unbeschränkten Gebiete Satlins weniger abschreckend und unbewohnbar und steigern durchgehend die Erträglichkeit des Planeten. Nach einem Hurrikan steigt beispielsweise die Luftfeuchtigkeit auf Satlin gewöhnlich um einige Grade. Ohne diese Hilfe würde die Atmosphäre austrocknen und nicht mehr atembar sein. Doch auch so ist es in den Satlikhäusern üblich, im Innern einen kleinen Brunnen oder einige Schüsseln mit Wasser zu haben. Ihre Hauptfunktion besteht darin, die lokale Wasserverdunstung zu steigern; primitive, aber wirkungsvolle Luftbefeuchter.

Obwohl Luftreisen auf Satlin auf experimentelle Flugzeuge beschränkt bleiben, sind Raumfahrzeuge nicht ungewöhnlich. Sie werden von Katapulten in den Bergen gestartet und müssen nicht gegen dichte Atmosphäre und hohe Schwerkraft ankämpfen, um Umlaufgeschwindigkeit zu erreichen. So sind sie in der Lage, den Treibstoff wirkungsvoll zu nutzen. Die Satlik haben erst vor kurzem damit begonnen, ihre Raumfahrtindustrie neu zu entwickeln. In vielen Bereichen war der Fortschritt durch die ZERSTÖRUNG, die oben erwähnte Seuche, unterbrochen worden.

Zusammengefaßt: Satlin ist eine junge Welt, rau und hart. Obwohl die fortlaufende Entwicklung erfreulich zu sein scheint, handelt es sich um ein künstliches System, das ziemlich zerbrechlich ist und leicht zerstört werden kann (Anmerkung: Strenge politische Herrschaft ist hier für die Sicherheit notwen-

dig; sie wird von den Satlik geradezu verlangt). Der Satlik-Biokreis hat sehr enge Toleranz-Grenzen. Durchweg niedrige Lebensfähigkeit: 74%. Stabilität: 21°/180°.

Jobe entschied sich dafür, männlich zu werden, wenn sie älter würde.

Denn Dardis wollte männlich werden, ebenso Yuki und auch Olin. Diese drei wollten Dakka wählen, wenn für sie die Zeit des Errötens kam – alle vier waren blutsverwandte Geschwister. Ihre Entscheidungen wurden immer gegenseitig beeinflusst; daher war es für Jobe schon sehr früh klar, daß auch sie Dakka wählen würde.

Natürlich warf sie die Gesichter, aber sie beachtete die Antworten nicht – die Münzen lächelten nur mit wissenden Augen. Das Orakel gab immer verschiedene Antworten, aber die Botschaft war nie grundsätzlich verschieden. Immer die eine oder andere Form von: »Die Rechtdenkende bewegt sich mit dem Wind und reist mit den Gezeiten. Sie überläßt deren Kraft den Kurs ihrer Segel; so paßt sie sich ihren Strömungen an. Daher werden ihre Ziele nicht gegen die heiligen Strömungen der Welt gerichtet sein; diese Ziele selbst zu suchen, würde ihre kostbare Energie verschwenden und die Suchende letztendlich ermüden.«

Als Jobe schließlich alt genug war, um die Bedeu-

tung des Orakels zu verstehen, war es schon zu spät. Sie hatte sich mit den Strömungen bewegt – oder war, ohne es zu wissen, von ihnen bewegt worden.

Wahlmöglichkeiten kommen in vielen Formen auf uns zu – aber es ist die entscheidende WAHL zwischen Reethe, der Mutter, und Dakka, dem Sohn und Geliebten, die uns und unser Verhalten gegenüber unserer Welt am meisten beeinflusst. Aber, und das ist die wichtigste Erkenntnis: eine Wahl, selbst die entscheidende, ist nicht nur eine Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten; Wahl ist ein Moment der Geistigkeit. Das Individuum muß im Gleichklang mit Reethe und Dakka sein, um die richtige Möglichkeit zu erkennen. Wahl ist ein Vorgang der *Entdeckung* der passenden Möglichkeit. Deshalb werfen wir die Gesichter – die drei Münzen mit dem Antlitz von Reethe und Dakka, auf der einen Seite ein Lächeln, auf der anderen Seite ein grimmiger Blick – immer dann, wenn wir eine wichtige Wahl zu treffen haben. Wir müssen die Orakel unseres Wesensgeistes befragen: zur Anleitung, zur Meditation und zur Erkenntnis des richtigen Weges.

Jede Person muß für sich selbst erkennen, wer sie sein wird. Selbst wenn wir mit der Klarheit eines strahlenden Sonnentages sehen, welches die richtige Wahl für eine Person ist, können wir sie nicht dazu zwingen. Wir dürfen es auch gar nicht, denn die Per-

son kann nur dann mit ihrer Wahl leben, wenn sie sie als ihre eigene Entdeckung und Entscheidung anerkennt. Eine falsche Wahl, die anerkannt wird, ist immer noch stimmig – weitaus stimmiger als eine richtige, die erzwungen wurde. Entdeckung muß von jedem als ein Teil seiner selbst anerkannt werden, ehe sie zur Wahl werden kann. Wenn eine Person ihren richtigen Weg entdecken soll, muß es ihr erlaubt sein, alle möglichen Wege zu erforschen. Und das gilt für jede Wahl, vor die das Leben uns stellt; bis hin zu der, welche Blumen vor dem Essen auf den Tisch gestellt werden sollen.

Unsere Leben kreisen um diesen Grundsatz – ein geistiges Prinzip, das von den Göttern unserer Welt stammt. Daher kommt es, daß die Person, die sucht und sucht und dennoch ihren Weg nicht finden kann, am meisten bedauert wird. Sie wird sogar noch mehr bedauert als die, die überhaupt keine Wahl hat.

»Potto hatte die Angewohnheit, mich gnadenlos fertigzumachen. Immer, wenn wir ›Großer Hund – Kleiner Hund‹ spielten, kam ich mit ihr zusammen. Sie war sehr gut und ich nicht – ich war ihr Handicap. Gewöhnlich ließ ich die Melone oft fallen. Einmal schaffte ich es tatsächlich, die Melone festzuhalten und einen Punkt zu machen, aber das war ein glücklicher Zufall. Potto war mit mir immer sehr ungeduldig. Seihst als ich das eine Mal den Siegpunkt

holte, kritisierte sie mich: Wenn ich das häufiger schaffte, würden sie mich auch öfter mitspielen lassen.

Um die Wahrheit zu sagen: Ich sah wenig Sinn darin, einer Tätigkeit nachzugehen, bei der meine Beiträge andauernd bemäkelt wurden. Potto zog gewöhnlich an meinem Kilt und sagte: »So wie du spielst, wirst du eine Mutter werden. Du wirst niemals Dakkaiker sein. Seh dir diesen kleinen, hübschen Spalt an – so klein wird er bleiben. Ich kann ihn jederzeit füllen.«

Potto war nur drei Jahre älter als ich. Aber der Abstand zwischen uns lag in der Erkenntnisfähigkeit begründet, nicht im Alter. Ich wußte nicht, was sie da sagte, aber ich wußte sehr wohl, daß sie sich über mich lustig machte, und weinend rannte ich zum nächsten Elternteil. Potto wurde oft dafür bestraft, daß sie auf mir herumhackte – es war schon ein Wunder, daß sie mich nicht hinter die Felsen schleppte und dort ertränkte. Wahrscheinlich verdiente ich es. Wenn Potto ein gnadenloses Rauhbein war, dann war ich eine verderbte kleine Petze.

Glücklicherweise verloren wir beide mit der Zeit unsere schlechtesten Eigenschaften. Trotzdem kommt noch oft das schreckliche Kind, das ich einmal war, hervor und besteht darauf, seinen Kopf durchzusetzen. Nun ja, warum nicht? Es hat es verdient.«

Jobes Körper streckte sich. Die weiche Rundlichkeit ihres Säuglingsdaseins floß in die straffe Magerkeit der ersten Jugend über, der Unschuld vor dem Erröten. Sie entwickelte sich zu einem aufgeweckten Kind; zu intelligent auf der einen Seite, vor allem bei den Dingen, die sie aus Büchern lernen konnte. Seltens naiv auf der anderen Seite bei den Dingen, die sie von Leuten lernen mußte. Manchmal selbstversunken und lerneifrig, manchmal nachdenklich, manchmal impulsiv – sie war das Kind, dem niemand eine Zukunft vorherzusagen wagte (weil niemand von ihnen jetzt schon den Erwachsenen erkannte, der sie werden würde). Doch alle stimmten darin überein, daß sie für etwas Großes vorherbestimmt war. Oder für den Galgen. Sie besaß so eine Art von Selbstsucht.

Eine trockene Hitze war von Westen herangekrochen, vorwärtsgeschoben von einem Wind, der zu schwach war, um einen Namen zu verdienen; drei Tage lang lag sie über den Inseln, und Abkühlung gab es nur unter den Palmen oder an den Hängen von Ty-Grambly, dem »Donnerberg«, wo kalte Ströme aus dem Felsen gluckerten. Ty-Grambly war kein aktiver Vulkan; sie hatte ihren Namen von den Geräuschen, die der Wind machte, wenn er über ihren zerklüfteten Gipfel wehte.

Potto beschloß, der Hitze zu trotzen und zum Fischen zu gehen. Porro mußte noch Netze zu Ende

flechten und lehnte es ab, sie zu begleiten. Weder Kasper noch Olin waren verfügbar, also fragte Potto Jobe. Potto war fast fünfzehn, Jobe war gerade zwölf geworden. Beide waren von der Wintersonne braun wie Schokolade. Die Dunkelzeiten waren verkürzt worden, um die wechselnden Jahreszeiten zu simulieren.

Jobe stimmte überraschenderweise zu. An diesem bemerkenswerten Morgen segelten sie in einem der kleineren Katamarane aus. Sie kreuzten vor dem Südostwind um das Riff herum zur Nordspitze – eine winzige, namenlose Landzunge auf der windabgewandten Seite der Sichel, gegenüber der Bucht von Ty-Grambly.

Die Wellen schwappten gegen die Ausleger, und ab und zu spritzte das Wasser über sie. Zu Beginn der Segelfahrt hatte Potto wieder ihre spöttische Phase, aber inzwischen war Jobe alt genug zu wissen, wie sie es besser mit ihr aufnehmen konnte. Sie sagte nur, daß Potto ein gehässiges Benehmen an den Tag legte und besser etwas Vernünftigeres tun sollte; nach einer Weile sah Potto ein, daß sie aus Jobe – außer moralischer Selbstgerechtigkeit – keine Reaktion herauslocken konnte; das war ermüdend, also schwieg sie; es war ein langweiliges Spiel geworden. Aus sich selbst heraus hätte Potto das nicht erkannt, aber sie war eifersüchtig auf Porros enges Verhältnis zu Jobe, auf die Art, wie sie zusammen spielten –

und sie wollte selbst dazu gehören. Sie war nicht eifersüchtig, weil Jobe ihrer Zwillings-Schwester so nahe war. Sie wußte, daß niemand Porro so nahe sein konnte, wie sie selbst ihr nahe war. Sie war vielmehr eifersüchtig, weil Porro Jobe so nahestand. Denn Jobe war eines der »besonderen« Kinder in der Familie (obwohl niemand das jemals aussprach). Vielleicht war sie etwas Besonderes, weil sie Hojannas Kind war; doch wie auch immer, sie wurde von allen wirklich bevorzugt.

An einem abgelegenen Uferstück setzten sie das Fahrzeug auf den Strand. Potto sprang begierig in den heißen Sand, streckte und drehte sich in der Sonne. Sie war groß für ihr Alter – fast so groß wie ein Erdik-Kind, hatte mal jemand gesagt – und sie wurde von Tag zu Tag größer. Großvater Kuvig pflegte zu scherzen, sie könne Potto wachsen sehen. »Laß sie draußen in der Sonne stehen, begieße ihre Wurzeln tüchtig – dann haben wir eine neue Fahnenstange.« Sie war hager und sehnig geworden und trug seit kurzem keine Kilts mehr. Statt dessen bevorzugte sie einen knappen Lendenschurz. Anvar hatte Potto einmal damit aufgezogen und sie wegen ihres Exhibitionismus gerügt, aber Potto hatte nur die Schultern gezuckt. »Alle anderen binden ihre Röcke höher«, sagte sie.

Potto hatte auch begonnen, Make-up aufzulegen – eine andere Eigenart, die Anvar rügte. An diesem

Tag hatte sie drei rote, V-förmige Streifen auf ihre Brust gemalt. Jobe ahmte das nach und malte ähnliche Streifen auf ihre Brust, zwei schwarze und einen weißen. Sie würde es natürlich nicht zugeben, aber sie wollte Pottos Anerkennung so sehr, daß sie alles für sie getan hätte. Aber das war offensichtlich – wie es immer bei Kindern ist –, und Potto sonnte sich in ihrer Bewunderung, das erste Anzeichen positiver Aufmerksamkeit, das sie je von Jobe erhielt, nachdem sie sich so viele Jahre Porro zugewandt hatte. Möglicherweise war das der Grund dafür, daß sie sie gefragt hatte, ob sie mit zum Fischen kommen wollte. Sie hatten kalten Essig-Reis eingepackt, dazu getrocknetes Meereskraut, Sesamkörner, Gurken und Eingemachtes; mit den gefangenen Fischen wollten sie sich Sushi zubereiten.

Jahre zuvor, als die Familie noch häufiger auf der kleinen Landzunge gewesen war, hatten sie eine Falle angelegt, denn es war eine günstige Stelle für den Fischfang. Sie hatten einen langen Kanal aus Steinen und Netzen gebaut, der in die Strömung der offenen See hinausführte. Der Kanal wurde allmählich enger und zwang die Fische, in einen großen Teich zu schwimmen. Die Mündung des Kanals war so schmal, daß sie von den Fischen kaum gefunden wurde – meistens mußten sie in dem Teich bleiben. Ein- oder zweimal in der Woche ging jemand vorbei. Entweder, um einige Fische zu fangen, oder aber um

sie freizulassen. Großonkel Kossar hatte den Teich angelegt; aber sie starb, bevor sie jemals von einem der gefangenen Fische kosten konnte. Die Familie hatte den Teich fertiggestellt und die Landzunge früher oft für Picknicks oder nächtliche Feiern genutzt. Aber Suko wollte nicht auf Onkel Kossars Teich als Vorratslager angewiesen sein, denn sie meinte, die Entfernung zum Hauptteil der Insel sei zu groß. Sie warf lieber vor der Küste Netze aus.

Potto und Jobe hatten bald eine Reihe von Fischen gefangen und in Körbe gesteckt, um sie später nach Hause zu schleppen – sie würden erst unmittelbar vor dem Abendessen getötet werden. Jobe zog ihren Kilt aus und stürzte sich in die Brandung.

»Geh nicht zu weit nach draußen«, warnte Potto.
»Dort sind viele Strudel.«

»Das weiß ich selbst«, rief Jobe ärgerlich zurück.
»Stell dich nicht an wie eine alte Oma.« Sie war verärgert darüber, daß Potto es für nötig hielt, sie daran zu erinnern – als ob sie immer noch ein kleines Kind wäre. Das war eine ihrer Schwächen – immer, wenn sie glaubte, sich selbst etwas beweisen zu müssen, tat sie etwas Dummes und Unverantwortliches, um zu beweisen, daß sie nicht nur gut, sondern besser war. Da sie nicht sehr sportlich war, hatte sie sich, um das zu kompensieren, zu einem tollkühnen Kind entwickelt. Satlin war nicht gerade ein freundlicher Planet.

Jobe planschte träge in der Brandung, ließ sich

von den Wellen wiegen und genoß das Gefühl, nackt im Wasser zu sein. Sie glitt mühelos mit den Wellen und tanzte dabei mit jedem Wellenkamm und jedem Wellental auf und ab wie ein Korken. Sie bewegte sich weiter und weiter nach draußen – nicht etwa, weil sie wirklich schwimmen wollte; sie war zufrieden damit, durchs Wasser zu gehen –, bis ihre Zehenspitzen kaum noch den Sand berührten. Sie versuchte, ihre Zehen in den weichen, fast puddingartigen Untergrund einzugraben. Sie stand am Rand einer Sandbank, wo der sandige Untergrund in unergründliche Tiefen fiel. Sie wollte wieder auf den Boden treten, aber eine zurückrollende Welle stieß sie so weit seewärts, daß sie den Grund nur tauchend hätte berühren können. Sie stieß sich leicht ab und bewegte ihre Arme, um wieder näher zum Ufer zu kommen. Doch die nächste Welle zog sie wieder ein Stück weiter, nur ein kleines bißchen mehr als die letzte. Immer noch unbesorgt, stieß sie sich wieder ab, nur bemerkte sie jetzt, daß sie in eine Strömung geraten war. Die nächste Welle zog sie noch kräftiger und noch weiter hinaus.

Jobe war immer noch nicht geängstigt. Zwar war sie kein überragender Schwimmer, aber doch – wie alle Inselkinder – ziemlich geschickt. Sie stieß sich nun kräftiger in Richtung Ufer ab, mit festem Armschlag und strampelnden Beinen. Sie schien gut voranzukommen, aber das Wasser warf sie schneller

zurück, als sie sich dem Strand näherte. Sie fand sich sogar noch weiter draußen wieder.

Sie begann erneut, kraftvoll zu schwimmen – und plötzlich wurde ihr klar, daß sie keinen Meter gewann. Sie würde, lange bevor sie das Ufer erreichen konnte, ermüden.

Plötzlich bekam sie Angst.

»O nein – ich will jetzt nicht sterben! Mama!« Der Moment war schmerzvoll klar – es war dieser wie zu Eis erstarrte Abschnitt, in dem sich die ganze Welt zu einem vollkommen verstandenen Abbild kristallisiert. Jobe erfaßte es mit einer Schärfe und Klarheit, als sei sie eine Kamera. Sie war im Begriff zu sterben. Sie war im Begriff zu ertrinken. Sie wurde auf das Meer hinausgezogen – sie könnte dagegen ankämpfen, indem sie hilflos gegen die Strömung strampelte, und dann würde sie nur noch schneller ertrinken. Sie würde sterben, und das Wasser würde in ihre Lungen strömen, und die Schmerzen würden unglaublich sein – natürlich würde es Schmerzen geben –, und die kalte Dunkelheit würde sich in ihr ausbreiten, ihre verzweifelten Anstrengungen würden langsam wie die Bewegungen von Ballettänzern werden, und der Tod würde sie in verwirrende Vergessenheit schwinden lassen.

Und im gleichen Augenblick dachte sie an den Schmerz, den das ihrer Familie zufügen würde. »O Mama, nein!« Und auch die schrecklichen Vorwürfe,

die man Potto machen würde...

»Potto! Hilfe! Potto!« Jobe schrie so laut sie konnte. Sie konnte die Landzunge kaum noch sehen, so weit war sie schon ins Meer getrieben worden. Sie schrie und winkte mit den Armen.

In ihrem Kopf schwirrte es noch, aber dann wurde ihr bewußt, daß sie nur eine Hoffnung besaß: Sie mußte sich in der Strömung treiben lassen, bis Potto sie erreichen konnte. Sie wölbte den Rücken, zwang sich zu entspannter Haltung und trieb auf dem Wasser; dabei bewegte sie die Arme leicht, aber regelmäßig, um den Kopf in Richtung Ufer zu halten.

»Es ist nur eine Zeitfrage«, sagte sie zu sich selbst. »Solange ich mich treiben lasse, kann Potto mich erreichen.« Ihre Angst begann nun zuschwinden; sie hatte kein Wasser geschluckt, sie war noch am Leben – alles, was sie tun mußte, war, sich treiben zu lassen. Potto würde kommen und sie herausholen. Sie machte etwas schnellere Armbewegungen, um nicht zu weit abzutreiben. Sie trat auch leicht mit den Füßen.

Die Situation war unter Kontrolle, sagte sie zu sich selbst; sie begann nun, zu zählen – sie zählte ihre Armschläge. Potto würde hier sein, bevor es hundert waren. Überlegen wir: Potto müßte jetzt den Katamaran ins Wasser geschoben und sogar schon die Brandung hinter sich gelassen haben. Sie müßte jetzt den kleinen Motor gestartet haben, der am Heck zwi-

schen den beiden Auslegern angebracht und speziell für Notfälle oder Fahrten gegen den Wind vorgesehen war. Hier traf beides zu, Jobe wurde westwärts getrieben; sie schwamm ein wenig kraftvoller – aber nicht zu kraftvoll, ich will nicht müde werden. *Ich bin zu weit abgetrieben worden*, dachte sie, *Potto wird ein wenig länger brauchen*. Sie begann wieder zu zählen. Vielleicht würde sie bis zweihundert zählen müssen.

Bei dreihundert hörte sie bestürzt auf. Wo war Potto?

Sie ließ sich nun nicht mehr treiben, ließ ihre Beine sinken und begann wieder mit Wassertreten, dann drehte sie sich und schaute zum Ufer ...

... da berührten ihre Füße den Grund, und sie stand in brusthohem Wasser. Benommen und ohne es richtig zu begreifen, begann sie, auf den Strand zuzugehen; dabei mußte sie gegen das Zerren und Ziehen der Wellen ankämpfen. Oben auf der Landzunge säuberte Potto die Fische; der Katamaran lag unverrückt und trocken neben ihr. Sie blickte hoch, sah Jobe aus dem Wasser kommen und winkte ihr zu.

Es war das Treibenlassen, begriff Jobe. Dadurch hatte sie sich oberhalb der Strömung bewegt. Instinktiv hatte sie das Richtige getan, und das hatte sie zum Ufer zurückgebracht.

Aber jetzt war sie müde – ausgepumpt. Der Adrenalinstoß hatte sich verflüchtigt und hinterließ nur

ein Gefühl der Erschöpfung. Obwohl ihr das Wasser nur noch bis zur Taille reichte, konnte sie kaum noch dagegen ankämpfen – sie schluchzte, und die Tränen rannen ihre Wangen hinunter, salziger noch als das Meer. »Potto ...«, wimmerte sie, und das ältere Kind blickte verwundert auf. Dann kam sie angerannt, denn sie spürte an Jobes Ton, daß etwas nicht stimmte.

Jobe schaffte es, wenn auch schwankend, auf den Füßen zu bleiben, bis Jobe nahe genug bei ihr war, um sie aufzufangen – dann brach sie in den Armen ihrer Schwester zusammen.»Was ist los, Jobe? Kleine Jobe?«

»Wo warst du?« Jobe schwankte. »Du bist nicht gekommen, um mich zu retten! Ich wurde von einer Strömung gefangen! Ich habe nach Hilfe geschrien, aber du bist nicht gekommen!«

»Ich habe dich nicht rufen hören ...« Plötzlich begriff Potto, was Jobe sagte und packte sie fest. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

Jobe schniefte, schluchzte, nieste laut. Sie schwankte und legte ihren Kopf an Pottos breiten Brustkorb, wo sie die sorgfältig gezeichneten Streifen verschmierte. Auf ihrer Wange würden jetzt Flecken sein.

Potto war völlig überrascht und nicht sicher, was sie jetzt am besten tun konnte – aber das beste war ihre instinktive Reaktion. Sie hielt Jobe fest, bis sie

mit Weinen aufhörte, hielt sie fest und streichelte ihr Haar und ihren Rücken, hielt mit ihrer starken Hand Jobs Nacken, hielt ihre weiche Handfläche an Jobs Wange und dann – obwohl sie niemals geglaubt hätte, daß sie es könnte – flüsterte sie: »Jobie, kleine Jobie, laß alles raus, so ist es gut – ich liebe dich. Ich hätte es nicht ertragen können, wenn dir etwas passiert wäre. Aber jetzt ist alles in Ordnung; es ist alles in Ordnung.« Und dann, für beide noch überraschender: »Kleine Jobie, du bist meine Auserwählte, wußtest du das?«

Jobe schaute mit verheulten, roten Augen auf. »Mhm?« näselte sie.

»Hmm. Du.« Und sie küßte sie auf die Nase.

»Aber du hast doch immer auf mir herumgehackt...!« Sie schniefte noch einmal und lehnte ihren Kopf wieder gegen Potto.

»Wenn ich es so meinen würde, würde ich es nicht tun. Das ist nun einmal meine Art.«

»Aber es tut *weh*.«

Nun war es an Potto zu weinen – ein leichtes Schimmern in ihren Augen und ein Schwanken in ihrer Stimme. »Oh, Jobe, um nichts in der Welt würde ich dir weh tun wollen.«

Eine Zeitlang hielten sie einander umschlungen. Jobe weinte aus Angst; Potto weinte wegen Jobs Schmerz.

Schließlich war es die Hitze, die dörrende, schnei-

dende Hitze, die sie auseinanderbrachte – sie klebten fast aneinander.

»Komm zurück zum Boot. Du könntest deine Nase putzen.«

»In Ordnung.« Jobe schniefte immer noch.

Potto legte einen Arm um sie und zog sie fest an sich. Aber die Sonne war zu heiß und der Sand war zu weich – es war schwierig, so zu gehen.

Statt dessen hielt sie Jobs Hand und führte sie zum Katamaran zurück. Als ihre Angst langsam schwand, begann Jobe in weiteren Einzelheiten zu erzählen, was ihr passiert war, was sie gedacht und wie sie sich gefühlt hatte. Potto murmelte mitfühlend, aber sie war mehr um Jobs Verfassung besorgt als darum, die Geschehnisse detailliert zu erfahren.

»Gab es dort draußen Stachelfische?« Verärgert über die Unterbrechung schüttelte Jobe den Kopf und fuhr mit ihrer Erzählung fort – es sprudelte fast aus ihr heraus. Das war jetzt die Generalprobe für das überaus wichtige Noch-einmal-Erzählen zu Hause, dann noch einmal beim Abendessen und später noch einmal den Freunden. Es war wichtig, daß sie es richtig hinkriegte. Jobe war erschöpft, aber ihr Verstand raste. Sie untersuchte den Vorfall bereits zum zweiten Mal, studierte ihn genau: Vielleicht gab es irgendein Element, daß man aufregender gestalten konnte; oder, umgekehrt, ein Element, daß ihr Verhalten dumm erscheinen ließ.

»Ich war nicht zu weit draußen, nicht wahr? Ich glaube nicht, Potto. Ich bin da immer sehr vorsichtig. Stimmt das nicht, Potto?«

Sie waren am Boot angelangt, und Potto musterte Jobe nachdenklich. »Du redest schon wieder zuviel«, sagte Potto nur. »Dreh dich um, ich werde dich einölen.« Jobe fügte sich; Pottos sanften Befehlen zu folgen war etwas, das sie verstand. Und etwas, das sie brauchte.

Sie fühlte, wie sich Pottos große Hände warm über ihren Rücken, hinunter zum Gesäß und zu den Beinen bewegten. Pottos Finger waren kräftiger und auch sanfter, als sie jemals zuvor bemerkt hatte. Jobe genoß diese Behandlung. Pottos Hände wurden langsamer ...

»Hör nicht auf, ich mag das.«

»Ich bin fertig.«

Jobe drehte sich herum und schaute sie an: »Auch die Vorderseite.«

Potto zögerte, beschloß dann aber, ihr nachzugeben. Sie goß noch etwas Kokosöl in die Hand und verrieb es schnell auf Jobes Brust.

Hatte Potto plötzlich, während sie das Öl auf ihrer Rückseite verrieb, erkannt, daß Jobe kurz vor der Pubertät stand? Jobe war mager, unentwickelt – aber die Art, wie sich ihr Körper streckte, sagte genug. Hatte Potto im Innern erkannt, welches Vergnügen sie Jobe bereitet hatte? Als Jobe gesagt hatte »Hör

nicht auf«, wußte Potto, daß Jobe es ebenfalls gefühlt hatte. War sie verlegen? Zögerte sie deshalb?

Die Schwelle zum Erröten ist hochsinnlich, der Körper wird mit den Rätseln von Berührung und Zauber vertraut. Alle Nerven werden Boten glänzender und unsagbarer Freuden. Die intensivsten Erfahrungen verursachen intensive Gefühlsaufwallungen; und obwohl Jobe das Warum all ihrer Empfindungen nicht verstand, wußte sie doch, daß sie etwas von ihrer Schwester brauchte: die intensivsten und zärtlichsten Liebkosungen, deren Potto fähig war. Jobe wußte – wenn auch nur instinktiv –, daß die Form dieser Fürsorge körperlich und sinnlich sein mußte. Um ihre bebende Furcht zu beruhigen, brauchte sie etwas, das sie bis ins Innere spürte. Aber was für Jobe rein sinnlich war, war für Potto etwas Sexuelles.

Und doch, vielleicht wußte Jobe es ebenfalls.

Als Potto sie berührte – versuchte sie da, nicht über ihre Gedanken nachzudenken? Jobe erfuhr hier etwas Neues. Als sie Potto musterte, sah sie nicht ihre Schwester, sondern den Erwachsenen, der sie einmal sein würde; sie trug die Zeichen der Veränderung.

Pottos Brust schwoll mit dem ersten Erröten; die Muskeln des Erwachsenseins begannen zu erscheinen. Die Scharfsichtigeren unter ihren Tanten hatten erkannt, daß Potto sich Dakka zuwenden würde, die Zeichen dafür waren bereits vorhanden. Statt durch

eine weitere Gewebeschicht weicher zu werden, rundlich, blutgefüllt, Beginn des ersten Errötens, der Moment, in dem die Münze ihre letzte Prägung erwartet, war Potto schon darüber hinaus und am Anfang ihrer WAHL.

Sie hatte einen kräftigen Nacken und breitere Schultern bekommen, undeutlich noch, aber es war da. Und auch ihr Bauch war fester geworden, hart und flach. Das Seltsamste schien Jobe jedoch Pottos Schamspalte zu sein: Sie hatte ihre fleischige, rosafarbene Weichheit verloren; statt dessen sah sie aus wie eine Muskelwölbung, kräftiger in der Farbe. Winzige Haarlocken begannen auf ihr aufzutauchen.

Neugierig streckte Jobe die Hand aus und berührte die Spalte. Sie begriff, daß sie etwas sehr *Falsches* tat – sie überschritt die unsichtbaren Grenzen, die einen zurückhalten. Aber dann, als sie wartete, als sie berührte, mit der Gewißheit, daß ihre Schwester sie zurückstoßen würde ... Potto *tat es nicht*. Sie stand dort, zögernd, ob sie weitermachen sollte – oder die Hand wegziehen. Jobs Hand blieb dort, wo sie sie hingelegt hatte. Ihre Berührung war kühn und sondernd, das Gefühl erstaunte sie. Was sie berührte, war dort, wo sie selbst weich war, hart. Merkwürdig, wie außerordentlich merkwürdig.

Pottos Hände bewegten sich an Jobs Körper hinunter, verharrten kurz auf der Taille und glitten dann die Hüften hinab.

Jobe starrte auf Pottos Bauch. Er war angespannt, genau wie der ihre. »Du wirst bald gehen, nicht wahr, Potto?« fragte sie. Potto nickte. »Ich denke schon. Sie sagen es jedenfalls. Es ist noch nicht entschieden. Ich weiß nicht. Aber selbst wenn ich gehe, ist es nicht für lange. Gerade lange genug, um zu wählen.«

»Du hast die WAHL schon getroffen, nicht wahr?«

»Nein«, sagte sie. »Ich glaube nicht. Ich meine, ich habe geglaubt, ich wüßte es – aber ich habe angefangen, darüber nachzudenken, wie es sein könnte, wie eine Mutter zu sein. Ich meine ...« Sie zögerte. »Du kannst nur einmal wählen. Ich will sichergehen; ich habe noch Zeit.« Sie fügte hinzu: »Porro wird auch wählen müssen, weißt du. Wir haben darüber gesprochen.« Und dann, mit gesenkter Stimme, vertraute sie ihr an: »Wir haben sogar miteinander geschlafen, um uns näher zu sein, als es Schwestern sind; um uns gegenseitig zu helfen, die WAHL zu treffen.«

»Wie ist das?«

»Miteinander schlafen?«

»Hmm, hmm.«

»Es ist – es ist angenehm.«

»Nein, ich meine ... Was tut man?«

»Das weißt du doch. Wie jeder andere hast du Bilder gesehen.« Jobe zuckte die Schultern. »Das ist

nicht dasselbe.« Sie konnte sich vor Augen führen, wie ein Mann und eine Frau sich liebten – aber sie konnte sich nicht einen *bestimmten* Mann und eine *bestimmte* Frau vorstellen. Weit wichtiger: Sie konnte sich niemanden, den sie kannte, tatsächlich beim Geschlechtsakt vorstellen. Was *taten* Potto und Porro, wenn sie zusammen schliefen? Die Frage hätte sicher indiskret gewirkt, wenn Jobe nicht so unverbesserlich unschuldig und naiv gewesen wäre.

»Wir tun, was uns gute Gefühle verschafft. Wir berühren uns. Überall.«

»So wie ich dich berühre?«

»In etwa so.« Potto entzog sich ihr verlegen. »Das Berühren ist angenehm, Jobe, aber es ist nicht alles. Es gibt auch ein *Teilhaben*.« Und dann, sanfter: »Wiederberührt zu werden, ist sogar angenehmer – das ist eine noch schönere Art des Teilhabens. Zieh deinen Kilt an, wir wollen nach Hause gehen.«

»In Ordnung.«

»Du wirst selbst herausfinden, wie es ist, Jobe. Du bist schon beinahe alt genug.«

»In Ordnung«, sagte Jobe. Sie hatte die Angelegenheit nun schon wieder verdrängt. Sie war noch Kind genug für ein flatterhaftes Verhalten und flog wie ein Insekt von Augenblick zu Augenblick; aber genau wie ein Insekt würde sie zurückkehren und sich in die eine Sache vertiefen, die sie neugierig machte, bis ihr schließlich eine Antwort Erfolg

brachte – und Fragen des Körpers und dessen, was die Leute mit ihren Körpern machten, wurden für sie immer bedeutsamer. Doch im Moment waren alle ihre oberflächlichen Fragen beantwortet; tiefgründigere konnten noch einige Zeit unausgesprochen schlummern – keimend.

Sie stießen das Boot ins Wasser, Jobe hüpfte auf das Leinwandgestell und zog dann Potto an Bord. »Ich glaube, ich wähle Dakka«, sagte sie unerwartet.

»Ich werde wählen, was ich will«, antwortete Potto. Als ihr dann klar wurde, daß dies zu barsch klang, fügte sie hinzu: »Wenn ich Dakka wähle, kannst du eine meiner Ehefrauen sein.«

»Ich werde ebenfalls Dakka wählen«, sagte Jobe. Es war eine Feststellung, die von den anderen beeinflusst war. Wenn Kasper, Olin und Potto alle männlich sein wollten, dann wollte Jobe es auch.

Potto schien tatsächlich enttäuscht zu sein. »O nein«, sagte sie. »Du würdest dich als Frau weitaus besser machen.«

Jobe zuckte die Schultern – die Feinheiten der Geschlechter verstand sie nicht ganz. »Das geht in Ordnung. Selbst wenn ich Dakka wähle, werde ich mit dir schlafen. Wenn du willst.«

Potto grinste über Jobs Naivität. »Ich werde genug damit zu tun haben, mit meinen Ehefrauen zu schlafen.« Sie grinste. Aber sie beugte sich vor und küßte sie. »Ich bin froh, daß es dir gutgeht. Ich hätte

dich vermißt, wenn du ertrunken wärest.«

»Außerdem hätten sie dir Vorwürfe gemacht.«

»O ja.«

»Großvater Kuvig wurde am gleichen Tag geboren, als die Kreisbahn von Bundt zur Besiedlung freigegeben wurde. Sie wurde von Kossars Schwester Pola geboren, als sie in Strille auf der Weeping Crescent wohnten, unter dem Tartch-Schirm, nordöstlich von Nona. Als Kuvig neun Jahre alt war, heiratete Sukos Mutter in die Tamile ein und brachte die achtjährige Suko mit. Der Lagin-Schirm wuchs damals schon seit neun Jahren. Und die Satlik, die die Lagin-Gewässer befuhren, um sie zu kartografieren und nach Möglichkeiten der Kolonisierung suchten, berichteten, daß die Helligkeit von Gottesherz im Zenit bereits sichtbar nachließ; und ihre Durchschnittstemperatur sank ebenfalls.

Als wenige Jahre später Kuvig das Erröten erlebte, wählte sie Dakka. Es war erwartet worden, daß sie und Suko ein Paar würden und Suko daher reethisch würde. Aber Suko war Thoma begegnet; die hatte bereits Reethe gewählt, daher wählte Suko Dakka. Sukos Recht, Thoma in die Familie hineinzuheiraten, wurde angezweifelt – also heiratete Suko nach draußen, und Kuvig folgte ihr. Wenn Sukos Geliebter nicht hineinheiraten durfte, dann würde es auch keiner Partnerin von Kuvig erlaubt werden. Es

gab aber noch einen weiteren Grund: Die Familie hatte bereits Pläne, im kaufmännischen Bereich tätig zu werden; und Kuvig und Suko konnten sich mit dem entsprechenden Lebensstil nicht anfreunden. Sie fühlten sich wohler beim Fischen, beim Aufziehen von Obst und Gemüse, dem Pflegen der Weingärten, bei der Anpflanzung von Weihrauch, Nutzholz und Bambus. Sie zogen es vor, für sich selbst anzupflanzen und zu bauen. Das war besser als die eigene Arbeit anderen zu verkaufen, die nicht so geschickt waren. Als Kaufleute wären sie Diener derjenigen, die am meisten boten; und wenn es vielleicht einmal keine Arbeit für sie gab, dann gab es auch kein Geld. Kuvig hatte nichts gegen ein wenig Handel, aber sie war der Überzeugung, eine Familie müsse sich selbst versorgen können. Deshalb heirateten sie und Suko nach draußen und segelten zusammen mit Thoma westwärts ins Gebiet der Bundt.

Der Lagin-Schirm war inzwischen fertig, aber es würde noch über ein Jahr bis zu seiner endgültigen Stabilisierung dauern. Während dieser Zeit erkundeten sie verschiedene Inseln und wählten schließlich eine, aus, die sie Kossarlin nannten – zu Ehren ihres Onkels Kossar. Aber sie trugen die Insel nicht als Freihafen ein, denn sie wollten weder Kolonisationsmaßnahmen noch Kaufleute an ihren Stränden. Als das Gebiet freigegeben wurde, ließen sie sich an der Ostseite Kossarlins nieder. Später pachtete eine

andere Familie ein Stück an der Westseite. Dann segelte Kuvig zurück nach Wardy im Bundt-Bereich und heiratete Kirstegaarde, die sie kennengelernt hatte, als sie dort wohnten. Sobald der Hof aufgebaut war, nahm sie sie mit nach Lagin.

Sie bekamen Kinder, Suko und Thoma bekamen Layne und Neffe und Kiva, die bei der Geburt starb. Kuvig und Kirstegaarde bekamen Davi und Dorin und Fellip. Dann konnte Kirstegaarde keine Kinder mehr bekommen. Also holte Kuvig Vialla in die Familie und bekam mit ihr zusammen Sola, William, Jasper und Hojanna. Kirstegaarde lehnte es ab, daß Vialla ihren Platz in Kuvigs Bett einnahm und war danach im Innern immer ein wenig verdrossen. Aber sie heiratete nicht nach draußen, was ihr gutes Recht gewesen wäre. Statt dessen beschäftigte sie sich mit der Haushaltsführung und der Organisation der Anpflanzungen, mit den Erntelisten und dem Führen der Bücher. Als später eine Bildschirmstation gemietet wurde, erledigte sie die meisten Programmierarbeiten, während wir für den Lebensunterhalt sorgten. Thoma war zwei Jahre lang von einer Watichi erzogen worden. Daher übernahm sie die Aufgabe, den Kindern alles über die Legenden der Pilgerschaft und der Entdeckung Satlins, wie sie vom RETTER verheißen worden war, beizubringen. Sie erzählte uns von den Göttern, von den Propheten und den Tagen des Vorher und des Anfangs. Wir alle lernten un-

sere Lieder und Geschichten von ihr. Sie brachte uns bei, daß wir Satlik waren. Vialla war zufrieden damit, eine Mutter zu sein; sie kümmerte sich um die Kinder, unabhängig davon, wer die Eltern waren. Sie gab den weltlichen Unterricht: Wie man las und zählte und segelte; wie man kochte und Vorräte lagerte und sich vorbereitete; wie man die Winde abschätzte und wie man aus der See las. Später gebar sie Dida und Toki, die am Fieber starb, als sie drei Jahre alt war.

Layne und Neffe wurden reethisch und heirateten nach draußen. Maro, dakkaisch, heiratete hinein. Davi wählte Reethe und heiratete Anyo. Sie bauten weit draußen am Strand ein Haus und blieben meist unter sich, bis sie eines Winters ohne ein Abschiedswort verschwanden. Dorin wählte Dakka und blieb. Fellip starb. Sola erkrankte während des Errötens an einem ansteckenden Fieber und wurde dadurch eine Abweichende – ohne jede WAHL. Sie verließ die Insel, sobald sie dazu fähig war, denn sie hielt sich selbst für einen Störfaktor in der Familie. Sie wurde Nomadin, denn für Abweichende gab es keine Heimat. William entschied sich für Reethe, heiratete jemanden von der Westseite und zog fort. Jasper starb.

Großonkel Kossar entschied damals, daß sie des Kaufmannsdaseins müde sei und kam nach Lagin, um bei ihren Familien-Söhnen zu leben. Sie brachte Frijkin und Wene mit. Dorin heiratete Rue und gebar

Zwillinge: Porro und Potto. Marro und Marne (die von der Westseite kam) bekamen Yuki und Olin. Als Tante William zurückkehrte, brachte sie Dardis mit. Hojana wählte Reethe und heiratete Frijkin, die mich zeugte, und dann zusammen mit Wene im großen Sturm starb. Ihr Boot wurde auf den Felsen von Hard Landing zerschmettert. Hojana heiratete Kinnam von der Westseite, brachte aber nach mir keine Kinder mehr zur Welt. Ich wurde geboren, und Onkel Kossar starb. All das ist in den Akten der Behörde aufgezeichnet. Hätte Kirstegaarde nicht so sorgfältig die Daten des Heiratsvertrags einer jeden Person programmiert, wüßte niemand genau, welcher Teil von was zu wem gehört. Als Anvar hineinheiratete, hatte sie das Erröten noch nicht einmal abgeschlossen. Aber sie wurde ein ansehnlicher junger Dakkai-ker, dessen Interesse für Computer sich in Interesse für Kirstegaarde wandelte, und sie schiefen eine Zeitlang miteinander. Dardis starb. Porro wählte Reethe und ging davon, um in Strille auf Weeping Crescent unter dem Tartch-Schirm zu leben. Ihre neue Familie besaß eine ansehnliche Plantage und heuerte Kaufleute an, um ihre Felder zu bewirtschaften.»

Das Abendessen war eine Zeit, zu der alle zusammenkamen. Es war als freudiges Wiedersehen der Gruppe gedacht; eine Zeit, in der die Familienbande

gestärkt werden konnten, Nahrung wie Vertrautheit geteilt wurden. Aber das funktionierte nicht immer so.

Die jüngeren Kinder hatten die Pflicht, Gläser und Eßstäbchen auf den Tisch zu stellen. Eine besondere Auszeichnung war es, wenn jemand die Erlaubnis bekam, den Wein anzuwärmen. Die Kinder, die sich dem Erröten näherten, wurden mit der Verantwortung betraut, einen Tafelschmuck zu arrangieren. Er sollte die Stimmung der Jahreszeit, des Tages, des Augenblicks und der besonderen Gefühle der Familie widerspiegeln. Heute abend war es ein Blumenschmuck – ein überraschend öder. Schwarze Blätter umrahmten weiße Hoffnungsblumen, rundherum waren purpurne Freudenknospen; alle waren noch geschlossen, wirkten wie Massenware – Vorzeichen künftiger Entscheidungen.

Einige der Erwachsenen blickten den Blumenaufsatz nachdenklich an, während sie sich auf ihren Matten niederließen. Jobe stand einen Moment lang scheu daneben, dann setzte sie sich neben Potto – eine Handlung, die nicht unbemerkt blieb. Potto rümpfte ärgerlich die Nase – Teil des Erröten-Spiels, das sie manchmal spielen zu müssen glaubte: »Ich bin zu alt, um noch mit Kindern zu spielen« – und machte ein unanständiges Geräusch. Jobe tat erst so, als bemerke sie das nicht. Aber nach einigen Sekunden stand sie auf, ging um den Tisch herum und setz-

te sich neben Hojanna, ihre Geburt-Mutter. Suko sagte, ohne aufzusehen: »Potto, darüber unterhalten wir uns noch.«

»Jawohl, Großvater.«

Kuvig räusperte sich, und alle wurden still, denn jetzt kam ihr Bittgebet.

»Wir sind die Nachkommen von Tieren«, stimmte Kuvig an. »Wir sind selbst Tiere, und wir dürfen niemals vergessen, daß wir nicht menschlich werden können, bevor wir nicht unsere tierischen Grundbedürfnisse befriedigt haben. Die Kenntnis der Gesetze von Reethe und Dakka schließt uns nicht von den Tieren aus. Zu irgendeiner Zeit waren wir Raubaffen, zu einer anderen Zeit Wassertiere. Zu irgendeiner Zeit waren wir Präriebewohner. Und all das hat uns zu der Art von Kreaturen geformt, die wir heute sind. So sagen die Wissenschaftler. Aber auf dieser Welt gibt es kein Anzeichen dafür, daß diese Annahmen richtig sind. Wir haben hier keine Vergangenheit. Wir sind die Kinder von Pilgern.«

Kuvig fuhr fort: »Vielleicht ist beides richtig. Wenn wir die Kinder von Affen sind, dann wollen wir heute beschließen, nicht länger Affen zu sein, sondern etwas Edleres – wir stellen uns vor, wir seien menschlich; wir müssen das zu einem stolzen Titel machen. Und wenn wir die Kinder von Pilgern sind, dann müssen wir nicht weniger tun, als diesem Erbe gemäß zu leben. Also laßt uns zusammensitzen

und freudig gemeinsam essen. Es gibt viel, an dem wir teilhaben können; und es gibt viel, das wir lernen können. Und vielleicht sind auch WAHLEN zu treffen. Wir wollen das in Liebe tun.«

Sie senkte ihr Haupt für einen Moment und meditierte, um anzuzeigen, daß sie fertig war. Dann schaute sie wieder auf.

Für sie war es eine weitschweifige Rede gewesen. Einige der jüngeren Kinder, die nicht richtig verstanden, was sie sagte, waren unruhig geworden. Aber die älteren und auch die Erwachsenen waren still und aufmerksam. Kuvigs Ausführungen waren eine Absichtserklärung. Etwas, das zu lange gegoren hatte, sollte jetzt herauskommen und geregelt werden. Heute nacht. Und deshalb wurde während des Essens kein Wort darüber gesprochen. Und es würde nicht darüber gesprochen werden, bevor Kuvig nicht selbst begann. Gewöhnlich war es so, aber an diesem Abend war es anders.

Die jüngeren Kinder profitierten wie immer davon, daß sich die Eltern kaum unterhielten, und ihr Geschnatter beherrschte den Abend. Die Hauptsache war natürlich Jobs Rettung aus höchster Not.

»Wir sollten überlegen, ob wir wegen der nördlichen Landzunge nicht etwas unternehmen können«, bemerkte Kirstegaarde.

»Was sollen wir deiner Meinung nach tun?« fragte Suko auf die ihr eigene, ruhige Art.

Kirstegaarde antwortete nicht sofort. Eine eindeutige Lösung bot sich nicht an.

»Wir könnten den Schwimmunterricht verbessern«, schlug Vialla vor, »und einige Warnbojen anbringen.« Thoma sagte: »Kaspe, Olin, ihr könnt schon mal den Gelee servieren.« Dann, zu dem Vorschlag: »Wann planst du damit anzufangen, Vialla?«

Vialla hob abwehrend die Hände: »Oh, bitte, nein! Ich habe zuviel andere Sachen zu tun. Die Winterernte wird auch so dürftig genug ausfallen ...«

Thoma zuckte bedauernd die Schultern. »Wie du wünschst. Es war eine gute Idee. Vielleicht wirst du mehr Zeit haben, *nachdem* eins der Kinder ertrunken ist.«

Vialla wurde rot. »Du bist zu redegewandt, Mama«, sagte sie liebevoll. »Aber du hast recht. Nichts wird geschehen, wenn nicht jemand die Verantwortung dafür übernimmt. Vielleicht können wir gemeinsam die Verantwortung für die Durchführung übernehmen.«

»Wenn ich Computerzeit bekomme, kann ich eine Analyse der Strömungsverhältnisse ausarbeiten, um die beste Stelle für die Bojen zu finden«, warf Anvar ein.

Thoma schaute sie an: »Du hörst nie damit auf, nicht wahr?«

»Was meinst du?«

»Uns zu drängen, dir einen eigenen Computer zu

kaufen. Nebenbei, wenn du einen Blick ins Gemeindebuch wirfst, wirst du sehen, daß Großonkel Kossar die Strömungsverhältnisse schon vor zwanzig Jahren auf Seekarten eingezeichnet hat.«

Anvar ignorierte die letzte Hälfte der Erklärung. »Wenn wir einen Computer bekämen«, sagte sie, »könnten wir Computerzeit an die anderen Familien im Süden vermieten. Vielleicht genug, um die Investition wieder herauszuholen.«

»Ich habe niemals bestritten, daß ein Computer eine gute Investition wäre«, sagte Kuvig und verblüffte die anderen mit ihrem frühen Eintritt in die Diskussion. Gewöhnlich setzte sie sich bequem hin und wartete. »Ich würde besonders an einem interessiert sein, der sich selbst programmieren kann. So wie es jetzt ist, zahlen wir viel zuviel für unsere Programme. Da wir die Zeit mit vierzehn anderen Familien teilen müssen, kommen wir nur an die wichtigsten Daten heran. Aber was ich mich frage ist, ob wir wirklich geschult genug sind, die Kapazität eines Computers überhaupt auszunutzen. Die Antworten sind nur so gut wie die Fragen.« Sie zögerte, ließ es sich noch einmal durch den Kopf gehen. »Ich wäre bereit, die Investition zu unternehmen. Dann müßten wir aber wissen, daß es in diesem Kreis Mitglieder gibt, die so fähig und so ausgebildet sind, wie es nötig ist.«

Die meisten Erwachsenen schwiegen darauf.

»Vielleicht«, fügte Kuvig hinzu, »sollten wir tat-

sächlich eine Änderung in Erwägung ziehen. Wir sind keine wilde Grenzsiedlung mehr. Wir sind es schon seit einiger Zeit nicht mehr. Es wird Zeit, daß diese Familie anfängt, so etwas wie Vornehmheit zu erlernen – das gilt auch für dich, Kasper. Komm von dem Kronleuchter runter!«

»Ich glaube, wir sind vornehm genug«, antwortete Hojana. »Kasper, du hast gehört, was Großvater gesagt hat!« Diesmal fügte Kasper sich.

»Ich möchte, daß wenigstens einige meiner Nachkommen die Segnungen einer umfassenden Erziehung genießen. Der Kreis auf Option ist ein erster Schritt.«

»Ein wichtiger«, stimmte Vialla zu, die sich für die Familie damit befaßt hatte – auf Kuvigs Aufforderung. »Aber unser jetziges Gesprächsthema hat mit der Hochschule nichts zu tun.«

»Es hat alles mit der Hochschule zu tun«, gab Kuvig zurück.

»Wenn Porro oder Potto erwarten, in der vornehmen Gesellschaft akzeptiert zu werden, dann müssen sie auch einige Erfahrung damit haben. Option ist ein guter Ort zum Lernen.«

Großmutter Thoma sagte zögernd: »Die Kinder sind immer zu Hause erzogen worden. Sie haben ihre WAHL immer hier, unter ihren Spielkameraden, getroffen.«

»Und einige dieser Wahlen waren falsch«, sagte

Großmutter Kirstegaarde.

Daraufhin war alles still. Die Familie wurde nicht gern an Fellip erinnert, die falsch gewählt hatte und aus Kummer zurück zum Meer gegangen war. Doch Kirstegaarde fuhr fort: »Fellip wurde zu einer schlechten Entscheidung gezwungen, weil jemand« – an dieser Stelle vermied sie es, Kuvig direkt anzublicken, aber ihre Worte waren wie Messer –, »weil jemand noch eine Tochter haben wollte. Fellip wollte zu Dakka, aber jemand« – sie machte erneut eine Pause – »bestand darauf, daß wir gehorchen ... laßt mich nachdenken, was war es damals? Geschlechtswahn?«

Kuvig war wie erstarrt. Sie sah ihre Frau an. »Kirstegaarde, manchmal machst du es einem sehr schwer, dich zu lieben. Glaubst du nicht auch, daß ich mich wegen dieses Fehlers Tausende Male verflucht habe? Glaubst du nicht, daß ich noch immer über meinen verlorenen Sohn weine? Wir gaben Fellip eine dakkaische Erweckung, so daß sie im Meer wie ein Mann leben konnte; aber ich habe mir selbst nie verziehen, daß ich so gefühllos war – und jeder in der Familie weiß das. Wie oft willst du diese Wunde wieder aufreißen?« Und dann ergänzte sie mit sanfterer Stimme: »Deshalb befürworte ich nun die Freiheit der WAHL – damit wir nie mehr eine zweite Fellip haben. Darum will ich auch, daß Porro und Potto nach Option gehen.«

Kuvig senkte die Hände in den Schoß und schwieg.

Kirstegaarde öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Thoma wandte sich ihr zu und ergriff ihren Arm. »Kirstegaarde«, sagte sie weich, »warum mußt du diese schreckliche Erinnerung immer wie eine Waffe benutzen? Alle anderen von uns haben vergeben oder doch zumindest gelernt, es zu akzeptieren, und wir ertragen unseren Kummer gemeinsam. Aber warum mußt du immer wieder, bei jeder Wahlzusammenkunft, mit diesem schrecklichen, schrecklichen Blick voll Anklage und Vorwurf vom Thema abkommen? Warum mußt du Kuvig damit Kummer machen?«

»Kuvig war der Vater, und ich war die Mutter.« Aber das war keine Antwort. Fellip war nun schon seit sechs Jahren tot – und Kirstegaarde trug ihren Kummer immer noch mit sich herum. Vielleicht hatte der Kummer ihren Verstand vergiftet. Denn sie war nicht fähig, etwas anders als durch einen Filter von Vorwürfen zu beurteilen.

Die andern schauten unbehaglich drein. Suko sagte schnell: »Ich glaube, das Abendessen ist jetzt beendet. Die Kinder dürfen spielen gehen, während wir uns in den Gemeinschaftsraum zurückziehen. Ich werde einen Tee aufbrühen, und Thoma schneidet einige Kräuter zum Rauchen. Wir müssen heute abend etwas besprechen.«

Kuvig nickte. Kirstegaardes Vorwurf hatte sie erneut mit voller Wucht getroffen. Alle Anwesenden wußten, daß sie in dieser Nacht wieder weinen würde. Vialla und vielleicht Hojanna würden ihre Textpassagen sprechen müssen.

Hojanna trieb die jüngeren Kinder bereits nach draußen. Porro und Potto begannen, den Tisch aufzuräumen. Suko und Thoma legten die Pfeifen bereit und stellten Tassen auf den Tisch.

Die Familienentscheidung war so lange hinausgeschoben, bis die Familie wieder eine Familie sein konnte. Erst würden sie trinken, dann würden sie rauchen. Dann würden sie die rituellen Handlungen vornehmen; durch sie wurden sie daran erinnert, daß sie vor allem durch die Liebe zu einer Familie wurden. Die Perle der Zwietracht mußte ins Meer geworfen oder zumindest für eine Zeit begraben werden, ehe die Familie wieder einen wirklichen Kreis bilden konnte.

Nur dann konnte sie im Prozeß des Entscheidens fortfahren.

Am Ende wurde beschlossen, daß Porro und Potto sich dem Kreis auf Option anschließen sollten. Dort sollten sie sowohl die Computertechnik als auch andere Methoden, eine Insel zu organisieren, studieren. Sie sollten ebenso die Erlaubnis haben, während des Augenblicks der WAHL auf Option zu leben.

Zum Schluß hatten sich die Freudenblüten im

Blumenschmuck geöffnet. Bis auf eine waren alle rosa mit weißen Tupfen und schimmerten im Innern wie dunkler Purpur. Die eine Ausnahme war leuchtend scharlachrot gefärbt. Jobe zitterte, als sie sie sah und fragte sich, was sie bedeutete. Sie fragte sich auch, wessen Blume es war.

»Ich erinnere mich lebhaft an meine Puppen; auf eine Art waren sie die engsten Gefährten meiner Kindheit. Da gab es Rhinga und Dhola und Gahoostawik; Gahoostawik war meine Lieblingspuppe, sie war länger bei mir, als ich denken konnte; wahrscheinlich war sie meine erste richtige Puppe. Hojanna sagte, es sei die erste meiner Puppen, der ich selbst einen Namen gegeben habe. Einmal im Jahr, kurz vor meinem Geburtstag, verschwand Gahoostawik für einige Tage und kehrte unvermeidlich jedesmal rechtzeitig zur Feier zurück. Sie hatte immer einen neuen Anstrich und, wenn nötig, neues Haar. Und sie trug stets neue Kleider, die zu den neuen paßten, die ich bekam. Ich vermute, ich betrachtete sie immer als eine ganz besondere Schwester, die mir näherstand als eine Zwillingsschwester. Gahoostawik wuchs zusammen mit mir auf. Ein Teil von mir, aber getrennt, wie ein kleines anderes Ich. Es war, als könnte ich mich manchmal von einem ein wenig entfernten Standort selbst beobachten. Jede von uns hatte ihre ganz besondere Puppe, die sie von den anderen fern-

hielt. Puppen waren nicht dazu da, mit anderen geteilt zu werden – als ob schon die Berührung eines anderen Kinds sie mit einer fremden Identität beschmutzen würde.

Später gab es andere Puppen: Wallan, Bargle, Arlie und T'stanawan. Aber Gahoostawik blieb die im Mittelpunkt des Kreises. Ich glaube, ich war die verwöhnteste Göre der Familie; jedesmal, wenn wir Ferien hatten, wenn wir ein Fest feierten oder auch nur von einer entfernten Verwandten Besuch bekamen, erhielt ich eine weitere Puppe geschenkt. Zum Teil deshalb, so vermute ich, um mir etwas zum Spielen zu geben, damit ich die Erwachsenen nicht bei ihrer Unterhaltung störte. Zum Teil aber auch, glaube ich, wegen des Spiels, das wir immer bei dem Versuch spielten, einer neuen Puppe einen Namen zu geben.

Jede Puppe mußte einen Namen haben, der ihrer Persönlichkeit entsprach. Manchmal benötigten wir eine Reihe von Versuchen und probierten eine Vielzahl von Namen aus, bis wir schließlich einen fanden, der paßte. Es verwirrte meine Familie endlos, wenn ich eine Puppe an einem Tag mit dem einen, am nächsten Tag mit dem anderen Namen benannte. Jedesmal, wenn ich eine neue Puppe bekam, konnte man Großvaters ›O nein, jetzt geht das schon wieder los!‹ hören. Und dann, wenn endlich ein Name gefunden war, der tiefe Seufzer der Erleichterung: ›Reethe sei Dank!‹

Weil ich für mein Alter ziemlich klein war, suchte ich oft die Gesellschaft meiner jüngeren Geschwister. Die meisten meiner Freunde waren mindestens ein Jahr jünger als ich – dadurch fühlte ich mich wie ein Anführer. Ich glaube, ich fühlte mich wegen des sichtbaren Altersunterschieds bei ihnen ein bißchen fehl am Platze – bei einem Kind können sechs Monate schon viel ausmachen. Aber noch mehr fehl am Platze fühlte ich mich bei denen, denen ich eigentlich ebenbürtig sein sollte. Viele von ihnen schienen es viel zu eilig mit dem Älterwerden zu haben. Schon lange vor dem Alter des Errötens sprachen sie von der WAHL. Sie fragten sich laut, was wohl besser sei: einen Penis oder eine Vagina zu haben. Und sie verglichen alle Informationen und Desinformationen, die sie über die verschiedenen Vorteile und Nachteile gehört hatten. ›Du mußt beim Pipimachen hocken, wenn du Reethe wählst‹ – ›Aber du kannst keine Babys haben, wenn du dich für Dakka entscheidest‹ – ›Reethe macht dich viel zu kopflastig‹ – ›Und durch Dakka wird es anschwellen und herumbaumeln –‹

Diejenigen, die das Erröten erreicht hatten, waren wie Forscher, die in Neuland vordrangen. Aber irgend etwas in dem neuen Territorium veränderte sie. Selbst wenn sie mit dem neugefundenen Wissen angaben und protzten, selbst dann trennten sie sich von ihrer kindlichen Vergangenheit. Und es widerstrebte ihnen, auch nur die knappste und verschwommenste

Botschaft über das, was uns anderen noch bevorstand, zu uns zurückzuschicken. Und das, obwohl sie für sich in Anspruch nahmen, noch mit uns verbunden zu sein. Es war das Fehlen der gemeinsamen Erfahrung – das machte es uns so schwer zu verstehen, wovon sie sprachen. Sie benutzten Worte, die sie vorher nie gehört hatten. ›Wenn du dahin kommst, wirst du es wissen‹, war die einfachste Antwort, die sie geben konnten. Folglich wurden die Gedanken an das Erröten so schreckerregend, wie sie neugierig machten.

Wir imitierten sie oft und wußten dabei selbst nicht, ob es Verehrung oder Feindseligkeit war. Wir verulkten sie, dennoch beneideten wir sie, und wir äfften alle ihre Handlungen nach, die uns übertrieben oder falsch erschienen. Wir malten unsere Gesichter wie Erwachsene an oder probierten Erwachsenenkleidung – wir kicherten, während wir das Erröten nachahmten. Wir posierten und versuchten, uns entweder dakkaisch oder reethisch aufzuführen. Wir machten aus jeder Entscheidung große Spiele. Dardis tanzte umher, lachte, zeigte mit dem Finger herum und sagte: ›Heute ist Jobe Geburt-Mutter; Olin, du bist Vater. Du bist wie Dakka, Kasper, und ich bin wie Reethe.‹ Und dann brachen wir alle in Gelächter aus, denn alle wußten, daß Dardis zu Dakka wollte; sie sprach immer davon. Es war schon anstößig, ihren Anspruch auf Reethe zu hören. Und wenn der

Spaß vorbei war, sagte sie: ›In Ordnung, ich glaube, ich werde doch besser dakkaisch.‹ Damit endete das Spiel meist, bevor es überhaupt begonnen hatte. Denn die besten Rollen waren von den älteren und überlegenen Kindern besetzt. Da ich eine Ungerechtigkeit darin spürte, das sein zu müssen, was andere bestimmten, und nicht wie sie meine Rolle selbst wählen zu können, beklagte ich mich. Es war ungerecht, daß ich das Baby spielen sollte, obwohl ich nicht einmal die Jüngste beim Spiel war; also beklagte ich mich. Das konnte ich gut – und ich bestand darauf, zumindest das eine oder andere Mal auch wie die andern Dakkaiker zu sein. Wie immer (und hätten sie es abgelehnt, wollte ich reethisch sein; ich wollte nicht Dakka und nicht Reethe, sondern Anerkennung). Bis auf das eine Mal, als die wohlmeinende Kirstegaarde sie aufforderte, mich Dakka spielen zu lassen, funktionierte das Spiel einfach nicht. Ich war wegen meines Sieges zu eingebildet, die anderen waren zu ablehnend. Daher wurde ich oft von den Spielen ausgeschlossen. Und das wiederum war der Grund, daß ich immer wieder Puppen bekam – dadurch war ich zumindest glücklich, wenn ich allein spielte. Meine Puppen konnten mir wenigstens keine Widerworte geben. Sie mußten immer meiner Führung folgen, ich brauchte über ihre Rollen kaum nachzudenken. Das ist wahrscheinlich der Grund dafür, daß die meisten anderen um

mich herum weit besser sozial integriert waren. Und sie waren sich auch weit besser der herannahenden WAHL und der mit ihr verbundenen Rollen bewußt.

Nachdem Dardis gestorben und ins Meer zurückgekehrt war – sie hörte an einem Dunkeltag den Huuru-Ruf, und bei der nächsten Dämmerung war sie tot –, begannen Kasper und Olin ernsthaft über das Erröten zu sprechen. Ihnen fehlte Dardis' Anleitung beim Spiel und ihr Einfluß auf die WAHL, daher schienen sie sich unwohl zu fühlen, nicht zuletzt wegen des Verlustes an Motivierung. Doch als der Schock schwand und einer Benommenheit Platz machte und das Gefühl unabweisbar stark zurückkehrte, begannen sie ihre WAHLEN selbst zu erwägen. Als sie das taten, wurde mir klar, daß der Augenblick, den ich immer für weit entfernt und für sehr vage gehalten hatte, in absehbarer Zeit drohend auf mich zukam.

Potto und Porro waren schon nach Option gefahren. Großvater schmiedete Pläne, uns drei ebenfalls dorthin zu schicken; so sicher war sie, daß Option der geeignete Weg sei, uns ein Leben inneren Glücks und Friedens zu sichern. Doch dann verliebte sich Kasper ganz überraschend in Toko von den äußeren Inseln. Plötzlich zog sie mit ihr und drei anderen fort, um einen völlig neuen Kreis zu gründen. Das Überraschende war, daß sie sich für Reethe entschied – oder vielleicht war es gar nicht so überra-

schend. Toko war schon dakkaisch. Sie liebten sich sehr, und Kasper wußte, daß sie beide andere Frauen in den Kreis hineinheiraten mußten und nicht so häufig Gelegenheit hätten, einander zu lieben, wenn sie sich für Dakka entschied. Also wählte sie Reethe; so konnte sie ihre Toko nachts nahe bei sich halten, ihre Kinder gebären und die ganze Zeit ihre Geliebte sein – obwohl ihre Seele uns allen hauptsächlich dakkaisch erschien. Aber so ist die Liebe; Reethe und Dakka leben in uns allen, und jede von ihnen kann sich selbst in der Liebe ausdrücken; und oft schlagen sie die entgegengesetzte Richtung ein. Man sagt, eine Person sei nicht vollständig, ehe sie nicht beides gewesen ist und ehe sie nicht beide in ihrem Innern akzeptiert hat. Ich glaube, so war es mit Kasper der Fall. Toko liebte sie wegen dieser Entscheidung um so mehr; sie hatten ein sehr inniges Verhältnis, denn jede verstand die andere.

Olin, die Kasper sehr nahegestanden hatte, beschloß wegen dieser Entwicklung, nicht nach Option zu gehen. Sie und Kasper hatten geplant, Dakka zu wählen und dann einen eigenen Kreis zu gründen. Nun schien es Olin, Kasper habe eine selbstsüchtige WAHL getroffen und Olin dabei nicht berücksichtigt. Olin fühlte, daß sie nicht in den neuen Kreis Kaspers paßte und machte sich auf die Suche nach einem eigenen Kreis. Und ich, ich war noch immer mit meinen Puppen glücklich. Vielleicht hatte ich vor dem

Erröten Angst; eine so große Angst, daß ich mir vormachte, es existiere gar nicht und verberge sich im Schleier des Morgen. Je näher ich dieser Zeit kam, desto mehr zog ich mich in die Welt meiner Puppenfreundinnen zurück. So, als würde ich versuchen, die Sicherheit des Säuglingsdaseins wiederzugewinnen. Ich bin sicher, daß die Familie sich Sorgen darüber machte, aber keiner von ihnen sprach mit mir darüber.

Sie müssen gehofft haben, daß zur gegebenen Zeit, wenn alle Körpersäfte richtig in Fluß kamen, die Biologie und nicht die Psychologie sich dieser Angelegenheit annehmen würde.

Sola war es, die das entstehende Verhaltensmuster sanft zerbrach: Sie war klug genug, die Wände, die ich aufrichtete, zu erkennen; und sie war klug genug zu wissen, wie man einige Türen und Fenster in sie hineinbaute. Sola besuchte unsere Insel, sooft sie konnte – unser Heim war einer der wenigen Orte, an denen sie sich willkommen fühlte. Sie bemühte sich dennoch immer, nicht zu oft zu kommen. Sie wußte um das Unbehagen, daß ihre Anwesenheit einigen Mitgliedern des Kreises bereitete, und sie wollte die Beziehung nicht überstrapazieren. Obwohl Großvater Suko und Großmutter Thoma sehr laut und sehr deutlich gesagt hatten, daß Sola immer an unserem Tisch willkommen war, solange sie beide lebten; daß Sola auf unserer Insel willkommen war, wenn die

Familie noch lebte und das Andenken der Großeltern in Ehren hielt; und daß die Verpflichtung, diese Worte als heilige Wahrheiten zu ehren, bestand, solange jemand von denen lebte, die sie mit eigenen Ohren gehört hatten. Das war alles ziemlich verpflichtend, selbst in einer so unorthodoxen Familie wie der unseren. In unseren Gedanken waren wir radikal, in unserer Lebensweise altmodisch. Diejenigen, die laut gemurrt hatten, ließen ihr Murren zu leisem Gemurmel ersterben oder zu einem gelegentlichen Blick der Abneigung werden, aber dieses Thema wurde nie wieder diskutiert – vor allem niemals in Gegenwart der Großeltern. Großvater Kuvig war weitaus bündiger gewesen. Sie sagte, wenn irgendeine in unserem Kreis Sola nicht mochte, könne sie nach draußen heiraten. Und das war es: Es erfüllte mich mit Stolz zu sehen, wie fest unsere Familienbande sein konnten. Ich liebte Tante Sola übrigens sehr.

Ich glaube, sie war meine Lieblingstante. Sie erzählte mir häufig Geschichten von Meereskobolden, fliegenden Drachen, wild tobenden Stürmen und Burgen weit draußen im Gebirge. Es tauchten immer zwei tapfere Freunde auf, die sich auf die Suche nach diesen Geheimnissen machten. Manchmal mußten sie kämpfen, manchmal benutzten sie ihre geistigen Fähigkeiten, aber in allen Auseinandersetzungen, die sie Seite an Seite ausfochten, entdeckten sie, wie sehr sie einander liebten; meistens wie Freunde, aber

manchmal wie Geliebte. Im letzteren Fall wählten sie Reethe und Dakka und lebten glücklich auf goldenen Atollen im Himmel. Das waren meine Lieblingsgeschichten. Ich wollte auch immer eine solche Freundin haben, nur eine, die meine Träume mit mir teilte.

Und dann würden wir unsere WAHLEN treffen und danach Liebende sein, jedesmal wenn Sola kam, bat ich sie, Geschichten zu erzählen.

Sie erzählte sie oft mit meinen Puppen als handelnden Personen und zog sie entsprechend an; eine Art Stegreif-Puppenspiel, ein persönliches Spiel nur für uns beide. Sie machte das sehr reizend. Ihre Art war so freundlich, daß sie die einzige Erwachsene war, der ich erlaubte, Gahoostawik zu halten. Sie tat so, als spreche sie mit jeder Puppe; ernsthaft und respektvoll, nicht in der belehrenden Art anderer Erwachsener, sondern so, als erkenne sie das Leben, daß in jeder Puppe steckte. Vermutlich wußte sie, daß ich ihnen Leben gegeben hatte; sich darüber lustig zu machen hätte bedeutet, sich über mich lustig zu machen. Sola war die einzige, die meine Puppen als Freunde betrachtete und sie auch so behandelte. Darum teilten wir so viel miteinander; wir hatten gemeinsam Anteil an den Geheimnissen meiner Puppen; sie fragte jede von ihnen, ob sie heute irgendwelche Geschichten zu erzählen hätte. Ich kicherte und sagte: ›Natürlich nicht – ohne mich gehen sie nirgendwo hin.« Und Sola sah mich ernsthaft an und

fragte: ›Woher weißt du, was sie nachts tun, wenn du eingeschlafen bist?‹ Ich dachte eine Weile darüber nach und konnte keine Antworten finden – ich sprach danach nie mehr davon. Wer wußte, wohin sie wirklich gingen? Sola wußte es, sie fragte sie. Sie erzählte mir nie etwas, aber sie teilte einiges von dem mit, was sie sagten. Jede Puppe flüsterte ihr ins Ohr; manchmal erzählten sie, ob ich mich gut oder auch schlecht benommen hatte. Der Gedanke, daß meine Puppen mich bespitzelten, machte mir angst. Aber Sola versicherte mir, daß sie sehr liebevoll von mir sprachen. Und wenn sie sagten, ich hätte mich schlecht benommen, fügten sie nachdrücklich hinzu, daß ich mich nicht sehr schlecht benommen hatte. Aber schließlich blickte sie mich an und sagte: ›Weißt du überhaupt, was diese Puppen alles erlebt haben? Solche Abenteuer!‹ Und dann erzählte mir Sola, wie Gahoostawik in der Nacht vorher nach draußen gegangen war, um auf dem Stachelfisch-König zu reiten, und ich lachte und sagte: ›O nein – Gahoostawik ist ein Feigling, genau wie ich. So etwas würde sie nicht tun.‹

›Aber sie hat es mir erzählt ...‹

›Ach, sie flunkert schrecklich viel ...‹

Und Sola schaute Gahoostawik zornig an und sagte: ›Schäm dich wegen deiner Flunkerei, kleiner Holzkopf!‹ Und dann hörte sie allen anderen Puppen zu, um eine zu finden, die nicht schwindelte. Sie er-

zählte mir, wie Arlie die Burg der Stürme besucht hatte; oder wie Wallan die Höhlen in den Ewigen Bergen erforscht hatte; oder wie Tstanawan und Dhola die Schätze gesucht hatten, die in den seichten Meeren des Hetsko-Kraters verschwunden waren; wie sie die Aalschlangen getroffen hatten, die die Schätze bewachten, und wie sie die Königin der Aale überlistet und dadurch von ihr eine Schachtel mit scharlachroten Perlen erhalten hatten. Aber sie hatten sie verloren, als sie auf dem Rückweg das Land der Träume durchquerten; man kann Gegenstände ins Land der Träume mit hineinnehmen, aber man kann sie nicht wieder mit hinausnehmen. So gingen die märchenhaften Scharlachperlen für immer verloren – außer in den Träumen.

An diesem Tag, als wir über die Späße Dholas lachten und über längst vergangene Reichtümer weinten, wandte sich unsere Unterhaltung ernsthafteren Dingen zu. Ich weiß nicht mehr wieso, aber ich befragte Sola nach der WAHL. Vielleicht geschah es deshalb, weil ich sie meines Erachtens am ehesten fragen konnte – wegen ihres besonderen Andersseins.

Sie geriet in arge Verlegenheit. In meiner Unschuld (und Dummheit) hatte ich sie genau das gefragt, was ich nicht hätte fragen sollen. Nicht, daß sie etwas dagegen hatte, sie hatte sich längst an ihre Benachteiligung gewöhnt; aber sie wußte, daß es

dem Rest der Familie peinlich war, daß sie eine Abweichende war. Sola war ›ohne Wahl‹. Sie hatte nie ein Erröten gekannt, und obwohl ihre Seele ihre angemessene Gestalt gefunden hatte, ihr Körper hatte es nie. Einige Mitglieder der Familie glaubten, es handelte sich um einen Fluch, der wegen einer unbekannten Sünde auf Sola lastete. Sie machten ihr Vorwürfe und drängten sie ohne Unterlaß, die Ursache ihrer Schande einzugestehen. Sie hielt ihre Quälgeister für dumm und unwissend. Sie hatte sich selbst schon gründlicher erforscht, als es die anderen tun könnten; glaubten sie etwa, Sola wäre so dumm, nicht schon alle Möglichkeiten ausgelotet zu haben? Sie mußte einem leeren Pfad folgen – und das teilte sie ihnen ohne Bedauern oder Ärger mit. akzeptiert mich wie ich bin, sagte sie. Ihre Abweichung hatte natürlich Ursachen; die Gene der WAHL waren empfindlich, und sie hatte infektiöses Fieber gehabt. Schließlich hatte man einen Zustand gegenseitiger Duldung erreicht: diejenigen, die sie liebten, liebten sie um ihrer selbst willen; und die, die sie nicht lieben wollten, nahmen jede Gelegenheit wahr, Rechtfertigungsgründe für ihre Abneigung zu finden. Zum Glück dachten in unserem Kreis nicht viele so. Aber die wenigen, die sie nicht akzeptieren konnten, machten alle Anstrengungen, so zu tun, als gebe es sie gar nicht. Sola ihrerseits verhielt sich ihnen gegenüber, wenn auch mit Bedauern, ebenso gleichgültig. Sie

waren jedenfalls unwissend, selbst ich wußte das. Sola bewegte sich immer wie in einem Zauber, ihre Abweichung machte aus ihr etwas Besonderes. Sie bewegte sich zwischen den Welten und sah Dinge, die der Rest von uns nicht wahrnahm. Und wenn wir uns gut benahmen und ganz genau hinhörten, teilte sie uns manchmal diese Dinge mit. Und deshalb war sie etwas Besonderes. Aber es machte sie verlegen, über die WAHL zu sprechen, weil sie nie eine gehabt hatte. Sehr ruhig fragte sie: ›Was willst du wissen?‹

›Tut es weh, wenn man wählt?‹

Sola schüttelte den Kopf: ›Nein, nicht zu wählen ist viel schmerzlicher.‹

›Wie hättest du gewählt, wenn du die Möglichkeit gehabt hättest?‹

›Ich weiß nicht‹, sagte sie. ›Manchmal glaubte ich, ich wollte dakkaisch sein. Es gab jemanden, den ich sehr liebte. Sie war reethisch. Sie war auch älter als ich; ich betete sie an und wollte sie heiraten.‹ Sie seufzte. ›Aber manchmal wollte ich reethisch sein; so hätte ich wie sie sein und selbst Babys zur Welt bringen können.‹ Traurig zuckte sie die Achseln. ›Aber ich errötete nie, also wählte ich nie ...‹ Und dann blickte sie mich an: ›Wie wirst du wählen, kleiner Fratz?‹

›Ich weiß nicht‹, sagte ich. ›Als ich kleiner war, wollten Yuki, Olin, Dardis und ich alle dakkaisch werden. Aber Onkel Marro (an dieser Stelle wurde

Solas Gesichtsausdruck bitter) zog fort und nahm Yuki mit sich. Olin blieb, und als Kasper hinzukam, wurden sie, Olin und Dardis die besten Freunde. Und dann ging Dardis zurück ins Meer, und ohne sie funktionierte der Kreis nicht mehr; Olin und ich hatten immer Streit, und es gab niemanden mehr, mit dem ich spielen konnte ...« Ich glaube, ich fing ein wenig an zu weinen, als mir klar wurde, wie einsam ich war; sie nahm mich jedenfalls auf den Schoß. »Ich habe niemanden mehr, mit dem ich spielen kann, Tante Sola – außer dir.« Ich fügte hinzu: »Ich habe dich lieb«, und ihr Lächeln hätte den Ozean wie ein Mondstern erleuchten können.

»Aber ich kann nicht immer hier sein«, sagte sie. »Deshalb hast du Gahoostawik und Dhola und Arlie und all die anderen Puppen ...«

»Das ist nicht dasselbe, und das weißt du auch.«

Sola nickte. »Ja, ich weiß es, kleine Maus. Ich verstehe etwas von der Einsamkeit. Es gibt einiges, das sie mildert, aber nichts, das sie völlig verschwinden läßt. Deshalb wirst du nach Option gehen – du wirst viele neue Freunde finden. Du wirst deine WAHL treffen und deine ersten Geliebten treffen, und vielleicht wirst du einen eigenen Kreis finden. Du wirst Freude haben, du wirst dort ein neues Glück finden. Du wirst zu beschäftigt sein, um dich einsam zu fühlen.«

Ich war nicht sicher, ob ich ihr glauben sollte,

aber sie erzählte es sehr schön. Ich hätte ihr sogar geglaubt, wenn sie mir gesagt hätte, daß die Mondsterne aus Seide und Zucker bestünden, aber das ... ›Bist du schon einmal dort gewesen?‹

›Als ich in deinem Alter war, gab es Option noch nicht. Aber es wäre sicher ein schöner Platz für die WAHL gewesen. Wie du weißt, haben Kuvig und Su-ko nur dein Bestes im Sinn.‹ Sie sah, daß ich immer noch skeptisch war und fügte hinzu: ›Hör zu. Kleine, deine Puppen sind manchmal bessere Freunde als du dir vorstellst. Hör ihnen so eifrig zu wie mir – sie werden dir Geschichten erzählen, die sie selbst mir nicht erzählen. Frage sie nach Einsamkeit und der WAHL und warte ab, was geschieht. Sie werden dir Dinge über dich selbst erzählen, die du nicht für möglich gehalten hättest. Wirklich.‹

Ich erinnere mich sehr genau daran, wie sie mir das erzählte; damals schien es sehr komisch; und später, zurückblickend, erschien es völlig unsinnig. Ich fragte mich, ob sie mich nur trösten wollte. Aber es gab bald darauf Zeiten, in denen ich mich so einsam fühlte, daß ich alles versucht hätte, den Schmerz zu lindern; und da verstand ich Solas Worte und begann zu verstehen, was sie gemeint hatte. Auf ihre Art hatte sie wieder recht gehabt – sie sprachen tatsächlich zu mir. Nicht laut und nicht mit Worten, aber so, daß nur ich es sehen und hören konnte. Ich mußte nur – gewissermaßen von außerhalb von mir –

beobachten, wie ich mit ihnen spielte. Gahoostawik war oft ich selbst; und wenn sie Sachen machte, die dumm waren, dann war in Wirklichkeit ich die Dumme. Wenn ich sie ansah, konnte sie diese dummen Sachen stoppen, bevor sie sie tat. Und vielleicht konnte ich mich sogar selbst einige Male stoppen.

Ich ließ die Puppen alle meine Ängste und Phantasien ausspielen – das bewegte mich, erschreckte mich und stimulierte mich fast immer. Keine meiner Puppen hatte bisher gewählt – zumindest nicht in meiner Vorstellung. Vielleicht war für sie schon die Zeit gekommen, ihre WAHL zu treffen. Ich sagte ihnen das; und ich beobachtete, wie sie sich entschieden.

Gahoostawik, die kleine Lügnerin, beschloß, männlich zu werden; ebenso Arlie und Wallan. Bargle, T'stanawan und Dhola gingen zu Reethe. Ich kleidete alle entsprechend ihrer Entscheidung. Rhinga beklagte sich darüber, daß sie keine WAHL hatte: sie wollte nicht so verschieden von den anderen sein. Ich erklärte ihr, daß sie, wie Sola, etwas Besonderes sei, aber es belastete sie immer noch. Innerlich muß es mich ebenfalls belastet haben. Alle meine Puppen spiegelten verschiedene Aspekte meiner selbst wider. Zwar liebte ich Tante Sola; aber als Rhinga sagte, sie wolle nicht wie sie sein, sprach in Wirklichkeit nur meine eigene Angst aus ihren Worten.

Ich bekleidete Bargle, T'stanawan und Dhola mit

Kilts, Umhängen und Kleidern, Stirnbändern und Kopftüchern und mit einem Oberteil um die Brüste. Ich band das Haar hoch, weil sie reethisch geworden waren. Die anderen Puppen, die Dakkaiker, bekleidete ich mit Lendengurten, um ihre knospenden Organe zu halten, mit Schafstiefeln und Armbändern. Ich malte wie für einen Festtag Streifen über ihre Brüste und Gesichter und behängte sie mit Ringen und Halstüchern, um sie so hübsch zu machen, wie ich es eben konnte. Vielleicht, so glaubte ich – ich glaube es jetzt noch –, hatten sie sich deshalb für Dakka entschieden. Sie liebten es, geschmückt wie ein Pfau zu sein. Nicht etwa, daß die Reethischen nicht für sich und vor ihren Bekannten protzten und posierten – aber die Dakkaiker tun immer zuviel des Guten.

Sie waren alle stolz auf ihre neue WAHL. Außer Gahoostawik, natürlich. Zuerst war sie stolz, doch dann änderte sie ihre Meinung. Es machte ihr Spaß, ausgefallen gekleidet zu sein. Jedesmal, wenn ein neues Kleidungsstück fertig wurde, wollte auch sie es tragen, um zu sehen, wie es ihr stand – ganz gleich, wem es gehörte. Das schloß auch die reethischen Kleider ein. Als ob der kleine Dummkopf nicht genau wußte, was sie wollte. Wenn Bargle einen roten Kilt trug, wollte Gahoostawik auch einen haben – bis Wallan einen blauen Lendengurt und blaue Bänder trug; dann wollte sie Blau. Wenn ich Tstanawan

reethisch kleidete, dann bestand sie darauf, auch reethisch zu sein. Ich hoffte, daß sie zumindest für kurze Zeit dabei bleiben würde. Aber wie ein Gummiball in einem rollenden Paß hüpfte sie in ihren Wünschen hin und her.

Schon bald fingen alle an zu klagen. Sie wollten alle die Möglichkeit haben, ebenfalls ihre Meinung zu ändern, und so wählten sie alle neu. Diesmal entschieden sie genau umgekehrt wie vorher, nur Rhingabla blieb wieder ohne Wahl. Es bereitete mir ein merkwürdiges Gefühl, alle ihre Kleider zu vertauschen. Ich hatte bereits ihre Haare gebunden und die Gesichter bemalt, ihr Aussehen entsprach ihren gewählten Rollen. Aber jetzt hatten sie alle das Gegenteil gewählt. Und das hieß, daß die Haare wieder losgebunden wurden, alle mußten sauber gemacht, neu gebunden, neu bemalt und neu gekleidet werden. Der Nachmittag war langwierig, aber auch voll von Entdeckungen. Ich sah, wie sie alle in meinen Augen neue Charakterzüge annahmen. Ich sah alle meine Puppen ohne Wahl, und ich sah jede sowohl wie Reethe als auch wie Dakka. Ich sah, wie unter ihrer Rolle die Persönlichkeit einer jeden die gleiche blieb. Und doch: Gleichzeitig veränderte sich jede, wenn sie die oberflächlichen Eigenschaften der entsprechenden WAHL annahm. Ich war von diesem Wunder gefangen, befand mich in einem tiefen Meer von Gedanken. Ich entdeckte selbständig etwas über die

Natur der WAHL ... Vorher glaubte ich, daß die WAHL mich in jemand anderen verwandeln würde – das würde sie natürlich auch. Sie würde mich älter, reifer machen –, zu einer Erwachsenen. Aber als ich sah, daß die Seelen meiner Puppen unter ihrer Rolle unverändert blieben, wurde mir bewußt, daß ich innerlich genauso unverändert bleiben würde. Und doch – wenn sie ihre WAHL annahmen, wurden sie dadurch auf wunderbare Weise größer. Ebenso würde ich wachsen, wenn auch ich entdeckte, was und wer aus mir werden sollte. Deshalb bereitete es mir ein komisches Gefühl, sie wieder zu vertauschen. Die Umkehrung der WAHL ließ sie nicht wieder in dem Maße wachsen, wie sie sie herabminderte. Es entwertete ihre WAHL, machte sie bedeutungslos, machte sie zu etwas Beiläufigem. Wie ein Kleid oder ein Hut, die man beliebig ablegen konnte. Und an meinen eigenen Puppen hatte ich gesehen, daß die WAHL mehr als das war: eine Ausweitung der Seele.

Das Aussehen konnte geändert werden, nicht aber die umfassende Größe der WAHL. Ich sah alle meine Puppen wieder an, und ich sah sie alle als Auserwählte. Ihre Persönlichkeiten hatten die Eigenschaften Reethes oder Dakkas angenommen, für jede war es eine Entwicklung auf Dauer. Sie konnten sich den Schablonen der getroffenen WAHL nicht entziehen. Einige von ihnen waren völlig falsch gekleidet und mußten entsprechend ihrer ursprünglichen Rolle

umgezogen werden. Bei anderen stimmte es so, wie es war – aber all ihre WAHLEN waren nun endgültig. Zumindest für jetzt – und wahrscheinlich für immer.

Aber Gahoostawik war immer noch unglücklich. Und da sie mir so nahestand und in meinem Leben eine so wichtige Rolle spielte, ließ ich sie wieder und wieder wählen. Ich hoffte, daß sie bei diesen häufigen WAHLEN schließlich entdecken würde, wer sie war. Aber alles, was geschah, war, daß sie sich selbst und auch mich durcheinanderbrachte. Wir waren am Ende verwirrter als vorher. Weder sie noch ich hatten eine Vorstellung davon, welche WAHL für sie richtig war. Aber ihre Aufgabe war es, danach zu suchen; endlos erprobte sie mal die eine, mal die andere Rolle. Ich glaube, ich fühlte wie sie, und ich hoffte, daß ihre Entdeckung zu meiner eigenen führen würde. Aber statt dessen beschloß sie, daß es nur eins für sie gab: beides zu wählen und ihr Geschlecht zu wechseln, wann immer sie es wollte, um ihrer jeweiligen Stimmung gerecht zu werden. Ich versuchte ihr zu erklären, daß es so nicht ging. Wenn die WAHL einmal getroffen war, dann war sie es, und sie mußte damit leben. ›Also wähle so, wie es am besten scheint, sagte ich zu ihr. Deshalb muß die WAHL die Entdeckung dessen sein, was deine Seele wirklich will. Aber sie hörte mir gar nicht zu und bestand auf ihrer eigenen Methode. Ich fand die Naivität dieses

kleinen Melonen-Kopfes bedauerlich, aber gleichzeitig wünschte ich, genauso handeln zu können.

Schließlich, da wir keine Wahl für sie treffen konnten, beschlossen wir, daß sie wieder Kinder-Kilts tragen und noch eine Weile ein Kind sein sollte. Zumindest jetzt.

Später, kurz bevor ich nach Option ging, veranstaltete ich ein Abschiedstreffen. Ich baute ein Floß, belud es mit allen meinen Puppen und brachte sie zum Meer zurück. Es waren die Begleiter meiner Kindheit, und jetzt ließ ich meine Kindheit zurück. Wenn ich das nächste Mal nach Kossarlin zurückkam, würde ich eine Erwachsene sein.

Sie wurden alle vollständig gekleidet und auf das Wasserfahrzeug geladen. Ich schickte sie zu Mutter Reethe zurück und dankte ihr dafür, daß ich sie kennenlernen durfte. Ich sprach ein Gebet und bat Mutter Reethe, meine Puppen so pfleglich zu behandeln, wie ich es getan hatte. Der Abschied tat weh, ich wollte ihn nicht, aber es war an der Zeit: Wenn ein bestimmter Moment erreicht ist, akzeptiert man ihn. Dola, Wallan, Barge, Arlie, T'stanawan – alle außer Gahoostawik. Sie wollte nicht gehen, sie war noch nicht bereit, sich weiterzuentwickeln. Und ich war einverstanden, weil auch ich noch nicht bereit war, mich von ihr, meiner ganz besonderen Puppe, zu verabschieden. Also beschlossen wir, daß sie auf meine Rückkehr warten sollte. Ich war nachgiebig

genug, sie zu schonen; vor allem für den Fall, daß ich als Erwachsene nicht sonderlich erfolgreich war – dann hätte ich immer noch wenigstens eine Puppe übrigbehalten.«

Lono und Rurik (eins)

Sie liebten sich, und sie wurden eine Legende. Soviel ist sicher. Der Rest mag Mythos bleiben. Vielleicht auch nicht. Die Tatsachen wurden von 20 Generationen und den Geschichtenerzählern ausgeschmückt. Die Wahrheit wurde zum Mythos, und der Mythos wurde zur Wahrheit.

Man erzählt, daß Lono und Rurik zur vierten Generation gehörten. Das waren auf dem Heiligen Kalender, der mit der ersten Geburt auf dem neuen Planeten beginnt, weniger als hundert Jahre. Man erzählt, daß Lonos Vorzeichen das der Losil-Pflanze war – ein dünnes Büschel von Grün im Winterregen, das aber in den blauen Sommerwinden trocken und steif wird. Lautlos wirft sie ihre Samen in diese Winde. Der Name Lono bedeutet »Anmutiges Wachstum« – wie das einer Blume auf den Hügeln der Inseln.

Rurik wurde Ruriki genannt, und ihr Name bedeutet »Der Rote König«. Man sagt, daß der Dakka-Fisch ihr Vorzeichen war: rot und schwarz, mit einem silbernen Stachelkranz rund um den Kopf. Sie

schwimmt in dunklen, trüben Gewässern.

Damals konnten längst nicht alle wählen. Lono und Rurik konnten es, aber viele waren schon bei der Geburt dem einen oder dem anderen Gott gewidmet; man nannte sie Nicht-Auserwählte. Das waren die, die ihre Vorfahren bis zum Anfang der Pilgerschaft zurückverfolgen konnten. In dieser Tatsache sahen sie eine angeborene Überlegenheit – so als ob die, die nur vom RETTER, der uns die WAHL gab, abstammten, irgendwie künstlich und nicht völlig *menschlich* seien. Mit dem Wechsel der Generationen wurden immer weniger Nicht-Auserwählte geboren, aber die von ihnen geförderten Traditionen und ihr Einfluß wirkte noch lange Jahre nach ihnen weiter.

Die gängige Meinung dieser Zeit, vor allem die der Nicht-Auserwählten, war, daß Geschlechtsteil und Geschlechtsrolle zusammengehören mußten. Wurde ein Kind als Nicht-Auserwählte geboren, mußte ihre Geschlechtsrolle vom Augenblick der Geburt an geformt werden; ein weibliches Kind mußte als Mutter erzogen werden, ein männliches mußte auf geringere körperliche Belastung hin erzogen werden, damit es später der Ehefrau dienen und sie behüten konnte. Wenn aber ein Kind der WAHL geboren wurde, stürzte das die Eltern, die ohne WAHL waren, in Verwirrung. Eine WAHL macht aus der Ausformung der Geschlechtsteile eine eigenmächtige Entscheidung; und dadurch muß die

Formung der Geschlechtsrolle aufgeschoben werden, bis die Geschlechtsteile völlig ausgebildet sind. Das macht alle Kinder gleich. Denn niemand kann die Voraussage wagen, ob die eine Reethe oder die andere Dakka folgen wird; folglich müssen alle die Lektionen der Mutter und die Lektionen des Vaters lernen. Es müssen keine getrennten Rollen erlernt werden; es gibt nur die eine Rolle, die sich entweder reethisch oder dakkaisch ausdrücken kann. Das fördert das Verständnis, die Einfühlsamkeit und die Anteilnahme unter den Auserwählten – aber in diesen frühen Tagen gab es auch Angst und Spannungen. Denn die, die den alten Traditionen anhängen, sahen sie bedroht und allmählich verfallen, sahen sie sterben, sahen die endgültige Zerstörung der Rollen der Geschlechter; denn wenn das Geschlechtsteil willkürlich wählbar war, war es auch die Geschlechtsrolle. Sie fürchteten die Schaffung einer neuen Ordnung, in der kein Platz für sie war. Vielleicht erscheinen uns diese Befürchtungen altmodisch – wir wissen jetzt, daß die Geschlechtsrolle nicht immer der willkürlichen Entscheidung unterliegt. Oft bildet sie sich ziemlich früh beim Kind, und das Geschlechtsteil kann dem angepaßt werden – oder auch nicht, falls die Person so empfindet, wenn sie die WAHL erreicht.

Aber in diesen Tagen gab es nicht das gleiche Wissen wie heute – die WAHL hatte sich zu schnell und zu umfassend ausgeweitet. Die älteren Generati-

onen hatten keine angemessenen Vorstellungen, mit denen sie die Situation einschätzen konnten, mit der sie nun konfrontiert waren. Hier gab es junge Leute, die weder das eine noch das andere waren; aber das war alles noch unentwickelt.

Die Jungen, die selbst nicht auserwählt waren, sahen, daß ihre Altersgenossen entweder ohne Anleitung blieben; oder aber sie wurden so angeleitet, daß sie in jeder der beiden WAHLEN ihre Rolle finden konnten. Diese Jungen fühlten selbst Unsicherheit und Mißgunst. Sie eiferten den Auserwählten nach und lehnten die Strukturen beider Rollen ab – dadurch wurden ihre geplagten Eltern noch mehr verunsichert. Und auch die, die die WAHL hatten, wurden beunruhigt; viele fühlten sich unsicher, einsam, nicht dazugehörig – sie versuchten, den Nicht-Auserwählten nachzueifern und nahmen in ihrem Leben viel zu früh eine Rolle an; aus Angst nahmen sie das Recht, ihr Geschlecht selbst zu bestimmen, nicht wahr. Sie wählten in dieser Rolle eine bestimmte Lebensweise oft Jahre vor dem Zeitpunkt, an dem ihre Körper sich dem anpassen konnten. Wenn die WAHL zu ihnen kam, vernachlässigten sie die Möglichkeit der Auswahl und folgten ihrer bisherigen Lebensweise, was wiederum weitere jahrelange Schwierigkeiten verursachte. Und obwohl diejenigen Nachteile in Kauf nehmen mußten, die versuchten, die WAHL als natürlichen Vorgang sich entwickeln

zu lassen, wurde dieses Verhalten ermutigt; häufig von denen, die einst selbst die WAHL hatten. Vielleicht liegt es daran, daß eine Person, die einmal die WAHL ausgeschlagen hat, eine Bestätigung für ihre Entscheidung benötigt und ihre Freunde überzeugen muß, selbst ebenfalls die WAHL auszuschlagen. So war Ruriks Vater.

Vielleicht war sie aber nicht auserwählt. Wie auch immer, die Gefühle von Ruriks Vater waren an ihren späteren Handlungen dem Kind gegenüber abzulesen. Rurik war wohl ein Mensch – sie muß mit Sicherheit ein solcher gewesen sein –, der sich seiner selbst und seiner wirklichen Ziele nicht so leicht sicher war. Sie war ein ruhiges Kind; eines von der unschuldigen Sorte, das weniger auf das Leben einwirkt als vielmehr das Leben auf sich einwirken läßt. Sie bewegt sich durch ihre Jugend wie durch einen Märchenwald, denkt nie daran, daß sie einmal ein Ende hat, kümmert sich nicht darum, wohin der Pfad führt – so sehr ist sie von all den Farben der Blumen überwältigt. Sie gibt sich damit zufrieden, zu staunen und zu lernen. Sie drängt nicht darauf, eine größere Person zu werden, bevor sie nicht gelernt hat, so groß zu sein, wie sie heute ist. Im Gegensatz dazu war Ruriks Vater jemand, die etwas aufbaut – so wird wenigstens erzählt. Sie war jemand, die sich Sachen ausdenkt, die es nicht gibt und voll Ungeduld daran arbeitet, sie Wirklichkeit werden zu lassen. Der Man-

gel an Geschicklichkeit ihres Kinds hat sie vermutlich erschreckt. Sie muß ungeduldig auf eine Entscheidung gewartet haben.

Aber die WAHL wird innerlich getroffen, und sie findet gewöhnlich nicht eher statt, bis der Körper sowohl Reethes als auch Dakkas Erfahrungen gemacht hat. Erst nach dem Erröten lernt eine Person wirklich, wie sie mit Wohlgefühl in sich selbst leben kann; denn das Erröten ist mehr als das reine Abwägen zweier Möglichkeiten. Es ist das Erleben einer Vielzahl von Leben und die Entdeckung des einen, das man selbst tatsächlich ist.

Und darin lag die Spannung zwischen den Auserwählten und den anderen begründet. Die, die ausgewählt waren, konnten ihre WAHL nur dadurch vollenden, daß sie sie lebten. Um männlich zu sein, muß man in der Beziehung zu einer Frau männlich sein. Um weiblich zu sein, muß man in der Beziehung zu einem Mann weiblich sein. Das Erröten tritt im dreizehnten Lebensjahr ein – es kann auch noch bis zum fünfzehnten Lebensjahr beginnen; es kann mehrere Sommer lang andauern, oder es kann innerhalb einer Jahreszeit abgeschlossen sein; die Art der Erfahrungen beeinflußt die Tage des Errötens.

Die Jungen sollten wissen, daß die heutige geschlechtliche Entwicklung nicht mit den Traditionen übereinstimmt, die vor der Zeit des RETTERS, der die WAHL brachte, überliefert wurden; aber mit dem

RETTEN waren viele Veränderungen gekommen – und Traditionen sind wie Meerestiere auf einer dürrer Ebene: Sie müssen sich anpassen oder sterben. Einige verschwanden, als wären sie aus Asche gemacht. Andere kämpften mit der Zähigkeit von Dämonen – besonders die, die mit Jugend und Reifung zu tun hatten.

Jene, die die WAHL hatten, mußten lernen, aus der Geschlechtsrolle ihre WAHL zu treffen. Das war die richtige Methode. Jene, die keine WAHL hatten, betrachteten ihre Altersgenossen und empfanden, da sie anders waren, wiederum Mißgunst und Unsicherheit – und in ihrer Mißgunst ahmten sie sie wieder nach; sie kopulierten mit den Auserwählten und wie die Auserwählten. Und das war für ihre Eltern erschreckend – sie wollten nichts davon wissen, daß ihre Kinder geschlechtliche Wesen geworden waren; Personen, die sexuell angeregt werden und ebenso sinnlich ausstrahlen konnten. Das erschütterte das Ich-Gefühl der Eltern – vor allem, wenn die Kinder Wege des Forschens und Sichäußerns gingen, die mit denen der Eltern nicht zu vergleichen waren.

Jeder Elternteil hofft, eine Miniaturversion seiner selbst aufzuziehen; aber eine, die großartiger und sorgloser leben kann. Das war bei vielen Eltern der Fall, die in den alten Traditionen lebten. So muß es auch mit Ruriks Vater der Fall gewesen sein. Sie konnte das, was sie sah, nicht ertragen: Rurik sollte

ihr Sohn werden, aber sie wurde immer weichlicher, als sie aufs Erröten zuing, und das muß Ruriks Vater als Zurückweisung ihrer eigenen Person gesehen haben. Sie konnte das nicht geschehen lassen, ihr eigenes Leben verlangte nach Bestätigung.

Dieser Augenblick wird in den Interpretationen der Schauspieler oder Tänzer, die diese Geschichte aufführen, auf überlieferte Weise dargestellt: Ob es nun zwei Sänger oder zwei große Chöre sind; fast immer wird der »Schmerzensmonolog« gesungen. In bezug auf Ruriks Vater singt der erste Chor:

Arglist ist eine langsame Kraft, ein trauriger Schatten der Schmerzen.

Es dreht sich der Druck, und du wirst gefangen zwischen Wasser und Felsen.

Mutter-Ozean siebt den Sand und schäumt ihn hoch auf das Ufer.

Vater-Gletscher gleitet mahlend über den bröckelnden Berg.

Der zweite Chor antwortet:

Aber der zähe Samen ist stärker.

Von den Wellen, die gegen mich schmettern, werde ich zu neuen Ufern gespült.

Versteckt im winzigen Spalt, ein verborgenes Staubkorn der Verheißung.

*Eines Tages werde ich diese Zeit überwinden.
Eines Tages werde ich den Felsblock zerspren-
gen.
Die Wasser der Welt ernähren mich und jagen
mir niemals Angst ein.
Ich werde sein, was ich sein muß.*

Der erste Chor erwidert:

*Widerstehe der Brise, wage dich in den Sturm.
Fließe mit mir, mein Kind.*

Der zweite Chor widerspricht:

*Ich fließe mit anderer Strömung, ich fühl' einen
anderen Wind.
Lös meine Segel und laß mich gleiten über
Meere, die golden sind.*

Und dann beide Chöre gemeinsam:

*Die Ströme aus Ost und West, jetzt vereint, wir-
beln wütend umher. Sie drehen sich wieder und
wieder im Kreis, ein Strudel von Zweifeln
schwer.
Nichts fließt und nichts wächst, und gar nichts*

bewegt sich mehr. **

Man wußte damals, daß die Kinder, die Auserwählte waren, empfindungsfähiger als die Kinder ohne WAHL waren. Vielleicht war es aber auch die Widerspiegelung der Tatsache, daß sie in den Verhaltensweisen beider Geschlechter erfahren waren – sie besaßen auf keines von beiden einen Anspruch, sondern nur die Wahlmöglichkeit zwischen ihnen.

Lono und Rurik müssen so empfindungsfähig gewesen sein. Viele Erzähler betonen, daß sie die einzigen Auserwählten ihres Alters auf der Insel waren; wenn das stimmt, müssen sie ein sehr intensives Gefühl der Isolation empfunden haben. Sie konnten sich nur damit helfen, gegenseitig besondere Feinfühligkeit zu entwickeln. Heute sind solche Gefühle zwischen Auserwählten das Normale. Aber damals war das Wissen über die Strukturen des Lebens sehr gering, auch bei den Auserwählten selbst. Deshalb mußte es den Mitbewohnern »ungewöhnlich« vor-

* Wie in den meisten Opernaufführungen der Satlik wird der Reim nur gebraucht, um dramatische Wirkung zu erzielen. In diesem Fall vereinigen sich die beiden getrennten Melodien im letzten Chorgesang. Sie harmonisieren in einer unheilverkündenden tiefen Stimmlage; einerseits betont das den dramatischen Effekt des plötzlich auftretenden Reims, andererseits deutet es künftige Geschehnisse an.

kommen, daß Lono und Rurik wie eine eigene Insel waren. Je näher sie einander kamen, desto mehr entfernten sie sich von den anderen. Und diese anderen, ihre Eltern eingeschlossen, müssen davon beunruhigt worden sein.

Aber diese Abtrennung war nur ein Vorspiel. Denn ein junger Mensch, der im Begriff ist, sein eigenes Leben zu bestimmen, muß sich von großen Geschehnissen fernhalten. Nur so kann sie erkennen, welche Elemente ihrer Umgebung ein Teil ihrer selbst sind und welche nicht. Für zwei junge Auserwählte ist die wachsende gegenseitige Verbindung notwendig; dadurch finden die ersten erregenden Erfahrungen der Sinnlichkeit die rechte Aufnahmebereitschaft, in der sie sich ausdrücken können. Diese Erfahrungen, diese Versuche, sind die ersten tastenden Bewegungen in Richtung WAHL. Ob das nun eine Jahreszeit oder ein ganzes Jahr lang dauert: Jeder Schritt muß voll ausgekostet werden, bevor der nächste getan, bevor die Schwelle erreicht werden kann. Erfahrungen über die WAHL zu machen, hieß für Lono und Rurik, Erfahrungen über sich selbst zu sammeln. Und wie es für sie war, ist es auch für uns alle. Um über sich selbst Erfahrungen zu sammeln, mußten sie sich abseits von den anderen halten.

Es fängt mit Neugierde an; zuerst in bezug auf die eigene Person, dann in bezug auf das Gegenüber. Was immer die Wahrheit dieser beiden Liebenden

war, es kann nur ein Teil des Abbilds der umfassenderen Wahrheit gewesen sein, die sich auf jeden von uns bezieht, der liebt. Vielleicht waren ihre ersten Schritte vom Zufall gelenkt, nicht ohne Romantik, aber auch nicht von Erinnerungen an frühere Leidenschaften beeinflusst. Das Wunder des Entdeckens findet ohne gesichertes Wissen statt. Es gab Vertrauen. Und Unschuld. Und Anteilnahme. Vielleicht spielten sie mit dem Geschlecht und den Sinnen, ohne überhaupt zu wissen, was das war. Erst viel später, als die Liebenden allmählich die Herkunft ihrer Handlungen begriffen, wurde ihr Spiel Ausdruck einer Romanze. Und doch, selbst in den frühesten Gebärden handelt es sich um Liebe – immer; eine reifere Liebe, die ganz auf Vertrauen und Unschuld gegründet ist – so wie Geschlechtlichkeit auf Sinnlichkeit gegründet ist. Um Sinnlichkeit miteinander zu teilen, muß man vertrauen. Um Sinnlichkeit neu zu erfahren, muß man sie unschuldig kennenlernen. Lono könnte etwa gesagt haben: »Ich will dir etwas zeigen, was sich schön anfühlt.« Und Rurik sagte vielleicht kichernd: »Das kitzelt – ich zeige es dir« – und berührte sie dann auf die gleiche Weise.

Ihre Entdeckungen waren voller Freude; nie wird diese Fabel anders erzählt, denn es ist die Fabel all unserer Entdeckungen, und wir wollen, daß sie erhalten ist. Sie kicherten und lachten. Einige Ausdrucksformen des Geschlechts sind zärtlich, andere spaßig,

wieder andere einfach unsinnig. Vielleicht sind die einfältigen die besten von allen, denn wenn zwei Liebende zusammen lachen, kommen sie in der gemeinsamen Freude einander näher. Für die, die völlig neu und unerfahren diese Praktiken angehen, ist alles vergnüglicher Unsinn – und darin liegen das Wunder und das Vergnügen.

Diese beiden Kinder waren in diesem Sommer soweit; sie erforschten die Neuigkeiten des ersten Errötens, und sie kannten untereinander kaum Scham. Und auch das hat sie wohl von den anderen auf ihrer Insel entfernt: Das instinktive Wissen, daß es sich um einen weiteren Aspekt ihres Andersseins handelte, den die für Unwissen und vorschnelle Urteile empfänglichen Menschen nicht verstehen würden.

Stellt sie euch jetzt vor: Wie sie Hand in Hand über die noch jungen Pfade der felsigen Klippen gehen; wie sie stehenbleiben, um die Meeresvögel bei ihrem Flug knapp über den Wellen zu beobachten; ihre braunen Arme berühren einander, lassen die Haut prickeln, und sie schauen sich in die Augen und lächeln sich an. Stellt sie euch vor: Wie sie auf dem buschigen Moosteppich des Hangs ausruhen; Lonos Kopf ruht in Ruriks Schoß, Ruriks zarte Hände streicheln Lonos Haar; ihr Finger zieht die Linien im Gesicht ihrer Freundin nach, und als sie sich den Lippen nähert, schließen diese sich plötzlich zusammen und küssen den Finger, der durch seine Berührung soviel

Sicherheit gibt. Unter scheu gesenkten Wimpern lächeln sie einander an.

Stellt sie euch in Wind und Meer vor: Manchmal nackt in den Wellen und manchmal in einen Dunstschleier eingehüllt; geschickt rennen sie zwischen den Felsen herum, bleiben stehen, lachen, fallen einander in die Arme – für einen Kuß oder nur eine Umarmung, manchmal Freundinnen und manchmal Liebende. Als Ruriks Brüste beginnen anzuschwellen, jucken die Brustwarzen, je größer sie werden; Lonos Finger erforschen sie mit sanfter Neugierde; sie ist gespannt, wann sie selbst erröten wird. »Sie kitzeln, Lono – sie sind so zart. Manchmal tun sie weh«, mag Rurik gesagt haben, und Lono hat wahrscheinlich ihre Brustwarzen geküßt, die Lippen ganz zart über sie gerieben, um ihre Fürsorge zu zeigen – und Rurik, plötzlich von neuem Vergnügen überrascht, hat vielleicht darauf bestanden, Lono zu zeigen, warum das so war und sie dann ebenfalls geküßt. Sie müssen sich gefragt haben, warum sie so verschieden von den anderen Kindern auf der Insel waren. Gemeinsam müssen sie sich gegenseitig mit geradezu klinischem Interesse erforscht haben. So, als wollten sie die Antwort in den leeren Spalten finden, dort, wo so viele andere Junge Organe hatten – unreife zwar, aber nichtsdestoweniger Organe. Als Ruriks Kitzler erschien (oder kam Lonos zuerst?), müssen sie sein Wachstum nachdenklich und mit ei-

nem Gefühl von Unsicherheit beobachtet haben. Berührten sie ihn? Und wunderten sich über dieses Gefühl? Und entdeckten den Ursprung ihrer Erregung?
»Manchmal tut es weh, aber manchmal kitzelt es.«

»Und was passiert, wenn ich es so wie jetzt mit Öl einreibe?«

»Das ist besser ... das ist gut.«

»Und wie ist es, wenn ich dich so küsse?«

»Das ist ... schön ... Ich will dich auch küssen und dir zeigen ...«

So etwa müssen sie ihre wachsende Männlichkeit erforscht haben, ebenso ihre Weiblichkeit ...

»Schau, wie meine Lippen rosig werden, Rurik ...«

»Ich kann dich dort berühren ...«

Und scheu: »Steck deine Finger in mich hinein (ich habe es nachts selbst schon getan, aber es fühlt sich besser an, wenn du es machst).«

Und schließlich muß es einen Augenblick gegeben haben, da:

»Ich bin lang genug. Ich will in dich hineinkommen.«

»Ich will es auch.«

Und später, vielleicht an einem anderen Tag ...

»Ich will empfinden, was du gefühlt hast – du sahst so glücklich aus.

Diesmal kommst du in mich hinein.«

»Ja, ich möchte es versuchen.«

Und dann schließlich muß auch *das* geschehen sein:

»Du bist so süß, du bist so ganz anders. Weißt du, daß ich dich liebe?«

»Ja, ich liebe dich auch.«

»Werden wir jetzt Geliebte sein?«

»Jetzt und für immer.«

»Und sollen wir es jedem erzählen?«

»Sie wissen es wahrscheinlich schon.«

Ihre Seelen müssen sich miteinander vereinigt haben, so wie ihre Körper sich vereinigt hatten. Sie paßten zusammen. Es gab keinen Zwischenraum zwischen ihnen. Die flachen Muskeln von Ruriks Bauch berührten die weicheren Muskeln Lonos, und sie bewegten sich gemeinsam. Ihre Schenkel berührten sich. Ihre Arme waren verschlungen, ihre Wangen rieben aneinander. Die sanft anschwellende Knospe der einen preßte sich gegen die härtere der anderen, und in diesem Moment spielte es keine Rolle, welche von beiden in der anderen eine warme Heimstatt fand – wenn alles neu ist, ist alles wie ein Wunder. Sie streichelten sich gegenseitig mit ihren Körpern und wuchsen in der Vollkommenheit ihres Errötens.

Wo es vorher weder Geschlechtsteil noch Geschlecht gegeben hatte, entwickelte sich nun beides – Erröten ist nicht nur eine Zeit der WAHL, es ist auch eine Zeit des Lernens. Nur einen Augenblick vorher waren beide geschlechtslos und ungeformt gewesen. Nun waren sie plötzlich männlich und weiblich zu-

gleich, jede fühlte sich als Mann und als Frau, eine wilde, ungehemmte Freude, die mit den Gesichtern der Götter, Mutter Reethe und Vater Dakka, leuchtete. Da das letzte Erröten noch weit in der Zukunft lag, hatte sich noch keines der beiden Gesichter in Lono und Rurik ausgeprägt. In diesem Augenblick glichen sie Schmetterlingen, die in ihrer Larve sichtbar gewachsen waren und kurz vor der Entpuppung standen, vor dem Eintauchen in Farbe, Wind und Flug. Rurik und Lono – zuerst würde eine der männliche Teil zur Weiblichkeit der anderen sein, und dann, wenn die Rollen getauscht wurden, würde die erste die Frau für die Männlichkeit der anderen sein. Und wie sich die Geschlechtsteile selbst erforschten, lernte das Geschlecht seine Ausdrucksformen. Die eine übernahm bei bestimmten Gelegenheiten die Führung, ließ sich aber bei anderen selbst führen. Wenn Lono gern für Rurik tanzte, dann kochte Rurik gern für Lono – und ehe noch die Triade vorbei war, kochte vielleicht Lono, und Rurik tanzte; und wieder formten sie ihr Leben, während sie in es hineinwuchsen. Jede lernte, was ihr selbst in jeder Rolle Freude machte; jede lernte genauso, was ihrer Geliebten Freude machte – jede verstand die zwei Seiten der Liebe weit besser als es jemand konnte, dem die WAHL nicht gegeben war. Jede wußte, wie es war, Dakka zu ähneln: die Notwendigkeit von Zärtlichkeit, die Geschicklichkeit und beherrschende Stel-

lung beim Liebesakt. Jede wußte, wie es war, Reethe zu ähneln: beiden Hilfe, Kraft und Anleitung zu geben. Jede kannte beides; nicht nur als Liebende, sondern auch als Person, die geliebt wird, weil sie ist, wie sie ist; nicht nur in bezug auf die Geschlechtsteile, nicht nur in bezug auf die Geschlechtsrollen, sondern mit ihren reinen Seelen, die in jeder von uns immer noch unberührt bleiben und nur in innigster Gemeinsamkeit offenbart werden können.

So müssen Lono und Rurik erfahren haben, daß jede von uns sowohl Dakka als auch Reethe ist; manchmal mehr die eine, aber niemals ohne die andere, weder im Körper noch in der Seele. Keine der beiden Seiten kann vollständig ohne die andere ausgedrückt werden: Eine Seele kann ohne ihre andere Hälfte nicht ganz sein.

Was immer auch danach geschah: Die Natur der Bindung zwischen diesen beiden läßt ihre Geschichte in unseren Herzen widerhallen. Denn wir mögen es, in ihrer Liebe die Widerspiegelung unserer eigenen zu sehen. Daher haben wir einen Mythos aus ihnen gemacht. Wie traurig, daß Ruriks Vater so blind war und nicht erkannte, daß ihr eigenes verlorenes Erröten in ihrem Kind neu belebt wurde ...

In der frühen Morgendämmerung eines Sonntags kam Jobe auf Option an. Rosa ging im Osten der Mond unter, gelb im Westen; die Atmosphäre verur-

sachte manchmal diese Erscheinung. Hoch oben schimmerte silbern ein formloses Glühen. Dieser leuchtende Halbmond würde im Laufe des Tages schrumpfen, wenn sich Gotteshertz dem Zenit näherte. Wenn der Schirm am Himmel unsichtbar wurde, war es nur noch eine Stunde bis zur Verfinsterung.

Jobe saß im Bug des Bootes. Vor ihr wuchs die graue Linie der Insel am Horizont. Option unterschied sich nicht von tausend anderen Inseln; ein Flecken Vegetation an den Hängen zerklüfteter Klippen und Felsen. Grün und purpurn wuchs die Pflanzenwelt; Moos, Efeu und Farne, Federbäume, die starr darüber emporragten, und überall gab es die metergroßen weißen Blüten der Seidenblumen und die kleineren roten Stacheln des Blutdorns. Wenn man die Augen zukniff, sah man einen Farbkleck aus Purpur, Rot und Weiß; das Grün verschwand darunter. Einige sagten, daß das Licht von Gotteshertz das Grün für das Auge in Schwarz verwandelte. Eine Reihe der purpurfarbenen Pflanzen – und es gab viele verschiedene von ihnen – wurden Chtorr-Pflanzen genannt; sie benötigten kein Chlorophyll für ihre Photosynthese, sondern nur eines von zwei bestimmten Molekülen; das eine war weniger kompliziert aufgebaut, das andere war im Vergleich zum ersten von differenzierterer Struktur. Die Blumen wurden nach dem legendären Ort der kinderfressenden Dämonen benannt, da sie angeblich von dort stammten.

Aber es gab eine Menge von Legenden in den Meeren der Wildnis; alles war in einen Mythos gehüllt worden – oder vielleicht war alles schon selbst ein Mythos. Sola hatte einmal gesagt: »Ein Mythos ist die einzige Methode, uns die Wahrheit erkennen zu lassen.«

Auf dem Boot waren außer Jobe keine anderen Reisenden, die nach Option wollten. Das Boot, mit dem sie eigentlich fahren sollte, war ohne sie abgefahren. Sie hatte ihr Boot in Cameron verpaßt und ebenso die Fähre von Tarralon – das war Oris Schuld, oder Kirstegaardes. Sie machte beide dafür verantwortlich. Sie war schon eine Triade und zwei Tage länger unterwegs, als Suko es geplant hatte.

Ursprünglich war geplant, daß Sola Jobe mitnehmen sollte, wenn sie nach Osten segelte. Sie sollte sie nach Cameron bringen; dort konnte Jobe das Segelschiff nach Norden nehmen. Die Aussicht, mit Sola segeln zu können, hatte Jobe in helle Aufregung versetzt. Denn Sola, das bedeutete Rätsel und Abenteuer (außerdem hatte Jobe bisher den Lagin-Bereich noch niemals verlassen). Aber im letzten Moment hatte Kirstegaarde Einspruch erhoben: »Es ist falsch, ein Kind in Jobes empfindlichem Alter der Obhut einer Abweichenden anzuvertrauen – Jobe ist in der Zeit des Errötens. Ich liebe Sola so sehr wie jede andere hier; aber um Jobes willen müssen wir einen anderen Reiseweg arrangieren. Ich meine, überlegt

doch einmal – sie wird zwei Triaden oder noch länger mit Sola zusammen sein, angewiesen auf die Winde, mit denen sie zu kämpfen haben. Und die ganze Zeit über nähert sich Jobe dem Beginn des Errötens. Ist es etwa richtig, daß gerade Sola in diesem Lebensabschnitt des Kindes den lebhaftesten Eindruck auf sie macht? Ich will natürlich niemandem zu nahe treten; aber Jobe soll ihre Wahlmöglichkeit haben, ohne daß die Einflüsse einer geschlechtlichen Abweichung so stark auf sie wirken ...«

Und damit hatte der Streit begonnen. Jobe wußte, um welches Thema sich die ziemlich verbissen geführten Diskussionen drehten, die immer dann abgebrochen wurden, wenn sie in die Nähe kam. Sie selbst konnte keinen Nachteil darin erkennen, mit Sola zu segeln; Sola war ihre Lieblingstante. Aber Kirstegaarde wurde von einigen jüngeren und einigen neuen Mitgliedern des Kreises unterstützt: Mit-Frauen und Mit-Ehemänner, kürzlich Eingeherratete, die Sola nicht kannten, nicht mit ihr verwandt waren, sich nicht um Solas eigene Art kümmern und keine gefühlsmäßige Beziehung zu ihr hatten – aber sich der Tatsache schämten, daß Sola eine Abweichende war. Suko, Kuvig, Hojanna und einige andere, die sich an vergangene Tage erinnerten, beharrten auf ihrer Ansicht. Sie sagten, daß es ihre Schwester beleidigen würde, wenn man sie auf diese Art zurückstoße, wenn man ihr sagte, sie sei nicht dazu geeignet,

für Kinder zu sorgen; aber die Zusammensetzung des Kreises war im Umbruch begriffen, das Übergewicht ging von der älteren zur jungen Generation über. Das geschieht in jeder Familie, ganz unausweichlich. Ein Eltern teil ernährt ein Kind, und sie wächst; die Eltern werden dabei immer schwächer, bis schließlich die Kinder die Eltern ernähren. Die Autorität Kossarlins ging allmählich auf jene über, die sich der Blüte ihrer Reife näherten. Und wie noch jede junge Kraft waren sie rücksichtslos gegen die Traditionen und die Gefühle der Vergangenheit.

Sola jedoch hatte ihre eigenen Vorstellungen, und sie mochte es nicht, im Mittelpunkt zu stehen. Sie war eine Person von besonnener Würde und voller Kraft, der es zur Gewohnheit geworden war, Probleme dadurch zu lösen, daß sie von ihnen fortsegelte – wahrscheinlich, weil sie noch nie für etwas oder für jemanden so starke Gefühle hatte, daß es ihr gerechtfertigt schien, zu bleiben und für ihre Interessen zu kämpfen. Voll Zorn gab sie schließlich Jobe einen Abschiedskuß und wünschte ihr, daß sie ihre WAHL treffen möge; dann stach sie mit ihrem Katamaran in See, nur von ihrer Katze und ihrem Vogel begleitet. Ihr machte es nichts aus, irgendeinem der anderen Familienmitglieder Lebewohl zu sagen. Sie war so offensichtlich verletzt, daß Jobe sich fragte, ob sie ihre Tante jemals wiedersehen würde. Sie erwartete nicht, daß sie jemals wieder nach Kossarlin zurück-

kehrte. Der Kreis war nicht mehr derselbe wie vorher.

Als Kuvig und Suko von Solas plötzlicher Abreise erfuhren, waren sie – und einige andere Mitglieder der Familie, welche die familiären Bindungen der Vergangenheit noch würdigten – überrascht und betroffen. In den Tagen danach herrschte schmerzliches Schweigen. Die meisten Erwachsenen des Kreises schienen Wert darauf zu legen, mindestens der Hälfte der anderen aus dem Weg zu gehen. Das übertrug sich auch auf die Kinder und es gab mehr Zankereien als gewöhnlich.

Auf jeden Fall führte der Vorfall zu der von Kirstegaarde bevorzugten Entscheidung. Cousin Orl, eine schwerfällige Dakkaiker, die Jobe kaum kannte und sie auch nicht kennenlernen wollte, nahm sie auf einem der häßlicheren Boote des Kreises mit nach Cameron. Orl war unfreundlich und kurz angebunden; wenn sie überhaupt einmal sprach, war sie schroff und gefühllos. Sie gehörte zu den Neuen, die erst kürzlich in die Familie eingeheiratet hatten – Jobe fragte sich, warum. Und noch verblüffender war, daß die anderen sie vorher akzeptiert hatten. Vielleicht mußten sie es; sie war mit irgend jemand verwandt, doch Jobe war nicht sicher, mit wem. Aber auf der anderen Seite schienen einige der reethischen Eltern, Kirstegaarde eingeschlossen, Orl zu bevorzugen. Jobe war sich wegen der Verwandtschaft nicht

sicher, vieles davon beruhte auf Unausgesprochenem, war irgendwie dunkel und rätselhaft. Aber sie vermutete eine Art von Vernarrtheit bei einigen der Tanten. Kirstegaarde zum Beispiel schien *verändert*, seit Orl eingetroffen war – fröhlicher und gezierter; sie lachte viel häufiger und war nicht mehr so barsch wie vorher. Eigentlich sollte allein wegen dieser Tatsache Orls Ankunft begrüßenswert sein, aber Kirstegaardes Blick war noch immer so verbittert wie je; wenn sie das durch Lachen verdeckte, machte dies nur das Lachen schärfer und unerfreulicher. So, als ob Kirstegaarde über einen Scherz lachte, der auf Kosten aller anderen gemacht wurde. Jobe hatte es lieber, wenn ihre Launenhaftigkeit weniger willkürlich war. Wie auch immer; Jobe und einige der anderen älteren Geschwister, die noch nicht nach draußen geheiratet hatten, ärgerten sich darüber, daß die Ordnung der Vergangenheit sich geändert hatte. Sie machten Orl und einige andere Neue für den Bruch verantwortlich. Anvar, die sie gemocht hatten, war weggegangen, als Orl kam.

Orl also brachte Jobe nach Cameron; sie segelte, ohne Jobs Anschlußtermin an den Schnellsegler sonderliche Beachtung zu schenken – folglich verpaßten sie das Schiff. Als sie ankamen, erfuhr Jobe, daß es schon seit zwei Tagen fort war – weil Orl keinen Treibstoff für den Motor verschwenden oder sich nicht damit anstrengen wollte, zwei zusätzliche Segel

aufzutakeln. »Mmpf«, sagte sie, als sie hörte, daß sie das Passagierschiff verpaßt hatten. »Eine vergeudete Reise. Nun ja, fahren wir zurück.« Sie war wie ein Spiegelbild Kirstegaardes; das war kein Wunder, denn sie blühte in ihrem Schatten. Auch sie war in bezug auf Option skeptisch.

Jobe sagte: »Es müssen noch andere Boote da sein.«

Orl duldete keinen Widerspruch: »Du bist zu jung, um allein zu bleiben.«

»Dann bring du mich hin – es ist deine Schuld, daß wir uns verspätet haben.«

»Ich habe nicht die Absicht, noch länger von meinen Netzen wegzubleiben. Wir fahren nach Hause und werden dort entscheiden, was zu tun ist.«

Jobe haßte es, wenn Orl Kossarlin als ihr »Zuhause« bezeichnete. Es war Jobes Zuhause, in der Tat. Aber Orls? Niemals. »Laß uns funken«, sagte sie.

»Zu teuer.« Die Familie hatte generell etwas dagegen, nicht fest angemietete Dienstleistungen zu kaufen – selbst in Notfällen. Fernpost und Telefon waren »Luxusgüter«, die nicht gemietet wurden. Außerdem sollte jedes Mitglied des Kossarlin-Kreises auf eigenen Füßen stehen – das wurde für eine der Stärken der Bewohner Kossarlins gehalten.

»Es ist deine Schuld«, klagte Jobe. »Du hast weder den Motor noch das Zusatzsegel benutzt.«

Orl hob den Arm in drohender Geste, aber Jobe

schlüpfte aus ihrer Reichweite. »Wenn du mich je anrührst«, sagte sie, »wird Hojanna dich umbringen – falls Kuvig und Suko es nicht vor ihr tun.« Das war das Schlimmste, was sie jemals gesagt hatte, und sie bedauerte es im gleichen Moment. Es war *ungerecht*, eine Person auf diese Weise daran zu erinnern, daß sie neu in der Familie war. Aber sie brachte es nicht fertig, sich zu entschuldigen – nicht bei Orl. Sie packte ihren Beutel und begann, den Pier entlangzugehen. Orl folgte ihr mit einigem Abstand. Jobe ging zum örtlichen Dienstleistungsbüro und erhielt eine Schutz-Bescheinigung, ausgeschrieben auf den Kosarlin-Kreis in der Lagin. Das war so einfach, daß sie Verachtung für Orl empfand, weil sie diese Lösung nicht zuerst gefunden hatte. Orl zuckte nur die Achseln, ihr war es gleichgültig. Jetzt war sie von ihrer Verantwortung befreit und konnte ruhigen Gewissens nach Kossarlin zurückkehren. Sie ging ohne ein Wort der Ermahnung oder der Zuneigung, sondern grunzte nur: »Wähle nur nicht Reethe, im Bett würdest du eine Niete sein.« – Jobe wußte nicht, ob sie das als Scherz oder als Beleidigung auffassen sollte.

Jobe nahm das erste Schiff nach Tarralon, welches das Dienstleistungsbüro ausfindig machen konnte. Es war ein Frachtsegler, langsam und schwerfällig; das Schiff gehörte den Seeleuten, und diese gehörten alle zu ein und derselben Familie. Die kleinen Kinder tollten zwanglos auf den Oberdecks, keines von ih-

nen war älter als vier oder fünf Jahre – die Spanne zwischen ihrem und Jobs Alter war groß genug, daß sie sie als einen weiteren Erwachsenen ansehen konnten – und damit stand es ihnen frei, sie zu ignorieren. Sie war eine Durchreisende, kein Familienmitglied. Jobe machte das nichts aus. Sie saß im Bug, beschäftigte sich mit ihrer Flöte und hielt sich von den anderen Kindern fern. Auf einem solchen Schiff schien es nicht viel Arbeit zu geben, aber die Familie schien dauernd beschäftigt; entweder mit Fischen oder Nähen oder Reparatur- oder Anstricharbeiten, wenn es nicht gerade an der Takelage, dem Ausguck oder den Segeln etwas zu tun gab.

Es handelte sich nichtsdestoweniger um eine freundliche Gruppe. Bei den Mahlzeiten unterhielten sie Jobe mit Geschichten aus ihrem Leben; jede der Seeleute schien darauf bedacht zu sein, alle anderen im Geschichtenerzählen auszustechen. Den ganzen Abend spannen sie wilde Phantasien, voll von Mythen und Fabeln. Jobe wußte nicht, was sie davon glauben konnte – sie erzählten ihr von den Orten, die sie gesehen hatten: der Verbotene Berg, Sturmloch, der Große Wasserfall des Nordens, die Hochlandwüste, das Tal von Lorisander, das keinen Schirm hat und doch, weit westlich von Lagin, eine Oase in der Wüste ist. Sie waren auf Inseln gewesen, die selbst keinen Schirm, aber trotzdem zwei Dunkelzeiten hatten, eine frühe und eine späte; denn sie lagen zwi-

schen zwei aneinandergrenzenden beschirmten Gebieten. Sie waren weit im Süden gewesen, hatten das Polareis gesehen, riesige Berge aus Polareis, die stumm und majestätisch durch kalte Meere trieben. Sie waren schon durch die weiten, unbeschirmten Untiefen des Nordens gesegelt und hatten den weißen Wassern des fernen Ostens getrotzt. Sie hatten auf Berggipfeln gestanden, auf denen es keine Luft mehr gab, und waren durch die Ebenen von Avatar und Alabaster gegangen, den Zwillingsiedlungen von Lannits Tiefland. Einmal waren sie sogar einem Erdik begegnet! Es war groß und hatte harte Züge – *häßlich!* Sie hatten es nicht gemocht. Und sie sprachen von den Personen, die sie an all diesen Orten gekannt hatten; von allen früheren Geliebten und auch von denen, die sie gern als Geliebte gehabt hätten, Schrullen-Dorry und Zucker-Hazel, Schlaukopf Pennelly und Lavar (die Närrin) und Purzelsohn. Dann erzählten sie, wie sie in diesen Kreis hineingeheiratet hatten, als wäre es ihre Schicksalsbestimmung – und da argwöhnte Jobe, daß dies nicht der Fall war; diese Leute waren zu flatterhaft, um für längere Zeit an einem Ort eingeschlossen zu sein. Und einige von ihnen erzählten sogar, wie sie zu ihrer eigenen WAHL gekommen waren, ob dakkaisch oder reethisch. Viele Erzählungen waren den Mitgliedern der Familie offenbar schon lange vertraut, aber es schien ihnen Freude zu machen, sie erneut zu

hören – als wäre es das Vergnügen eines neuen Publikums, das ihnen Spaß machte, und nicht das Erzählen selbst; und vielleicht war es wirklich so. Jobe war von der Farbigkeit ihrer Geschichten, den Verflechtungen von Gefühlen und Abenteuern hingerissen. Ihr Gesicht drückte ihr Mitfühlen mit jedem Ereignis aus, sie lachte und kicherte, wenn Lavar ihren Kilt auf Fest verlor, sie weinte, wenn Pennelly zum Meer zurückkehrte, sie empfand Freude, als die kleine Lor geboren wurde, und das zeigte sich so deutlich in ihren Augen, als ob ein buntes Licht alle Schattierungen des Regenbogens auf ihr Gesicht malte. Jobe war hingerissen von ihren Erzählungen, die durch ihre herzhaft rote Suppe und ihr schweres dunkles Brot abgerundet, von ihrer herzlichen Zuneigung für jede andere erwärmt wurden – all das teilten sie ohne jede Einschränkung mit ihr. Sie war fast versucht, Option fahren zu lassen und zu fragen, ob sie hier hineinheiraten konnte, obwohl es in diesem Kreis niemanden gab, zu der sie sich auf den ersten Blick als möglicher Geliebten hingezogen fühlte.

Auf Tarralon stellte sie fest, daß sie – wie erwartet – die Fähre nach Option hinüber verpaßt hatte. Das Tarralon-Dienstleistungsbüro mußte sie auf einem Versorgungssegler unterbringen, der auf seinem Weg nach Osten in Fallen Wall anhalten würde. Von dort konnte sie einen örtlichen Transporter nehmen, der auf seiner regelmäßigen Tour alle Gemeinden auf der

Innenseite der Option-Sichel bereiste. Zu ihrem Bedauern sah sie nicht viel von Tarralon, nur die Hafenanlagen – aber die Silhouette der Stadt erfüllte sie mit Ehrfurcht und Staunen; noch nie in ihrem Leben hatte sie so etwas Schönes gesehen. Als das Schiff nach Osten segelte, stand sie am Heck, starrte nach Westen und beobachtete die sagenhafte rosarote Stadt, die im Zauber des Dunkeltages glitzerte. Ihre roten und pastellfarbenen Turmspitzen und Kuppeln sammelten sich alle auf den sanften Hügeln und stiegen zu einem glänzenden, kristallinen Garten am Gipfel auf; die ganze Stadt blinkte und glühte mit funkelnden Lichtern. Sie sah aus wie ein riesiger Rummelplatz – größer als jedes Fest, das Jobe jemals erlebt hatte.

Ganz im Gegensatz dazu war Fallen Wall eine ärmliche Fischergemeinde mit schmutzigbraunen Holzgebäuden, die alle wie zufällig an der Spitze der Option-Sichel angehäuft schienen. Im Norden konnte man die gegenüberliegende Spitze sehen, eine noch dunklere Linie entlang der Dunkelheit des Horizonts – die Öffnung dieses Kraterrings war nur wenige Kilometer breit, obwohl der Krater selbst an der weitesten Stelle fast 150 Kilometer maß. Es handelte sich eher um einen durchbrochenen Ring als um eine Sichel, aber jeder durchbrochene Ring war automatisch eine Sichel. Innerhalb des Atolls lag ein ausgedehnter, geschützter See. Jobe stieg in Fallen Wall auf ein

langsames Postboot um, das wie ein Käfer auf einer Regenpfütze über die schweigenden Wasser glitt. Die hoch aufragenden Berge der Kraterwand glitten wie hohe, graue Vorhänge vorbei, steil und dunkel. Darüber glänzten kalt und ohne jedes Funkeln die Sterne. Nach einiger Zeit drehte das Boot nach innen, obwohl es wie *außen* wirkte, weg von den Wänden und geradewegs quer über den Kratersee. Hier und da konnte Jobe auf den entfernten Felswänden verstreute Lichter erkennen, kleine Gemeinden oder Höfe. Trotz der Nähe zum großstädtischen Tarralon wirkte vieles auf dieser Insel noch wie wildes Grenzgebiet. Wahrscheinlich lebten in den schroffen Bergen gefährliche Tiere. Keine Straßen, keine Hafenanlagen, keine Rundfunkgeräte. All diese kleinen Lichter sahen so *einsam* und trostlos aus. Beinahe jämmerlich. So weit weg ... Die Dunkeltag-Nacht war frostig, ein dünner, pfeifender Wind wehte, griff unter ihren Umhang nach ihren Beinen und Armen und machte sie zittern – eher aus Angst als vor Kälte.

Sie umrundeten Peakskill, als der Monduntergang völlig verschwand; im Dunkeln von Peakskill herrschte eine noch dunklere Dunkelheit – ein spitzer Berg im Zentrum des Sees, groß und gezackt, unbewohnt, obwohl es zerstörte Hafenanlagen gab, Überreste einer längst vergessenen, mühevollen Arbeit. Eine der Seeleute wies Jobe darauf hin, indem sie bei der Vorbeifahrt einen Scheinwerfer darauf richtete.

Jobe konnte es auf diese Entfernung kaum sehen. Die Lotsin fuhr gern nahe daran vorbei, sagte der Matrose, denn dadurch wurden »die Geister gehänselt«. Und manchmal standen einheimische Passagiere auf dem Teil des Kais, der noch erhalten war.

Dann verlangsamte das Boot die Fahrt auf ein Zehntel der Geschwindigkeit; die Lotsin richtete den Kurs so ein, daß sie den ersten Anlaufhafen kurz nach Ende der Dämmerung erreichten; dann würden sie die Innenseite abfahren, zwei volle Sonnentage für den Kreis. Sie liefen nur während der günstigen Stunden des Tageslichts in die Häfen ein; so war es die Lotsin gewohnt.

Jobe machte auf einem Segeltuchballen ein Nickerchen; als sie wach wurde, zeichnete die Dämmerung Options Konturen an den Horizont: rot, weiß und purpurn – alle grünen Flächen wirkten schwarz. Der Kai lag in einer geschützten Bucht unter vorspringenden Klippen, die eine unregelmäßige Grenzlinie bildeten. Eine Handvoll Bojen und ein schlichter, hölzerner Pier waren alles, was auf Bewohner hinwies. Alle Gebäude mußten auf der anderen Seite dieses schroffen Hügels liegen; ein Pfad war wie ein Schnitt durch das Blattwerk sichtbar. Das Postboot legte nicht einmal an, die Lotsin hatte eine Abneigung gegen den Kanal. Jobe wurde mit einem Beiboot zum Ufer gebracht; man ließ sie mit dem kleinen gewebten Beutel und ihren vielen verwirrenden

Ängsten am Pier zurück.

Die Luft schien wie geschmolzen, schimmerte gelbweiß. Sie brannte wie der Atem eines Drachens. Sie trocknete die Haut, die Augen, das Haar und die Lungen aus – vor allem die Lungen; sie war fast zu heiß zum Atmen. Sie brannte so heiß, daß sie im ungetrübten Licht von Gottesherz zu vibrieren schien. Alles schien sich sanft zu kräuseln und wie im Tanz zu bewegen, und wenn Jobe über die Hügel oder hinunter zur Küste schaute, wogten die langgestreckten Baumreihen und schüttelten sich wie die schimmernde Landschaft eines Traumlandes. Die üppige Vegetation, welche die Hügel bedeckte, bildete ein grünes Meer, Farbschattierungen in dunklem Purpurrot, Welle auf Welle aus Chlorophyll-Geweben, Reihe auf Reihe aus Wald und Farnfeldern, Bäume und Büschen, in einer mächtigen Explosion der immer fortschreitenden Entwicklung des Lebens über- und auseinanderwachsend, Wachstum und Fäulnis so miteinander verwoben, daß es unmöglich zu erkennen war, wo die eine Lebensform aufhörte und wo die anderen, die sich von dieser ernährten, anfangen. Schlingpflanzen und Ranken hingen herab wie samtene Vorhänge; tausenderlei Moose und Kletterpflanzen wuchsen wie Stickereien auf ihnen. Der Wald war ein Aufruhr des Wachstums, tobte im brennenden Satlin-Tag, streckte sich über die wilden Hänge zu den kahlen Bergkämmen der Sichel hinauf.

Diese steilen Gipfel hielten die vom Wind herangetriebenen Wolken fest, bis sie weinten, sich in Regen auflösten. Auf die Hänge regneten Schauer nieder, spülten wie Wasserfälle durch die trockene Luft und verwandelten sie in ein schwüles Dampfbad, verwandelten den Tag in ein dumpfes, durchnäßtes, weiches Etwas und kamen erst bei den feuchten, stummen Wurzeln des Waldes zum Stillstand.

Jobe seufzte, schulterte ihren Beutel und machte sich zu dem Pfad auf. Der schmale Weg schlängelte sich durch den farnbewachsenen Wald, machte einen Knick zum Strand, führte dann wieder landeinwärts, einen Hügel hinauf und um ihn herum, in ein Tal, das aussah, als sei es von Gletschern gegraben worden, obwohl das bei der geologischen Entwicklung des Planeten offensichtlich unmöglich war. Einmal unter mächtigen grünen Erlen, den glitzernden Espen und den knorrigen, breitblättrigen Bäumen, wurde Jobe sofort ruhiger. Ihre Füße machten schlürfende Geräusche im dunklen, weichen Schlamm – der Boden war vom Morgensturm immer noch feucht. Das Wasser tropfte und rieselte in den Teppich aus Purpur und Türkis, der nach Wasser lechzte. Der höhergelegene Regenwald hielt das Wasser in seinen Blättern und Wurzeln, in seichten Pfützen und in einem Aderwerk von Bächen und Flüssen; einige flossen pausenlos, andere waren so vergänglich wie die Wolken, aus denen sie gekommen waren. Der Wald

murmelte mit dem Geräusch des Wassers, das seinen Weg zurück zum Meer sucht, die Bäume flüsterten mit den dunstigen Schwaden der Feuchtigkeit. Als Jobe in den trüben Schatten trat, wurde die Luft so feucht, daß man sie riechen konnte. Normalerweise waren die Tage auf Satlin zu trocken, um Gerüche weiterzutragen – Händler mußten feuchte Nebel in die Luft sprühen, wenn sie ihre duftenden Waren verkaufen wollten –, aber hier im Wald, in den blaugetönten und mit gelbem Sonnenlicht getüpfelten Höhlen gewölbter Blätter und Zweige, umgeben von den dunklen Wänden der Farne und Baumb Blüten, war die Luft süß und übersättigt. Der Wald strömte einen üppigen Duft aus, der fast betäubend wirkte; selbst die Schatten dampften in diesem Duft, wie alles, was sich hier befand. Winzige Tröpfchen schwebten in der Luft, ein Nebel aus Wasser und Duft. Ringsherum gab es Wasserfälle und aufspritzend Flüsse, feine Sprühregen, glitzernde Ranken und geflochtene Schlingpflanzen. Hier sang das Wasser vom Leben; alles, was Jobe berührte, war damit durchtränkt, ihre Arme und Beine waren mit winzigen, kühlen Tropfen bedeckt, ihre Kleider waren klamm und feucht.

Und Blumen gab es – wie konnte es an diesem Ort etwas anderes als Blumen geben? Riesige, prächtig glänzende Blüten, manche über einen Meter im Durchmesser! Die Insel war ein einziger Karneval, überquellend von Farben – von jedem Zweig tropften

die Blüten in greller, ausgelassener Freude. Der Wald war voll von ihnen, so als hätte ihn eine überschwengliche, ausgelassene Frau dekoriert. Rosa-rote Schwertlilien, weiß und grellrot geädert; graue Papageienblumen, die größten, die Jobe jemals gesehen hatte; Mönchskappen, hochgewachsen und dunkel, die von innen tiefrot leuchteten; und Nachtkerzen – sie waren ganz schlank, steif und weiß, mit orangeglühenden Knospen, die wie Flammenzungen über ihnen flatterten. Sie wuchsen in stattlichen Büscheln vor ihren Füßen und auf Ästen neben ihr, vor ihren Augen und über ihrem Kopf. In Knoten und Ranken wuchsen sie zum hohen Dach des Walds empor. Ein inneres Licht schien in ihnen zu glühen, sie verwandelten die Höhlen des Walds in eine unendliche Kathedrale zur Anbetung Mutter Reethes.

Option war viele Generationen lang eine Sichel der Wildnis gewesen, von der früheren Behörde dazu bestimmt, eine eigene, wilde Entwicklung zu nehmen. Eine Fülle von Flora und Fauna war ausgesät worden; ihre Spanne reichte von Schönheit bis Scheußlichkeit, vom Kuriosen zum Kapriziösen; dann wurde die Insel in Ruhe gelassen; sie sollte ihren eigenen Charakter ohne weitere Eingriffe des Menschen entwickeln. Die Behörde mußte wissen, ob der Satlik-Bio-Kreis sich selbst aufrechterhalten konnte oder regelmäßiger Erhaltungsmaßnahmen bedurfte. Hunderte von Inseln wurden auf diese Weise

sich selbst überlassen; jede gab eine andere Antwort auf die Frage, welche Form eine echte Satlik-Wildnis annehmen würde. Diese Sichel waren Kontrollstationen für die übrigen, gezielt beeinflussten Teile des Planeten, zeigten Alternativen auf und warnten vor möglichen Gefahren; und sie erinnerten die Satlik ständig an die Künstlichkeit und Zerbrechlichkeit ihres Lebenskreises. Obwohl sie jetzt für begrenzte Besiedlung freigegeben war, hatte Option noch viel von einer reinen Wildnis; Veränderungen, die den Charakter dieser Wildnis gefährden konnten, waren nicht erlaubt. Die wenigen Höfe, die Jobe vom Boot aus gesehen hatte, auch das Fischerdorf bei Fallen Wall, waren selbst Teil des experimentellen Charakters der Insel – man wollte sehen, welche Auswirkungen ihre Anwesenheit auf die Wildnis hatte – oder wie sie von diesem beeinflusst wurden. Jobs Ziel, jenes Lager, das seinen Namen von der Sichel erhalten hatte, war einst die zentrale Forschungsstation hier; nun war es so etwas wie eine Schule. Die Insel wurde nicht länger als wichtig genug angesehen, um eine Vollzeit-Station zu rechtfertigen; tatsächlich lag die nächste Siedlung über 40 Kilometer entfernt, und sie befand sich auf der Außenseite der Sichel. Dieser Ort, Option, war ein einsamer Ort, öde in seiner Üppigkeit, steril in seiner Fruchtbarkeit. Welche Pflanzen und Tiere hier auch immer wuchsen und lebten: Sie waren vergessen; bewußt vergessen von der Mensch-

heit, die den Vorrang hatte. Was auch immer hier lebte – alles mußte seine Bestimmung auf sich selbst gestellt herausfinden. Es gab keinerlei Beeinflussung, keine Anleitung, keine Ordnung, die von der größeren Umgebung draußen aufgezwungen wurde. Das galt genauso für jede Person, die sich ebenfalls dafür entschied, hier zu leben. Auch sie wurde unbeachtet und allein gelassen, damit sie sich nach ihren eigenen Vorstellungen entwickelte. Und genau deshalb war das Lager hier in Option; denn es war das Ziel seiner Gründer, einen Ort für jene bereitzustellen, die ihre WAHL treffen wollten. Sie würden ihrer Zukunft selbst eine Form geben – und es war eine bessere Zukunft, da sie unabhängig gewählt wurde. Ihrem eigenen Wollen überlassen, konnten sie schlank und gelenkig werden oder breit und knorrig oder empfindsam für dunkle Geheimnisse – was auch immer ihr Wille, was auch immer ihr vorbestimmtes Schicksal war: Hier konnten sie es auf sich selbst gestellt herausfinden, ohne daß andere auf ihre Entscheidung Einfluß nahmen.

Diese Insel hatte einen wilden Geist, frei und unabhängig; er spiegelte sich in den Wäldern wider und in denen, die darin lebten. So unkultiviert wie das Land waren auch die jungen Menschen, die es aufsuchten. Sie lebten ohne Anleitung von oben – nur mit dem gläubigen Vertrauen auf Mutter Reethe. Sie waren auf sich selbst gestellt und fühlten daher kein

Bedürfnis nach der Weisheit langer Lebensjahre, kein Bedürfnis nach ihrer Erfahrung und Stärke. Sie hatten hier Hoffnung. Und *das*, so hofften sie, würde ausreichen.

Lono und Rurik (zwei)

Lonos Familie erwartete, daß sie reethisch würde, und alle geistigen Vorbereitungen waren auf diese Erwartung hin getroffen worden. Sie hatten es nie ausgesprochen, es gab schließlich Erwartungen, die zum Teil auf die bedachtsame Stärke Lonos gegründet waren. Doch statt dessen begann sie – als Ergebnis der vielen gemeinsamen Stunden mit Rurik und der wachsenden Liebe, die beiden bewußt wurde – sich nach Dakka zu orientieren. Mehr und mehr wurde sie dakkaisch, das Pendant zu Ruriks Reethe; Rurik schien das so am besten zu gefallen. Vielleicht wäre Lono reethisch geworden, wenn ihre Geliebte es gewünscht hätte – für sie kam es nicht auf die Form der Liebe an, sondern nur darauf, daß sie liebte; sie war glücklich darüber, zu denen zu gehören, die unabhängig davon, wer sie sind, im Innern ausgeglichen sind. Aber weil Rurik am glücklichsten war, wenn sie sich reethisch ausdrückte, weil Lonos Glück durch Ruriks Freude genährt wurde, weil es ihr ungezählte, freudenbringende Ekstasen gab, wur-

de sie ihrer Geliebten Dakka – ihr Sohn, ihr Geliebter, Ehemann, Vater: ihre männliche Hälfte. Sie war all das, weil es ihrer Geliebten Freude bereitete und weil es ihr selbst Freude bereitete. So wie sie von ihrem reethischen Ego gefesselt worden wäre, wenn es zur vollen Ausdrucksfähigkeit gewachsen wäre, so war sie nun davon gefesselt, Dakka zu sein. Sie fühlte Bewunderung für die Art, wie ihr Körper sichtbar auf den Gedanken an Ruriks Berührung, ihre süße Umarmung antwortete – so, als würde sie durch diese eine angedeutete Gebärde verwandelt: von der Gedanken Vielfalt der Logik – Auslese des Geistes und anscheinend voll Sachlichkeit – in etwas, das viel mehr im Einklang mit den Rhythmen der Natur steht; freudvolle, animalische Lust der Leidenschaft, eine fundamentale, sehnlichst herbeigewünschte Höhe der Gefühle, die durch die Teilnahme eines genauso leidenschaftlichen Geschöpfes noch erhöht wird. Ihre Seelen wurden eins in den Augenblicken höchster Gefühle, ihre Augen spiegelten Liebe und Verehrung wider, bis Tränen überwältigender Freude zu fließen begannen – dennoch war das Medium, das sie fest miteinander verband, das Wissen um die Ekstasen, die sie dann miteinander teilten, wenn sie aufhörten, formelle Wesen zu sein und zu zwei Kreaturen wurden, die sich auf ihrem Lager voll Verzückung umfingen. Auf diese Art konnten die beiden Menschen eine so tiefe sinnliche Freude genießen,

die einzig und allein ihr eigenes geheimes Vergnügen war. Rurik fand ihre Erfüllung, wenn sie von Ruriks Erkundungen ausgefüllt wurde. Wellen von lavendelblauen und blutroten Blumen ergossen sich über sie, die Blätter wurden zu Millionen kleiner Raketen, Kometen, Sterne; Feuerwerkskörper stiegen in den Himmel und explodierten süß, so süß, hinter hellem Schreien der Verzweiflung; unter dem eindringlichen Blick ihrer Geliebten gefesselt zu sein, von ihrer tiefen, erregenden Berührung durchdrungen zu werden, die geschlossenen Augen – wenn ihre Geliebte in sie eindrang, eine Zunge, ein Finger, etwas, das in ihr selbst lebendig pochte; schmecken, berühren, *fühlen*, sich vereinen, und dann der Sturm der Ekstase, das Hämmern des Herzschlags, das plötzliche Anschwellen, das Fließen und Zusammenfließen der Säfte, Schweiß des Glücks, die Verzückung beider sich mischend, verschlungene Arme, liebkosende Hände, einander halten, in Erschöpfung aneinandergeklammert, zärtliche Küsse, die wortlose Worte sprechen, taumelnde Gefühle, befriedigt in den Armen der anderen liegen.

Ruriks Freude wurde vieltausendfach vergrößert, weil sie aus Lonos Berührung, ihrem Herzen und ihren Augen erwuchs; sie war die Wurzel, der Stamm von Ruriks Leben. Es war das Bewußtsein, daß sie in von ihr selbst geformter Gestalt lebte, nicht durch elterlichen Einfluß gestaltet – ihr Vater konnte es nicht

sein und nicht verstehen. Das war ein Ich, das von den Grenzen einer Person so weit weg und so deutlich getrennt war, daß sie es um so mehr genoß, weil es ein Gefühl von Unabhängigkeit gab. Es gab ihr ein Gefühl süßer Freiheit von den drängenden Einflüssen ihrer Familie. Sie war endlich sie selbst! Und Lono, die das fühlte, weil sie selbst ein Teil davon war, tauchte ungestüm in das Leben, das sie miteinander teilten, in die Leben, die sie gemeinsam aufbauen würden. Sie würde für die Reethe ihrer Geliebten Dakka sein.

Obwohl Lonos Familie von der Zielrichtung ihrer WAHL überrascht war, akzeptierte sie sie verständnisvoll; es war eine langsame und sanfte Entwicklung. Es gab keinen Moment, in dem Lono plötzlich männlich war – die Entscheidung der WAHL geht fließend vor sich; sie wird ausschließlich durch die Wiederholung bestärkt, die sich immer wieder mit jedem neuen Liebesakt vollzieht, sie wächst zu einer Offenbarung, die für alle sichtbar ist. Sie stand in vielen äußeren Anzeichen geschrieben: Ihre Schultern wurden breiter, die Brüste wurden flacher und härter, ihre Stimme wurde allmählich tiefer, Haar kräuselte sich vom Bauch bis zur Brust – alles noch so zart und doch so endgültig. Es wurde bemerkt, es wurde zur Kenntnis genommen – und von allen, die sie kannte, gebilligt. Als diese Veränderungen sich bemerkbar machten, wurden sie nicht nur deshalb

gutgeheißen, weil sie eine WAHL offenbarten, die andere ihr wünschten; sie wurden gutgeheißen, weil ihre glückliche Ausstrahlung zeigte, daß sie all dies selbst guthieß, und ihr strahlendes Leuchten war ansteckend. Natürlich gab es Überraschung – die gibt es immer; eine Münze hat zwei Seiten, wird sie geworfen, ist nur eine Seite sichtbar. Und es gibt immer Leute, die die eine oder die andere Seite vorhersagen: Darum gibt es Wetten – daher gab es Überraschung. Zum Teil war es nur die natürliche Überraschung darüber, daß die Zeit so schnell vergeht, die plötzliche, verblüffte Verwunderung darüber, daß das Kind, gestern noch ein Säugling, nun plötzlich ein errötender Heranwachsender ist. Aus Überraschung wurde Erstaunen und Freude; und Lonos Freude darüber, daß sie dakkaisch wurde, wurde dadurch widergespiegelt, daß ihre Familie diese WAHL akzeptierte.

Rurik dagegen fand für ihr Erwachsenwerden keinen so fruchtbaren Boden. Als ihre Hüften und Brüste anzuschwellen begannen, als ihre Haut weicher, fleischiger wurde, als ihre Gesichtszüge sanfter wurden und ihre Stimme einen helleren Klang annahm, als all dies sich zeigte, wurde ihr Vater immer abweisender, schärfer und feindseliger; zwischen ihnen herrschte eine frostige Atmosphäre. Rurik gab mit strahlendem Gesicht zu erkennen, daß sie als Reethe in Lonos dakkaischer Umarmung am glücklichsten

war – und dieses Eingeständnis erzürnte ihren verständnislosen Vater. »Du benimmst dich, als wärst du nicht mein Sohn!« schrie sie sie an. »Du solltest dakkaisch werden, und jetzt liegst du unter einem anderen Mann!«

»Aber warum ... *warum* hältst du diese WAHL für so falsch?« Rurik konnte das nicht verstehen. »Warum kann ich keine Frau sein, wenn ich so wähle. Warum kann ich nicht die Kinder meiner Geliebten gebären?«

Wie konnte man es ihr erklären? Ruriks Vater bevorzugte die Entscheidung für Dakka; sie hatte sie selbst vor vielen Jahren gewählt und vollen Herzens verinnerlicht; so sehr, daß sie dakkaischer war als jede Ungewählte, die als Dakka geboren war. Mit allem, was sie tat, hatte sie das anderen bewiesen, und sie hatte es sich selbst immer wieder bewiesen, als müsse sie die Alternative verleugnen, daß sie selbst möglicherweise alles andere als dakkaisch war – als müsse sie sich selbst davon überzeugen, daß sie wahrhaftig männlich war. Sie konnte es nun nicht zulassen, daß ihr Sohn wählte, eine Tochter zu sein; das würde nur das Versagen ihrer eigenen Männlichkeit widerspiegeln. Als Schöpfer ihrer Familie war es ihr Recht, das Geschlecht ihrer Kinder zu wählen; sie wußte, was das beste für sie war, und Rurik würde, wie sie selbst, Dakka sein. Sie konnte und wollte nicht zugestehen, daß Ruriks Gefühle wichtig waren

– sie lehnte es ab, die Verlässlichkeit irgendeiner Entscheidung außer ihrer eigenen anzuerkennen. Ruriks Neigungen waren letztlich nur kindliche Äußerungen, spielerische Verhaltensweisen, die abgelegt werden mußten, so wie sie selbst solche unreifen Experimente abgelegt hatte: Rurik würde eine viel bessere Person sein, wenn sie akzeptierte, wer sie sein mußte. Ihr Vater wußte besser, was für sie das beste war. Stellt es euch jetzt als eine Geschichte vor. Wahrheit ist Mythos, und Mythos ist Wahrheit. Was immer *wirklich* passierte – wenn es tatsächlich geschah –, spielt keine Rolle mehr. Wir können die Tatsachen nicht kennen – nur die Geschichte –, und wir kennen sie in tausend Formen. Stellt euch Rurik auf einer Bühne vor, allein unter einem einzelnen Licht, ein hartes Licht mit blauen Tupfern. Im Hintergrund der Bühne, in glühendes Rot getaucht, singt ihr Lono eine einfache Erklärung ihrer selbst, eine glückliche Melodie: »Ich werde sein, was ich sein werde.« Aber wenn Rurik das Lied aufnimmt, bekommt die Melodie einen herberen Klang, und wenn sie den Text zu ihrem eigenen macht, klingt es mürisch und trotzig. Derselbe Monolog wird, unabhängig voneinander, von beiden gesprochen; er hallt dem Leben beider wider. Lonos Freude ist auch Ruriks Freude, aber Ruriks Freude wurde von ihrer, Familie gestohlen, und sie erstarrt in Abwehr.

Ruriks Eltern, alle, ihre Mütter, Väter, Tanten und

Onkel, müssen versucht haben, das Kind zu besänftigen; doch niemand von ihnen schien die Tiefe ihrer Gefühle zu verstehen. Ob kindlich oder nicht; sie waren ehrlich und aufrichtig – Rurik konnte es nicht zulassen, daß ihre Liebe entwertet wurde, denn das hätte auch Lono abgewertet. Vielleicht versuchte nur ihre Geburt-Mutter, jedenfalls erzählen wir die Geschichte gerne so, sie zu verstehen – denn ihre Geburt-Mutter, die selbst gewählt hatte, kannte den Zauber der Zeit des Errötens. Sie wußte, was Dakka war, aber sie wurde reethisch, um mit Ruriks Vater zusammen zu sein – sie verstand den Schmerz ihres Kinds. Aber ihre Mit-Ehefrauen und Mit-Ehemänner hatten nicht alle die Möglichkeit der WAHL gehabt. Sie lauschten den Worten des Kindes und hörten doch nie, was es sagte. »Natürlich mußt du sein, wer du sein mußt – aber weißt du denn, wer das ist? Die Liebe, zu der du dich bekennt, ist vielleicht nur eine vorübergehende Erscheinung. Möglicherweise wirst du Lonos schließlich überdrüssig werden – schüttele nicht den Kopf, solche Sachen passieren. Verdamme nicht die Erwachsene, die du einmal sein wirst, zu den Folgen einer Entscheidung, die ein vor Liebe blindes Kind getroffen hat.« Diese Argumente benutzten sie, um zu rechtfertigen, daß Rurik den Garten nicht mehr verlassen durfte; ihr wurde verboten, Lono zu sehen, bis sie »ihr wahres Einfühlungsvermögen erreichte« und Dakka als ihre Göttin akzep-

tierte. Rurik vegetierte dahin; ihr Selbstbewußtsein war nie sonderlich ausgeprägt; zu oft hatte sie anderen erlaubt, ihre Entscheidungen zu beeinflussen, und jetzt, da sie endlich das Steuer selbst in die Hand nehmen mußte, konnte sie es nicht, weil sie nicht wußte, wie man das machte.

Es gibt solche und solche Zwänge, aber keinen, der so verheerend wirkt wie der, den wir unter dem Vorwand der Liebe auf andere ausüben. Das, was die Eltern Kindern zu deren eigenem Besten antun, gehört zum Schlimmsten – fast immer geschieht es zum Besten der Eltern. So verhielt es sich mit Ruriks WAHL. Sie glaubten, sie würde ihnen eines Tages für ihre Weisheit dankbar sein.

Arme Rurik – sie hatte jetzt keine WAHL. Schließlich unterlag sie den Zwängen, die andere auf sie ausübten – sie sagten ihr, daß Lono fortgegangen war, daß sie Lono gleichgültig geworden war, daß Lono reethisch geworden war; sie erzählten ihr tausend verschiedene Lügen, jede schmerzlicher als die vorhergehende. Lono war mit einer anderen verlobt oder lag im Sterben, oder sie war schon gestorben. Rurik fühlte, daß ihr Blick für die Wahrheit unscharf wurde. Sie konnte kein Wort glauben, aber sie wollte die Wahrheit von Lono selbst erfahren.

Aber Lono, so erzählt es die Geschichte, wurde von Fieber gequält – solche Krankheiten sind während der Zeit des Errötens nicht ungewöhnlich. Alle

Körperfunktionen sind im Fluß, die Abwehrkräfte sind geschwächt, und Lono war auf der Schwelle zum endgültigen Erröten an infektiösem Fieber erkrankt. Ohnmächtig und unwissend, verstand sie es nicht, sich zu artikulieren. Dennoch rief sie oft nach Rurik; sie begehrte nur ein Zeichen, eine Berührung – selbst im Delirium liebte sie. Und als Lonos Eltern sich nach Rurik erkundigten, ignorierte Ruriks Familie die Botschaften. Sie wußten nicht, warum sie kamen, und es interessierte sie auch gar nicht; sie waren nur erfreut darüber, daß Lono ferngehalten wurde – das machte es ihnen leichter, Rurik zu beeinflussen. Und sie machten ihren Einfluß geltend – verurteilt ihr Rurik jetzt immer noch dafür, daß sie nachgab? Daß ihre Liebe zu Lono den Lügen nicht gewachsen war? Oder erkennt ihr, daß Erinnerung nur ein dünnes Gewebe ist, wenn sie einem Sturm von Falschheit ausgesetzt ist? Der kleinste Zweifel, den Rurik hegte, wuchs zu einem tiefen Abgrund. Und schließlich gab sie voll Hysterie nach – nur so konnte sie sie daran hindern, über ihre Geliebte Lügen zu erzählen; und mit bestimmten Hormoninjektionen wurde ihre WAHL unwiderruflich gemacht. Sie erreichte die Zeit des zweiten Errötens und des letzten Errötens, und sie wurde dakkaisch. Nicht unschön auf ihre Art, aber dakkaisch, ein Mann.

Soll der Chor den Sieg des Vater-Gletschers hinaussingen, eine einzelne Stimme wird traurig von ei-

nem Sieg singen, der nach Asche schmeckt. Ruriks Familie mag einen Sohn gewonnen haben, aber sie verlor die Liebe ihrer Tochter.

Es dauerte Monate, ehe die beiden sich wieder begegnen konnten. Die Fabel, so, wie sie erzählt wird, stellt die Szene in die erlöschenden Strahlen des Frühlings: Lono, voll Eifer vom Krankenbett aufgestanden, auf der Suche nach ihrer Rurik; Rurik, von sich selbst geängstigt. Sie trafen sich zufällig am Strand – stellt euch die Szene als einen Augenblick vor, in dem es aufblitzte, in dem Gefühle mit rasender Geschwindigkeit aufwallen. So, wie die Jahreszeiten über die Meere brausen, so müssen sich ihre Empfindungen auf und ab bewegt haben, sie wurden gebremst, schossen erneut empor, nur um wieder schwächer zu werden, ihre Gefühle wurden wie Vögel im tobenden Wind hin- und hergeschleudert. Entsetzen macht sich als schmerzvolle Erkenntnis in ihren Herzen breit, als sie erkennen, was geschehen ist; ihre freudige Überraschung, als sie sich nach dem langen Winter wiedersehen, wandelt sich in Kummer mit der Erkenntnis, daß es den besonderen Zauber in den Armen der anderen nie mehr geben wird. Sie müssen sich umschlungen haben, erst voller Glück, dann voller Schrecken, sie lösten sich voneinander, traten zurück – und sahen Dakkas Ausprägungen auf beiden Körpern. Jede war im letzten Erröten gereift – Lonos Schultern, breit und stark, fanden ihr Abbild

in den Schultern Ruriks, die gewachsen waren und noch weiter wuchsen. Die rundliche Plumpheit der Kindheit wich der noch weichen Muskulatur der Jugend, ihre letzten Spuren waren noch sichtbar, schwanden aber allmählich auf den Körpern dieser beiden jungen, leidgeprüften Männer. Die verzaubernde Zeit des Errötens war nur noch Erinnerung, die Fülle ihrer Liebe nur noch ein heller Widerschein darin. Verloren jetzt, völlig verloren.

Rurik, tränenüberströmt auf die Knie sinkend, weint: »Lono, es tut mir so leid, bitte verzeih mir. Wir können uns nicht länger lieben – das ist meine Schuld. Es ist nicht männlich, daß wir einander lieben oder daß ich weine – bitte, verzeih mir.« Und Lono, auch in Tränen aufgelöst, sinkt neben ihr nieder, nimmt sie in die Arme und sagt: »Wenn du mir nur etwas gesagt hättest, Rurik, wäre ich für dich reethisch geworden. Alles, was du willst, wäre ich geworden, nur um bei dir zu sein.«

Und dann: Schweigen, tränenerfüllt, während die beiden sich gegenseitig halten, um wieder ganz nah beieinander zu sein. Eine Erinnerung an das, was vorher war. Lonos Hände liebken das Haar, die Wangen, die Augenlider ihrer Geliebten. Ihr Finger zieht Ruriks Nackenlinie nach, ihre Hand hält ihren Rücken, eine Berührung, die Rurik wegen ihrer kräftigen Sicherheit immer gern hatte. Und Rurik, die sich schließlich sanft in die Arme ihrer Geliebten

sinken läßt, läßt diese Berührung zu.

»Ich liebe dich immer noch, Lono«, gesteht sie.
»Ich darf es nicht, aber es ist so.«

»Ich liebe dich auch. Ich habe nie aufgehört, dich zu lieben.« Und sanft hinzugefügt: »Meine Liebe zu dir ist viel zu stark. Wir halten durch. Wir *müssen*. Trotz aller Grenzen, die das Fleisch und die Familie uns setzen – für uns ändert sich nichts. Etwas anderes zu tun, hieße, die Aufrichtigkeit unserer Gefühle zu leugnen.«

Und Rurik, die ihre Tränen blinzeln vertreibt, während in einer Mischung von Trauer und Glück immer neue kommen, fragt: »Können wir das tun? Können wir das wirklich? Sie würden es nicht zulassen ...«

Lono hält sie wieder fest umklammert. »Wir müssen – denn etwas anderes gibt es nicht. Wir lassen nicht zu, daß sie uns daran hindern.«

Kann das Strahlen wieder entzündet werden? Kann man seine Liebe anders erklären? Können Lono und Rurik immer noch Tausende von kleinen Freuden ausdrücken, wenn sie zusammen sind?

Sollen Moralisten und Gelehrte darüber streiten, soviel sie wollen. Die Fabel sagt, daß Lono und Rurik es taten.

Und auch das sagt einiges über die Art der Satlik. Keine Auserwählte vergißt jemals die Berührung Reethes oder Dakkas, selbst wenn sie für sich den

gleichen Pfad wählt. An dieser Stelle der Fabel sollten wir uns daran erinnern, daß die Berührung, die wir in der Kindheit kennenlernten, in unserem Erwachsenenleben widerhallen kann. Alles andere verleugnet die Aufrichtigkeit unserer früheren Gefühle, verleugnet die Dualität unserer menschlichen Seelen.

Sie sollen jetzt einander lieben; das ist alles, was ihnen geblieben ist...

Selbst wenn das Wetter trübe war und dunkle Sturmwolken drohten, wurde Jobe durch ihre innere Unrast veranlaßt, nach etwas zu suchen, das sie nicht benennen konnte; die Suche danach aber gab sie nie auf. Sie ging zum Strand hinunter und starrte über das Wasser, folgte in ihrer Vorstellung sehnsüchtig nichtvorhandenen Katamaranen, die am Horizont vorbeiglitten. Sie wünschte, einer würde kommen und sie zu einer Lagune in magischem Grün und Gold wegbringen, weit weg von allem, was sie bedrückte. Ohne es selbst richtig zu wissen, sehnte sie sich nach Entkommen – auf die eine oder andere Art.

Bücher waren gut – es waren begrenzte Fluchtmöglichkeiten, wenn auch nur vorübergehende, und neue Bücher konnte man jederzeit per Funk bestellen. Ihr Wissensdurst war nicht zu befriedigen, sie löschte ihn voller Gier. Sie las alles, was sie über WAHL und Liebe und Sex und Freundschaft und Menschsein finden konnte. Das begehrte sie am mei-

sten. Wenn sie es hätte erklären können, hätte sie gesagt, daß sie eine wirkliche Person sein wollte, eine, um die sich ein Kreis scharte; aber statt dessen fürchtete sie, immer noch ein Schatten zu sein, eine von denen, die rastlos kreisten; oder schlimmer noch: sich im Zickzack von Kreis zu Kreis begaben und den einen suchten, dem sie sich anschließen konnten. Sie las die Bücher. Sie verstand die Worte, ihre Bedeutung, verstand, wie sie miteinander verflochten waren, um den größeren Inhalt der Ideen zu bilden; sie *verstand*, was sie ihr sagten – aber trotzdem schien es irgendwie, daß ihr etwas fehlte. Jobe wußte im Innern, daß man nicht lernen konnte, wirklich zu sein; aber dennoch leugnete sie, was sie schon längst wußte, und suchte weiter nach den Lektionen, die sie weiterbilden konnten. Wenn sie es nicht lernen konnte, dann würde sie es einfach nachmachen – all die Gebärden, affektierten Gesten, scharfsinnigen Scherze und Eigenarten; sie kopierte sie und versuchte zu sein, was sie nur vorspielen konnte. Um wirklich zu *sein*, muß man wirklich *werden*; das wußte sie, stellte ihre Versuche aber nie ein, weil sie immer noch keinen anderen Weg sah.

Sie betete. Sie errichtete einen Altar: ein Spiegel, der von Wasserkerzen umrahmt war; und sie schrieb ihre eigenen Bittgebete zum Tao: »Mutter Reethe, laß mich an deinen Strömungen teilhaben, laß mich deine Worte im Sonnenlicht singen, laß mich dort le-

ben, wo der Westwind weht.« Aber sie hatte niemanden, der ihre Gebete mit ihr teilte, und fürchtete, sie würden wie Steine in zähem Schweigen versinken. Nicht einmal das Murmeln der Wellen antwortete ihr.

Sie dachte oft über Liebe nach.

Eine neue Philosophie entwickelte sich im Theater und in der Literatur; sie ließ neue Denkrichtungen und Geschmacksformen entstehen. Sie wurde *Romantizismus* genannt, war eine Erdik-Angelegenheit, eine Methode, ein Stück gefühlsmäßig zu bewerten; so mußten die Zuschauer nicht ihre Entscheidung darüber treffen, welche der Protagonisten in der beschriebenen Konfliktsituation dem Tao am nächsten waren. Diese Entscheidung war schon vom Drehbuch oder dem Schriftsteller vorweggenommen, und die Geschichte wurde so dargestellt, daß das Publikum ihren Schlußfolgerungen Applaus spendete. Jobe empfand wegen dieser Entwicklung vage Befürchtungen, fühlte, daß sie irgendwie *Unrecht* waren, aber sie konnte noch nicht sagen, welche *Art* von Unrecht. Sie hielt sie für eine schlechte Lehrmethode – diese Art des Geschichtenerzählens zeigte nicht nur auf, über was man nachdenken sollte, sondern auch, was man darüber denken sollte. Aber – es war Erdik, und Erdik-Dinge waren jetzt in Mode. Alle Satlik-Autoren waren von Erdik-Konzepten begeistert und begannen, mit Geschichten über einzelne »Helden«

zu experimentieren – und fast immer dakkaisch, eine weitere Erdik-Mode. »Held« und »Schurke« – was für seltsame neue Worte das waren; sie beinhalteten auch, daß etwas Schlechtes sich selbst erkennen konnte und immer noch etwas Schlechtes blieb; daß man *bewußt* verdorben war ...

Nun, vielleicht ... Jobe dachte darüber nach. Schließlich, wenn das der Fall war, könnte es die Erdik einfach erklären. Die Satlik sind die »Helden«, und die Erdik sind die »Schurken«. Anstatt zweier entgegengesetzter Seiten, die den Kompromiß oder gar ein gemeinsames Ziel suchen, haben wir nun zwei entgegengesetzte Seiten, die jeweils den Sieg über die andere suchen. Und jede ist für sich selbst ein Held und betrachtet die andere als den Schurken. Was Wunder, daß die Erdik so viele blutige Kriege führten – wenn sie sich immer auf diese Weise betrachteten.

Und mit diesem Konzept entstand die Auffassung von romantischer Liebe als notwendigem Lohn für die Anstrengungen eines Helden – als ob ein Mann und eine Frau dazu bestimmt wären, einander zu begegnen und in harmonischer Vollendung miteinander zu leben. Die Geschichten waren beinahe immer so konstruiert, daß ein solches Schicksal unausweichlich schien. So funktionierte die Welt nicht, dachte Jobe, aber dennoch war es eine faszinierende Vorstellung von Schicksalsbestimmung. Vielleicht war

ihre Ordnung so anziehend; aber ...

... so wie sich die romantische Tradition langsam ins Leben der Satlik schlich, so tat es auch die mit ihr verbundene Anschauung, daß *Sexualität* irgendwie *schlecht* war – daß der eigene Körper ein privater Tempel war, der nur seiner Geliebten bewahrt werden durfte. Deshalb war es auch falsch, jemand anderen an ihm teilhaben zu lassen oder eine andere Person auch nur durch die Zurschaustellung seiner Schönheit in Versuchung zu führen. Auf den ersten Blick hatte Jobe diese Theorien für dumm, fremdartig und widersprüchlich gehalten. Wenn jemand sich nicht selbst offen zeigen konnte, wie sollte sie dann eine andere Person anziehen? Wenn sie nicht mit vielen Partnern schlafen konnte, wie sollte sie dann Erfahrungen sammeln? Wenn sie die Wege der Liebe nicht kannte, wie sollte sie dann ihre Geliebte kennen?

Und doch: Als Jobe mit den neuen Ideen vertrauter wurde, begann sie sie zu erforschen und zu erproben – so, als ob sie eine kranke Stelle in ihrem Körper erforschte. Sie kokettierte mit ihnen, wurde von ihrer Falschheit gereizt, fragte sich, ob sie tatsächlich so falsch waren; viele andere urteilten nicht so. Es gab Gegenargumente zu ihren Gefühlen, das wußte sie, und wenn sie es überlegte, zum Beispiel – zuviel von einer Sache, vor allem vom Sex, dem Vermittler von Liebe, minderte nur deren Wert. Seine Liebe zu be-

wahren, machte aus ihr etwas Seltenes und Wertvolles. War es nicht so? Ein Geschenk für jemanden von besonderem Wert. *Diesen* Gedanken erforschte Jobe ganz vorsichtig – so, als ob sie ein Festkleid anprobierte und sich noch nicht ganz sicher war, ob es paßte und angenehm zu tragen war. Bedeutete die neue Auffassung eine Ergänzung auf ihrer Landkarte eines ohnehin schon aufgewühlten Landes? Machte sie das Gebiet, das sie durchreiste, klarer, oder vernebelte sie es?

Hatte sie beispielsweise Porto wirklich geliebt? Natürlich – aber das war ein kindlicher Versuch. Sie hatte Potto tatsächlich als ihre Schwester geliebt; aber das war nicht die Liebe, die in den Texten beschrieben wurde – oder etwa doch? Nun, wie stand es mit Nyad – ihrer ersten Bettgefährtin hier in Option? Nun ja, doch andererseits – auch das mußte nicht die Art der Liebe sein, von der die romantische Überlieferung berichtete. Das waren nur tastende erste Versuche gewesen – sehr sanfte, denn beide Beteiligten waren von den eigenen Gefühlen und denen der anderen geängstigt. Nichtsdestoweniger war diese Liebe etwas Geringeres als eine Liebe »hoher und edler Gefühle«. Sie und Nyad hatten sich beide im Stadium des ersten Errötens befunden – und in diesem Alter wird Sexualität fast immer mit Liebe verwechselt. Die Tatsache, daß sie nicht länger gedauert hatte, daß sie sich getrennt hatten, bewies das. Wenn

sie wahrhaftig gewesen wäre, würde sie jetzt noch mit Nyad zusammen sein. Nyad war jetzt reethisch; Jobe wäre, statt immer noch unentschieden zu sein, Dakka für ihre Reethe – und sie fürchtete, daß ihre Unentschlossenheit sie auf Reethe zutrieb, während sie sich eigentlich nach Dakka sehnte, aber sie hatte Angst, die Gelegenheit zu nutzen ...

Oh, da gab es noch etwas anderes – die Erdik mißbilligten bestimmte ... Arten, Liebe zu machen. Tatsächlich störte sie sogar das Erröten. Kinder haben keine Gefühle, genausowenig fühlen sie geschlechtlich – solche Sachen dürfen sie nicht ausdrücken. Zwei Dakkaiker oder zwei Reethische offenbarten einander keine Zuneigung, nicht auf Erd. Es war verboten – und die Zweigeschlechtlichkeit des Errötens erinnerte sie zu sehr an dieses Tabu; in seiner Gegenwart erglühten sie vor Scham. Aber so war es auf Erd; daher glaubten sie, es müsse so sein. Sie waren seltsame, wilde Leute, so *primitiv* – Jobe empfand es mit Unbehagen; so viele Verbote gegen die verschiedenen Arten der Zuneigung zu haben und so wenige gegen Schlechtigkeit und Geschmacklosigkeit – als ob die einzigen Gefühle, die man offen zeigen dürfte, die des Schmerzes und des Kummers seien. Ein trauriges und ungestümes Volk; was tun sie, um Freude zu haben, fragte sie sich.

Dann, andererseits (sie stritt immer noch mit sich selbst), dachte sie: *Ich könnte Unrecht haben. Die*

Erdik fuhren in riesigen Schiffen zu den Sternen. Ist das meine Angst? Verstecke ich mich vor der Zukunft wie ein unbelehrbarer Reaktionär? Diese Vorstellung behagte ihr auch nicht; aber die Alternative war zu glauben, daß sie unfähig sein könnte, an den wichtigen neuen Ausdrucksformen teilzuhaben, die die *Erdik* gebracht hatten und immer noch brachten. Jobe hatte nichts gegen die neuen Kleidermoden; im Gegenteil, sie gefielen ihr ziemlich gut – sie waren nachgemacht und abgeschaut, aber sie waren weder schöner noch lächerlicher als andere Modeerscheinungen, die sie kennengelernt hatte. Aber die Formen des Denkens waren wieder etwas anderes. Sie schienen nicht so leicht zu tragen zu sein, sie konnten nicht immer beschnitten und geheftet werden, um ihrem Träger zu passen; schließlich stammten sie aus einem Kulturkreis, in dem die Seelen der Leute ganz anders geformt waren.

Niemand glaubt gerne, daß die Ströme des Wissens an ihr vorbeifließen; und doch – Jobe fühlte im Innern immer noch einen kleinen Kern von Skepsis. Wenn eine Person fragen muß, was jetzt in Mode ist, dann stimmt etwas nicht – nicht mit der Person, sondern mit der Mode. Großmutter Thoma pflegte zu sagen, daß Mode gleich gutem Geschmack ist; die Form soll der Funktion entsprechen. Die Mode erwächst aus ihrer Zweckbestimmung, sie kann nicht aufgefropft werden. So etwa hatte es die Großmut-

ter gesagt, und Jobe glaubte immer noch daran. Vielleicht fühlte sie sich jetzt deshalb so unbehaglich, da die Erdik-Methoden ihrer Kultur aufgezwungen wurden. Sie konnte die Veränderungen nicht so einfach hinnehmen.

Aber sie versuchte es. Sie wünschte, sie könnte ein Teil von ihnen werden. Denn sie war einsam – und niemand sonst schien es zu sein; und vielleicht war ein falsches Glück sogar einer rechtschaffenen Einsamkeit vorzuziehen.

Sie dachte nach.

Zurück zur Liebe (sie kam immer wieder auf die Liebe zurück): Sie war einmal definiert worden; so gut, daß sie geglaubt hatte, sie müßte nie wieder definiert werden. *Liebe ist das, was ich fühle, wenn ich verliebt bin. Das Glück meiner Geliebten ist die Quelle meines Glücks.* Aber die neue Art von Liebe, über die die Erdik sprachen, hatte wenig mit der Liebe zu tun, wie die Satlik sie kannten. Erdik-Liebe schien nicht Teilhaben zu sein, sondern Besessensein – in des Wortes doppelter Bedeutung.

Sie benutzten sie als Sicherung der Identität, konnten also nicht unbekümmert mit ihr umgehen, konnten sie sich nicht als etwas vorstellen, daß ebenso geteilt wie genossen wird. Sie konnten sich in dieser großartigen Erfahrung, einer Funktion des Tao, nicht gehenlassen, sondern verinnerlichten sie, als wären sie selbst die größere Erfahrung – als ob das Tao von

ihnen getrennt wäre. Diejenigen, die die Erdik-Liebe kennengelernt hatten, sagten, sie beinhalte eine wildere, stürmischere Erregung. Ihre Liebe war gleichzeitig dunkel und geheiligt – das an sich war schon eine Gotteslästerung.

Und die Satlik-Liebe war ... was?

Jobs Problem bestand darin, daß sie über jede Form der Liebe so wenig wußte; daher wußte sie auch nicht, welche die richtige war – wenn überhaupt eine.

Lono und Rurik (drei)

Die Historiker glauben, daß Lono und Rurik in ihrem Heimatdorf über ein Jahr lang (nach dem Heiligen Kalender) zusammenlebten. Die naturalistischeren Erzählungen der Geschichte konzentrieren sich gewöhnlich auf diesen Abschnitt, weil er Gelegenheit gibt, am Rande moralische Fragen zu streifen: die Konflikte zwischen den Familien der Geliebten, der Konflikt zwischen den jungen Liebenden und den gefühllosen Dorfbewohnern, der endgültige Schiedsspruch vor der Synode und, natürlich, die Beziehung zwischen Rurik und ihrem Vater.

Manchmal sind in der Fabel die beiden Liebenden reethisch, aber die Dakka-Version wird für die genauere gehalten, denn die Ereignisse zeigen größere Übereinstimmung mit den Verhaltensweisen der

Nicht-Auserwählten in diesen frühen Jahren. Wir vergessen manchmal, daß Gleich-WAHL in dieser Zeit kaum vorkam; in der Tat fühlten die Jungen vor der Entscheidung, daß sie einen solchen Wunsch nicht einmal sich selbst eingestehen durften – aus Angst, als Abweichende oder, was noch schlimmer war, als Falsch-Gewählte zu erscheinen. Heute, da wir über das Spektrum menschlicher WAHL mehr wissen, können wir die, die glaubten, in Angst leben zu müssen, nur bedauern. Heute sehen wir ein entgegengesetztes Extrem; viele junge Satlik identifizieren sich mit der Wildheit, Angriffslust und Stärke der Erdik und sehen im Verhalten von Lono und Rurik eine Art, ihre Abneigung gegenüber den alten Traditionen der Heimat und der Familie auszudrücken. Sie zeigen ihre eigenen »Erdiki«, indem sie ihre Neigungen und ihr affektiertes Gehabe allen offen zur Schau stellen. In Wirklichkeit mißbilligen die Erdik diese Verhaltensweisen, aber dieses Mißverhältnis scheint die Jungen überhaupt nicht zu stören; es ist trotzdem Erdiki, sich paarweise zurückzuziehen, statt sich an Kreisen zu beteiligen. Vielleicht ist alles nur eine Sache der Interpretation, und möglicherweise erweist sich auch diese Modeerscheinung, wie schon andere, als nur vorübergehend. Alles, was dadurch bewiesen wird, ist, daß eine Fabel in ein neues Zeitalter mit einer speziellen Botschaft für dieses Zeitalter eingeht. Obwohl Lono und Rurik vor dreihundert Jahren leb-

ten, spricht ihr Zeitalter immer noch zu unserem.

Dann gab es auch Widerstand gegen die Art, wie sie liebten. Es gab welche, die den Inhalt ihrer Gefühle nicht erkennen konnten, sondern nur deren Ausdruck, und sie hielten es für nötig, ihr Entsetzen, so laut sie konnten, zu äußern. Die Wahrheit ihrer Gefühle füreinander äußert sich vielleicht nicht dadurch, wie schön sie vor oder nach getroffener WAHL waren, sondern dadurch, was sie durchmachen mußten, wenn sie diesen Gefühlen Ausdruck gaben. Selbstverständlich versuchte Ruriks Familie, die beiden zu trennen. Lonos Familie, um Verständnis bemüht, besorgte ihnen eine Kuppel am entfernten Ende der Insel; ein Platz, an dem sie zusammen sein konnten, fern von den anderen ihres Dorfes. Die Dorfbewohner selbst waren in ihrer Meinung geteilt – und das nicht immer entsprechend ihrer Beziehung zur WAHL. Zwar waren es meist Auserwählte, die sie unterstützten, und meistens waren es Nicht-Auserwählte, die die feste Bindung zwischen ihnen nicht verstanden, aber es gab auch viele Erwählte, die fühlten, daß die beiden falsch handelten, und es gab viele Nicht-Auserwählte, die die beiden für Opfer der Umstände hielten, die versuchten, ihre Probleme auf die bestmögliche Art zu lösen. Vielleicht war die WAHL selbst gar nicht so sehr Ausgangspunkt als vielmehr die Infragestellung elterlicher Vorrechte. Viele der übereifrigen und impulsiven

Dorfbewohner stellten sich auf die Seite von Ruriks Vater; harte Worte und härtere Handlungen folgten. Die Liebenden wurden lächerlich gemacht und geächtet. »Wer ist der Mann?« »Wer liegt im Bett oben?« Und, das grausamste von allem: »Zeigt uns eure Kinder!«

Die Ankündigung von Lono und Rurik, ihre Liebe vor der Synode weihen zu lassen, wurde zum Brennpunkt der Feindseligkeiten; fast unmittelbar danach wurden gesetzliche Aktivitäten angedroht, wenn schon nicht gegen sie persönlich, dann gegen GleichWAHL im allgemeinen. »Solche Beziehungen verhöhnern die Ehe – und auch die Liebe. Es sollte ein Gesetz geben, das unsere Kinder vor so etwas schützt! Sie bedrohen unsere Gesellschaft.« Vielleicht bedrohten sie sie wirklich: sie durchschauten ihre Heuchelei. Es gab weitere Drohungen gegen sie, und sie begannen, in Furcht zu leben.

Schließlich wurde die Synode gezwungen, über die Rechtmäßigkeit ihres Heiratsvertrags einen Schiedsspruch zu fällen. Kaunilla, die Prophetin, vielen als eine Stimme der Vernunft bekannt, taucht in diesem Teil der Erzählung oft auf, obwohl es keine geschichtliche Begründung für die Annahme gibt, daß sie tatsächlich beteiligt war, genausowenig wie es einen Grund gibt, an ihre legendäre Auseinandersetzung mit dem Dämon zu glauben. Ob nun Kaunilla beteiligt war oder nicht und zugunsten der beiden

sprach; die Ansprachen, die ihr zugeschrieben werden, sind so machtvoll und überzeugend wie all die anderen, die sie, wie uns verbürgt ist, wirklich gehalten hat. Ob nun Kaunilla in diesem Fall wirklich als Sprecherin auftrat oder nicht; es gab jemanden, der die gleiche Geistesschärfe wie sie besaß und für Lono und Rurik sprach.

Nach langwierigen Beratungen urteilte die Synode, daß Lono und Rurik keine Schuld traf, denn sie seien nicht die Ursache, sondern die Opfer der Situation. Es war Ruriks Vater, die den ursprünglichen Schaden verursacht hatte; wäre Ruriks Recht auf eine WAHL nicht beschnitten worden, hätten Rurik und Lono die Möglichkeit gehabt, ihre Zukunft bestimmen und eine fruchtbare Ehe einzugehen. Deshalb urteilte die Synode, die besondere Tatsache ihrer jetzigen Gestalt außer acht lassend, daß die Handlungen der Liebenden auf früheren Absichten beruhten, die in ihrer Bestimmung ursprünglich sehr edel waren. Dann bekräftigte die Synode das Recht eines jeden Kindes auf eigene WAHL – und verurteilte die Handlungen von Ruriks Vater, die die Liebenden zu einem Leben der Unfruchtbarkeit verdammt hatte; sie würden nie das Glück eigener Kinder kennenlernen. Es wird gesagt, daß dies für alle der schwerste Augenblick war; Lono und Rurik brachen angesichts der Bestürzung von Ruriks Vater in Tränen aus. Die Synode verkündete, daß Ruriks Eltern (wenn auch in

guter Absicht, das wurde ihnen zugestanden) das Recht der Jungen in Frage gestellt hatten; zum Ausgleich mußte es ihnen erlaubt werden, so gut sie konnten, ihren eigenen Weg zu gehen. Es handelte sich natürlich um einen speziellen Fall – die Synode war nicht bereit, dieses Recht auf andere GleichWAHL-Liebende auszudehnen. Trotzdem fand die Entscheidung wenig Gegenliebe; das Dorf akzeptierte den Schiedsspruch – es mußte, denn das Urteil hatte Gesetzeskraft –, aber nur mit großem Widerwillen, der aus vielen Vorurteilen herrührte.

Es kam zur Konfrontation zwischen Rurik und ihrem Vater – es mußte dazu kommen. Und ob es so geschah oder nicht – die Fabel gibt diese Version als Wahrheit aus. Rurik mußte ihrem Vater ihr Selbst-Sein erklären: »Selbst wenn die Synode gegen uns geurteilt hätte, ich hätte nicht aufhören können und wollen, Lono zu lieben. Liebe kann man nicht einfach kontrollieren – oder hast du deine eigene Jugend vergessen? Wir können genausowenig voneinander getrennt werden, wie wir unsere Arme oder Beine oder Herzen aufgeben können. Ich will auch nicht auf den meinem Herzen eigenen reethischen Charakter verzichten. Ich muß bei dem Dakkaiker bleiben, der mir am meisten bedeutet, ganz gleich, welche Gedanken oder Worte von anderen kommen, die das nicht begreifen.«

Man sagt, daß Ruriks Vater überhaupt nichts sag-

te, als Rurik ihr das erzählte – und so wird die Szene immer aufgeführt. Weder akzeptiert sie die Erklärung ihres Kindes, noch weist sie sie zurück, und schließlich fragt Rurik, verzweifelt einer Antwort harrend – nein, sie fragt nicht, sie fleht: »Warum willst du mich nicht lieben lassen?« Seitdem findet ihr Flehen ständig Widerhall, nicht nur als einzelner Aufschrei der Qual, sondern als der Schrei aller Kinder an allen Orten gegen alle Eltern, die mit harter Strenge statt mit Hilfe erziehen.

In den bekanntesten Erzählungen ist Ruriks Erklärung so durchdringend, daß ihr Vater schließlich zusammenbricht und weint und sie um Vergebung bittet – und Rurik stellt bestürzt fest, daß sie dazu nicht in der Lage ist. »Ich liebe dich«, sagte sie, »ich werde dich immer lieben. Aber ich werde dir niemals verzeihen.« Aber in anderen, älteren Versionen weigert sich der Vater, den Irrtum ihres Handelns einzusehen. Sie wird gewöhnlich hartherzig, beherrschend und unduldsam dargestellt; in dieser Version wirkt die Szene immer gezwungen und unangenehm, man kann kaum zuschauen. Sie bricht nicht zusammen und weint nicht, aber sie ist auch nicht mehr beherrschend. In jeder der Versionen besteht jedoch der Höhepunkt darin, wie die persönliche Stärke vom Vater auf das Kind übergeht. Der Moment der Reifung wird fast sichtbar durch dieses Überwechseln von der einen auf die andere Person. Der Vater wird

das Kind, als das Kind die Erwachsene wird.

Als sich allmählich der Herbst näherte, wurde das Leben in ihrem Heimatdorf für Lono und Rurik fast unerträglich – trotz des Schiedsspruchs der Synode. Der Fall hatte zu große Gegensätze heraufbeschworen, und die Gefühle schlugen immer noch zu hohe Wellen. Im Winter war es am schlimmsten – Lono und Rurik wurde im Gemeindeladen der Verkauf von Lebensmitteln verweigert. Als sie hingingen und ihren gerechten Anteil verlangten, wurden sie abgewiesen: »Ihr teilt euren Samen nicht mit uns, wir können unsere Ernte nicht mit euch teilen.« Sie wären verhungert, hätte nicht Lonos Mutter soviel von ihrem Anteil wie sie konnte zu ihnen geschmuggelt. Aber ihre Mutter starb, als die Tage und Nächte gleich lang waren, und der Winter würde noch viele Wochen andauern. Schließlich kam Ruriks Vater eines Dunkeltags mit einem großen Korb voller Vorräte zu ihnen. Obwohl sie die Lebensmittel annehmen mußten – Rurik würde Lono nicht ihretwegen hungern lassen –, war Rurik immer noch nicht in der Lage, ihrem Vater zu vergeben. Ihr Vater fühlte sich zerbrochen und betrogen.

Die letzten Tage des Winters werden manchmal »Die Zeit der Belagerung am Meer« genannt – ein direkter Hinweis auf die Kälte und den Hunger, denen Lono und Rurik ausgesetzt waren. Mit wenig Nahrung und ohne Brennstoff, abgesehen von ihren

eigenen spärlichen Rücklagen, hielten sie sich nur dadurch warm, daß sie einander fest umklammerten. Oft waren sie krank, zu schwach, um auch nur ihre Netze nach Fischen auszuwerfen. Die langen frostigen Nächte waren die härteste Probe, auf die ihre Liebe je gestellt worden war – sie hätten ihr Exil jederzeit beenden können, indem sie beide in die Heirat mit einer der reethisch Errötenden einwilligten – aber sie gaben einander nicht auf; das war das Feuer, über dem ihre endgültige Reifung geschmiedet wurde. Denn in diesen sturmdurchtobten Wochen begriffen sie den Zusammenhang, in dem sie lebten; und sie lernten, was sie tun mußten, um ihn zu bewältigen.

Als der Frühling kam, zogen Lono und Rurik aus der Gemeinde fort. Sie brachten Reethe, der Meeresmutter, ein Huldigungsopfer dar und machten sich an eine mühselige Arbeit, die mit den Aufgaben des Dorfes nichts zu tun hatte – an die Konstruktion eines Trimaran, der größer und widerstandsfähiger als die Boote waren, die in küstennahen Gewässern benutzt wurden. Keine Nußschale für kurze Ausflüge, sondern ein Schiff, das für Reisen zu fernen Küsten geeignet war. Sie beluden es mit getrockneten Fischen, die in Bambus eingewickelt waren, Milchprodukten und eingemachtem Gemüse, Krügen mit geleeierten Früchten und Speckschwarten, die sie vorbereitet und seit Anfang des Jahres dem Gemeindela-

den vorenthalten hatten. Dann brannten sie, als symbolische Abkehr von den Bindungen an diese feindliche Insel, ihre Hütte nieder und segelten nach Westen.

Häufig wird geschildert, wie Rurik ihren Vater, der nun krank geworden ist, zum letzten Abschied besucht. »Ich vergebe dir noch immer nicht«, sagt sie, »aber du sollst wissen, daß ich dich immer wie ein treues Kind geliebt habe und immer lieben werde. Ich weiß, daß du nicht akzeptieren kannst, daß ich sein muß, was ich sein muß – aber wenn du nur verstehen könntest, daß es mir so am besten gefällt, dann könntest du mir alles Gute wünschen. Alles, was ich erbitte, mein Vater, sind deine Segenswünsche.«

»Ich habe dir immer alles Beste gewünscht, mein Sohn. Ich glaubte, dir das Beste zu geben, als ich dir bei deiner WAHL ... half. Ich war im Unrecht – denn jetzt ist die Art deiner Liebe für mich anstößiger, als wenn du reethisch geworden wärest. Die Erkenntnis, daß ich dich dazu gebracht habe, bereitet mir Übelkeit. Ich habe mich selbst mit mehr Haß und Reue beladen, als du mir je aufbürden konntest.« Und dann ein ganz leises Flüstern: »Ich hätte dich geliebt, Rurik, wenn ich dich nicht gefürchtet hätte. Ich dachte, ich dachte ... wenn du ich wärest, brauchte ich mich nicht zu fürchten.«

Und Rurik, ebenfalls flüsternd: »Du hast dich

selbst zu sehr geliebt, mein Vater. Das war dein einziger Fehler. Deshalb wolltest du, daß ich wie du bin. Und ... du bist dieser Liebe wert; du solltest stolz auf die sein, die du bist.«

»Alles, was ich kenne, ist zerstört. Ich wünsche dir ein besseres Los, mein Sohn. Mögest du nie die Schmerzen kennenlernen, die ich erfahren habe.«

Und Rurik, hilflos, wie sie dort stand, konnte nicht umhin, Mitleid für ihren Vater zu empfinden, die jetzt so klein und armselig war. Aber selbst jetzt ... konnte sie nicht vergeben. Und darin erfuhr sie ihres Vaters Schmerz, als wäre es der ihre. Sie küßte sie noch einmal, eine huldigende Geste an die Vergangenheit, wandte sich um und verließ die Heimat ihrer Kindheit für immer, um mit ihrer Geliebten fortzusegeln.

Es gibt keinen *geschichtlichen* Bericht darüber, daß man jemals wieder von ihnen gehört habe. Die wahrscheinlichste Annahme ist, daß ihr Boot in den starken Strömungen des Äquators zerstört wurde; denn angesichts ihrer geringen handwerklichen Fähigkeiten konnte es nicht sonderlich gut gebaut sein.

Trotzdem: Viele Jahre später erreichten die Insel immer wieder Geschichten von den wunderbaren Reisen der beiden wilden Dakkaiker, die einen silbernen Trimaran fuhren, der geschmeidiger als Möwen im Wind durch die schäumenden Wellen glitt. Obwohl diese Geschichten im allgemeinen als

Wunschvorstellungen betrachtet werden, wurden sie mehr und mehr ein Bestandteil der Fabel – wahrscheinlich, weil die meisten einfach zu gut sind, um ausgelassen zu werden. Viele abenteuerliche Phantasie-Geschichten haben die Legende von Lono und Rurik als Ausgangspunkt benutzt, als Anstoß, sie aufs offene Meer zu versetzen. Dort konnten sie die Meerwürmer reiten, mit den Stimmen des Windes streiten, die Dämonen bezwingen, die immer noch auf dem Meeresgrund leben – Geister aus der Zeit des Vorher –, und schließlich konnten sie die goldrosa Wolkenschlösser des Himmels ersteigen. Die meisten dieser Fabeln sind eher im Wunderbaren als in Tatsachen verwurzelt, aber alle bringen Lono und Rurik zum selben, nachdenklich stimmenden Schluß:

Sie werden von einem entfesselten Sturm-Dämon verfolgt, einem Kind Dakkas, einem seelenfressenden Vorboten des Chaos, einer zerstörerischen elementaren Gewalt, die mit Wind, Hagel und Sand in zermalmender Kraft über die Welt rast; der Hurrikan jagt die beiden Liebenden über die wilden Wasser, bis schließlich eine gigantische See-Otter, vielleicht die Große Otter selbst, eines silbernen Abends an Bord ihres Floßes klettert und ihnen den Weg nach Norden und Westen weist; dann verschwindet sie wieder in den Wellen, in die Sicherheit ihrer Otter-Heimat. Den Ratschlägen der Otter folgend, segeln sie nach Norden und Westen, wo sie der Gottheit

Reethe begegnen, die sich in die Kleider des rasenden, sturmgepeitschten Meeres wickelt und in die Höhe steigt, um sie zu retten; es wird erzählt, daß sie Lono und Rurik für eine Vielzahl früherer Gefälligkeiten, die sich je nach Erzählvarianten unterscheiden, Dank schuldete. Sie heißt Lono und Rurik an ihrer Brust willkommen und führt sie durch die warme Pforte, die als Tod bekannt ist, in Sicherheit.

Zuerst haben sie Angst – eine Zuflucht finden, indem sie sterben? Sie können diese Wahl nicht begreifen; aber Reethe spricht sanft und überzeugend zu ihnen. Während der Dakkaische Sturm um sie herum tobt, hält sie sie in ihren Armen und erzählt ihnen von der Heiligkeit der Fürsorge. »Natürlich ist jedes Leben von kurzer Dauer«, sagt sie. »Deshalb gibt es Liebe – um ihm eine Bedeutung zu geben. Wenn das Leben ewig dauern würde, wäre eine so merkwürdige Gefühlsempfindung nicht notwendig, denn dann wäre alles möglich, und letztendlich würde alles geschehen; aber weil es den Tod gibt, dürfen die schönsten Dinge existieren – und das ist Liebe; und wenn sie in die Nacht eintaucht, wird sie dadurch noch heiliger, denn jede Liebe ist einmalig, kann in dieser Welt nie wiederholt werden.« Und dann erzählt sie ihnen: »Ihr könnt die Endlichkeit des Lebens akzeptieren, oder ihr könnt sein Ende fürchten; aber wenn ihr akzeptiert, was ihr seid, wird es euch möglich, jeden Augenblick, der euch zur Verfügung steht, zu

genießen; das Ende des Lebens akzeptieren heißt: ihm seinen Tribut zollen – so wie man sein Glas nach einem Trinkspruch zerbricht, damit es danach nie mehr für einen geringeren Anlaß benutzt wird. Das ist das Geschenk, das ich euch anbiete, Lono und Rurik: daß ihr zusammen enden werdet, so daß keine allein bleibt, um ihre Einsamkeit zu beklagen.«

Und jetzt bedenken die Liebenden diesen Vorschlag – die Alternative ist, wieder vor dem Sturm zu fliehen; jede wird allein und in Angst sterben. Sie berühren gegenseitig ihre Hände, ihre Wangen, ihre Augenlider und ihre Lippen und flüstern: »Ich will in deinen Armen und in Frieden sterben. Du hast mir im Leben viel Freude geschenkt; es soll auf angemessene Art enden.« Und Reethe umfaßt sie dann und nimmt sie mit zum Meeresgrund. Und es wird erzählt, daß sie in gegenseitiger Umarmung starben, so als glitten sie in die zarte Umarmung des Schlafes. Wenn diese Fabel von Lono und Rurik in ihrem Schluß tragisch erscheint, dann ist das nur eine Illusion. Es ist eine Erzählung, die Freude zum Inhalt hat, denn sie erlaubt Lono und Rurik, so zu sterben, wie sie gelebt haben – in den Armen der anderen. Vielleicht ist diese Erklärung merkwürdig, aber könntet ihr euch etwas Besseres wünschen, als gemeinsam mit eurer Geliebten zu enden? Diese Geschichte soll daran erinnern, daß alle Liebesgeschichten notwendigerweise traurig sind; denn eine Liebes-

geschichte ist nicht vollständig, wenn nicht auch das Ende der Liebe genau geschildert wird. Alle Liebesbeziehungen enden einmal; manche, wenn der eine oder der andere Partner Überdruß empfindet; andere durch die Zufälligkeiten äußerer Umstände; viele, wenn der eine oder der andere Partner stirbt. Die Liebe des Überlebenden ist immer ein gutes Maß für die Stärke der Beziehung – und das verleiht den Leidenschaften der Satlik in ihrer überwältigenden Traurigkeit die Eigenschaften des Glücks. Sie ist glücklich in der Erkenntnis, daß die Liebe selbst zeitlos ist, in der Tatsache, daß es allen frei steht, an diesem Glück teilzuhaben, wenn sie nur ihre Herzen öffnen können. Und so gesehen sind diese Geschichten glückliche Geschichten – ein Glück, das jedwede Trauer übersteigt, denn wir haben an der Freude teil, daß zwei von uns gelernt haben, wie man die größte Quelle der Macht in unserer Welt findet. Die Liebe schafft jedem von uns Gewißheit über seine Fähigkeit, mit den heiligen Strömungen der Menschheit zu fließen. Sie ist die edelste der menschlichen Leidenschaften, und nur durch sie kann man vollständig werden. Auch wenn wir Individuen sind, so sind wir doch stets Widerspiegelungen einer übergeordneten Wahrheit; und wenn wir diese Wahrheit wie Strahlen und Licht in uns selbst widerspiegeln können, dann werden wir das Beste, was wir sein können. Das ist die abschließende Lehre, die uns die Liebe von Lono

und Rurik vermittelt. Und sie lebt immer wieder aufs neue, wenn wir davon erzählen. Sie mögen in die Dunkelheit der Nacht eingetaucht sein, aber solange Menschen an ihrer Geschichte teilhaben, solange lebt ihre Liebe weiter.

»Option war ein Experiment für soziale Beziehungen. Es war in guter Absicht begonnen worden, aber wie bei allen sozialen Experimenten waren seine Mißerfolge lehrreicher, als die Erfolge überhaupt jemals sein konnten. Wenn das bitter klingt, dann ist es vielleicht auch so. Ich hätte viel lieber zu den Erfolgen als zu den Mißerfolgen gezählt.

Bei allen sozialen Experimenten besteht das Problem darin, daß man den Rest nicht einfach den Bach hinunterspülen kann, nachdem sich die Hypothese als unbrauchbar erwiesen hat. Der Rest: das sind menschliche Leben. Wer räumt auf, nachdem die Tester im Labor fertig sind?«

An den Abenden spazierte Jobe zum Säulengang hinunter, wo unter einem Strohdach eine Leinwand aufgestellt war; zum Schutz vor Fluginsekten war ein Rouleau aus dünnem Seidengewebe angebracht. Während andere vielleicht zur Unterhaltung, zum Lernen oder wegen der Nachrichten hierherkamen, kam Jobe, weil sie nichts anderes tun wollte. Das hieß nicht, daß sie nicht hier zu sein *wünschte*; sie

hatte nur nicht den Wunsch, irgendwo anders zu sein, und hier gab es einen Platz, wo sie sich aufhalten konnte, wenn sie nicht irgendwo anders war. Alle anderen hatten sich zu Paaren gefunden; Jobe schlief immer noch allein. Also beobachtete sie das Flackern auf dem Bildschirm; das war auch nur eine andere Art, allein zu schlafen.

Nyad hatte ihr gesagt, daß sie schön sei; in ihrer Weigerung, dies zu glauben, machte Jobe sich selbst unschön. Hier hieß schön *sexy* – und das war gefährlich. Sex war etwas, das man zur Entspannung praktizierte, nicht für die Befriedigung. Bestenfalls eine unsaubere Angelegenheit. Die Leinwand war sauberer. Das blaugraue Flackern in der trockenen, windigen Nacht wurde ihr Lebensinhalt auf Option, eine Projektion dessen, was sie gern gehabt hätte, aber nicht zu nehmen wagte – statt zu tanzen, saß sie da und fand Musik scheußlich. Statt zu singen, hörte sie zu und fand Sänger scheußlich. Statt zu lieben, beobachtete sie die Gesichter liebender Leute und fühlte sich beleidigt. Die Leinwand blendete Bilder in ihr Gehirn ein und schuf alternative Realitäten; erfreulichere, denn in ihren Klischees und Stereotypen waren sie banal – man konnte sie leichter verstehen und handhaben.

Diese Abbilder und Klänge waren nur verkürzte Symbole, die eine abgerundetere dreidimensionale Welt vorspiegeln sollten – aber die Symbole wurden

auf eine drei Meter hohe Wand projiziert, und die Farben waren intensiv und grell, zu prächtig, um wirklich zu sein. Sie funktionierten zu gut, sie waren zu übermächtig, und sie wurden wirklicher als die Dinge, für die sie als Symbol standen. Sie wurden Jobs Realität. Banal und grell. Künstlich.

Die Leinwand sagte irgend etwas: »Aber das Wirkliche kann nicht durch Abbilder ausgedrückt werden; es kann nur *ausgedrückt* werden – und niemals durch Symbole, sondern nur durch die Wahrheit.« Jobe nickte bei diesen Worten. Ja, wie wahr. Die Leinwand erweiterte die Horizonte der Einsicht; sie war ein magisches Fenster.

Aber als sie sich mit ausgestreckter Hand darauf zu bewegte, als wolle sie in sie eintreten, entdeckte sie, daß eine Leinwand nur eine Wand und kein Fenster ist. Alles andere als ein Fenster. Ihre Hand stieß ohne Berührung gegen die ölige Oberfläche, aber die Botschaft an ihre Augen wurde lauter, intensiver. Und nebenbei war die Botschaft an ihre Augen die eine, an die sie glauben wollte. Die bewegten Schatten auf der Wand waren eine angenehmere Wahrheit – viel angenehmer als die, die hinter ihr in den Hügeln lauerte und sie grob und lieblos rief: »He, Jobe! Hier oben ist ein Bett, an dem dein Name steht. Komm hoch! Die Liebe ist schön. Streck deine Beine hoch, Mädchen! Es wird dir Spaß machen!« Aber nein – Jobe mußte diese Wirklichkeit ablehnen. Sie

war zu gefährlich. Sie war zu wirklich! Sie konnte verletzen. Man müßte sich mit anderen Leuten beschäftigen. Schlimmer noch, man müßte sich ... um sie kümmern. Man konnte verletzt werden.

Ja, die projizierten Mosaik e glitzernder Farben, Abbilder von Beinahe-Wahrheiten, die sich über eine Wand weißgewaschenen Reispapiers in einem Bambusrahmen erstreckten, diese Mosaik e waren weit ungefährlicher, weit angenehmer. Sie bezogen dich nicht mit ein, überhaupt nicht. Sie waren in sicherer Entfernung. Wenn sie angingen, sie zu stören oder auch nur leise durch ihr Bewußtsein rieselten, durch die Mauer ständiger Benommenheit, konnte sie einfach weggehen – im anderen Fall konnte sie das nicht, nicht, während sie hilflos an ein Bett gefesselt war und jemand in sie hineinstieß.

Das brachte sie dazu, flach auf dem Rücken zu liegen, während irgendeine unreife und unerfahrene Schwester-Freundin, die glaubte, sie wäre im Begriff, dakkaisch zu werden (oder wenigstens eine Möglichkeit suchte, Dakka zu erproben, um sich selbst zu beweisen, daß sie in Wirklichkeit diese WAHL gar nicht wollte), in sie hinein- und wieder hinausfuhr, sich dabei in wildem Rhythmus bewegte, vor und zurück, sich eng auf sie preßte, manchmal schmerzhaft zustieß (manchmal konnte sie kaum atmen), manchmal etwas Warmes in sie hineinspritzte, manchmal viel zu früh und manchmal überhaupt

nicht, in sie pumpte, bis sie sich wund rieb, manchmal sogar brannte. Wenn sie es nur richtig machen könnte, dachte sie, oder genug bekäme oder – manchmal *etwas* da wäre. Der Beginn eines kitzelnden Reizes – ja, sie wußte, was ein Orgasmus war; sie hatte welche, ab und zu. Der Fehler lag keinesfalls bei ihr; sie hatte Spaß am Sex, *mochte* ihn sogar – sie konnte nichts mit Leuten zu tun haben.

Die meisten der Dakka wurden *fremdartig*. Das war ein Teil ihrer Angst. Sie glaubte, Erwachsensein würde das Ende der Kindheitsprobleme bedeuten – und das war es; die kleinen Probleme schrumpften bis zur Bedeutungslosigkeit – und wurden durch größere ersetzt, die Probleme einsetzender Reifung, die Gestalten von Reethe und Dakka; und Jobe konnte die Dakkaheit von Dakkaikern nicht begreifen! Sie konnte an ihr keinen Anteil haben, auch wenn es ihre eigene WAHL sein sollte. Und weil sie die Verhaltensweisen der Dakka-WAHL nicht verstehen konnte, fühlte sie sich unbehaglich – und ihr Unbehagen benutzte sie als Mörtel, sie baute eine Mauer der Verdrossenheit zwischen sich und dem, nach dem sie sich sehnte. Sie konnte die Berührung einer Dakka nicht ausstehen, so, als ob diese Person an etwas Spaß habe, das sie nicht nachvollziehen konnte. Und sie konnte die Freude der anderen nicht verstehen und nicht an ihr teilhaben. Als hätte diese Person einen Zauber vollbracht, den sie nie kennenlernen

könnte. Was steckte in ihnen, das sie fähig machte, dakkaisch zu sein? Warum sollten sie diesen Zauber erleben und sie selbst nicht? Sie war *Jobe* – sie war die Heldin der Geschichte ihres eigenen Lebens; sie war der Mittelpunkt ihres Kreises – sie war die eine, um die sich ihr Universum drehte; warum sollte der Zauber ihr vorenthalten und den ungeschickten anderen gegeben werden, die die Gabe, die sie besaßen, nicht verstanden? *Sie* konnte sie verstehen – wenn sie sie nur *verstehen* könnte!

Sex war ... gut; Reethe würde Dakka wegen ihrer Unvollkommenheit anbeten und trösten. Reethe würde sich selbst mit Dakka teilen, indem sie Dakka in sich aufnahm. Reethe würde Dakka in ihrem Innern halten und ihre Heiligkeit mit ihrer mangelbehafteten Geliebten teilen – sie rührt das Herz ihrer Geliebten und nährt sich aus ihrer wachsenden Stärke, indem sie Dakka in dem einen, hell aufblitzenden Moment ekstatischen Wunders, wenn jedes Ego und jede Identität in den tiefen Strudeln der Ströme des heiligen Tao verlorengelht, das Wissen des Zaubers der Vollendung gibt. Der Zauber geschieht, wenn du Teil der gewaltigen Ströme von Raum und Zeit wirst, wenn du Teil aller großen Augenblicke des Lebens wirst. So sollte es sein. Reethe gab Dakka das Wissen in der Vollendung, und indem sie, wenn alles zusammenpaßte, Dakkas Ekstase erfuhr, erwarb sie dieses Wissen für sich selbst.

Aber Jobe konnte ihre eigene Vollendung nicht erwerben – und sie hatte es versucht, sie hatte es wirklich versucht. Was machte sie falsch? Sie konnte nichts falsch machen – sie hatte die richtigen Regungen und auch die richtigen Gefühle; zumindest glaubte sie das. Oder war es nicht so? Man sagte, daß Reethe keine Vollendung erwerben kann, ehe sie sich nicht Dakka hingibt ... Sie tat es. Ihr gefiel es sogar. Ein bißchen. Sie konnte nicht anders, als es gern zu haben, auch wenn sie es nicht gern mochte, nicht *innen*. Das heißt: ihr Körper mochte es, aber *sie* nicht, nicht an dem Ort, an dem sie wirklich lebte. Aber sie tat es, weil sie nicht wußte, wie sie es nicht tun konnte. Sie sagte nicht nein, weil sie auf ihr Wunder hoffte, doch sie wußte nicht, warum sie ja sagen sollte. Aber ihr fehlte noch ... fehlte noch ... fehlte noch *etwas*. Sie wußte, daß es irgendwie unvollständig war, daß etwas fehlte – in ihr selbst oder in dem Akt. Da sie lieber glaubte, daß in dem Akt etwas fehlte, versuchte sie ständig, es zu bekommen – aber sie konnte nicht feststellen, woran es mangelte, nur, daß es nicht da war. Könnte sie doch nur ... das Gefühl greifen, nachdem jeder Geschlechtsakt zu langen schien, dann würde sie genau wissen, was sie vermißt hatte; denn sie würde es nicht mehr vermissen, nicht wahr?

Jobe versuchte es. Und dann stellte sie ihre Versuche ein. Nicht auf einmal, aber nach und nach. Jede

neue Antwort, die einen Fehlschlag bedeutete, wurde ein Hinweisschild auf einen Weg, der in die falsche Richtung führte; schließlich standen dort nur Hinweise auf Sackgassen, sie konnte keinen Pfad erkennen, auf dem sie es noch versuchen konnte. Vor sich selbst wollte sie nicht zugeben, daß sie einer anderen nicht geben wollte, was sie immer noch für sich selbst wünschte. Obwohl sie nur zu genau wußte, was sie sich selbst nicht eingestehen wollte. *Zuerst ich – dann jemand anders!* Ihr *Ich* schrie in ihrem Gehirn; sie würde es nicht abgeben, bis sie wußte, was sie da eigentlich abgab. Vollendung wird größer, wenn man sie mit jemandem teilt? Wer sagt das? Sie konnte es nicht weitergeben, weil sie eifersüchtig auf die war, an die sie es weitergab. Warum sollte Dakka zuerst Vollendung erhalten? Warum nicht Jobe, die viel verzweifelter war? Und selbst wenn sie ihr erzählten – wie sie es wiederholt getan hatten –, daß es der Akt des Gebens war, der die Vollendung geschehen ließ, wollte sie es immer noch nicht glauben.

Es brauchte eine Geliebte, eine *Geliebte*. Falls Jobe jemals an Geliebte dachte – und trotz der Schmerzen, die dieser Gedanke bereitete, träumte sie gelegentlich davon, von einer Beziehung, die so tief und rein war, daß sie Leben und Zeit überwand und selbst unsterblich wurde –, so war doch die Möglichkeit dazu nie sonderlich nah; das war noch so weit entfernt, als würde es nicht heute, noch nicht einmal im

nächsten Monat erwartet, sondern in einer Zukunft, die noch ungeformt hinter der Begrenztheit des Morgen lag, zwar allmählich Gestalt annahm, aber immer noch verschwommen war – genau dort befand sich ihre Geliebte. Ihre Geliebte – o ja, Jobes Geliebte war schön und golden, lebte zufrieden genau *hier*, in dem winzigen Raum hinter ihren Augen, dem sichersten aller Orte, geschützt vor der Wirklichkeit. Sie war immer da, wenn sie gebraucht wurde, fügte sich jeder Laune, war jedem Wunsch zu Willen. Und natürlich liebte Jobe sie so sehr, daß sie alles für sie tun würde, selbst ihr Leben für sie geben würde; sie stritten nie, niemals. Liebende stritten *nie*, sie waren einander zu ähnlich, hatten zu allem die gleiche Meinung.

Liebe, so erklärte Jobe sich selbst, brauchte keinen Sex. Sie ist im geistigen Sinne überragend. Der Sex ist etwas anderes – oh, es gibt ihn natürlich. Liebende verbergen sich wegen ihrer Sexualität ineinander, damit sie sich nicht, was schlimmer wäre, anderen zuwenden müssen. Es ist viel einfacher, es mit jemandem zu praktizieren, der die unsauberen Bedürfnisse versteht. Liebe, *wirkliche* Liebe, sollte über die Eindeutigkeit des Sex hinaus existieren, getrennt davon – eine Angelegenheit an und für sich, die mit Körpern, die im Dunkeln miteinander ringen, nichts zu tun hat. Liebe – das bedeutet, in eine größere Erfahrung einzutauchen (diesen Teil ihrer Ideen nahm

sie aus der Philosophie), und so wie diese Erfahrung sich ausweitet, so geschieht es auch mit den in ihr enthaltenen Individuen, die durch diese Erfahrung höher getragen werden, als sie je zuvor waren. Die neuerworbenen Standpunkte vermitteln eine neue Perspektive, die neue Sicht wirkt sich wiederum auf die Liebe aus, läßt sie noch weiter anwachsen, so, als sei sie für die Eindrücke des Aufstiegs dankbar. Liebe wächst aus Liebe. Sie braucht den widerlichen sexuellen Bestandteil nicht, höchstens als Zuflucht für den Körper. Liebe sollte rein sein. Übertreffend. Sie liebte dieses Wort, sehnte sich nach dieser Art von Liebe. Sex ...? Nun, sie wollte weltlich sein, aber ohne den widerwärtigen Umstand, selbst in der Welt leben zu müssen.

Ab und zu überfiel es sie: *Ich werde allein, alt und ungeliebt sterben.* Und ab und zu schrie sie laut auf, wenn Entsetzen über ihr eigenes Leben sie ergriff: *Ich muß etwas tun! So kann ich nicht weitermachen!*

Aber das waren Nachtgedanken – die Nachtgedanken verflüchtigen sich im blauen und gelben Licht des Tages. Wenn sie während des Tages über das alles nachdachte, tat sie diese Ängste als närrische Irrwege ab (*ich bin noch jung; ich habe Zeit*), voll Besessenheit und unwichtig. Was immer ihr auch fehlte, sie machte sich diesen Mangel nicht klar; denn sie hielt ihre eigenen Nachtgedanken nicht für wahrer als die des Tages.

Oh, warum kam niemand und rettete sie vor sich selbst, brachte sie zu der Art von Leben, auf die sie, wie sie wußte, Anspruch hatte?

Die Leinwand redete immer noch: »Unzufriedenheit, Frustration, Verzweiflung – das sind Bedingungen, die in den überwiegenden Teil des menschlichen Lebens eindringen würden, wenn nicht jedes menschliche Leben die Grenzen seines eigenen Territoriums bestimmte, die Größen der zu schlagenden Schlachten, die Aufgaben, die es zu lösen für wert hält. Jedes menschliche Leben begrenzt die Umstände der Konfrontation und begrenzt durch diese Begrenzung auch die Person, die innerhalb dieser Bedingungen handelt. Entweder wächst die Person zu der Größe, die sie diese Herausforderung bewältigen läßt – oder aber es mißlingt ihr zu wachsen, und sie wird von ihnen besiegt.

Konfrontiere dich mit dir selbst – und das Ergebnis dieses Konflikts, die Art der Schlußfolgerung, wird schließlich den Stil deines restlichen Lebens prägen. Du wirst entscheiden, ob du mit der Person, die du in dir selbst entdeckst, zufrieden bist oder nicht; und diese Zufriedenheit oder Unzufriedenheit wird zur Wurzel deines gesamten Wesens.«

Jobe hatte das alles schon vorhergehört. Irgendein Philosoph. Oder eine Watichi. Es war gleichgültig. Nicht das, was du für wichtig hieltest. Es kam nicht darauf an, daß man glaubte, was wichtig ist – es kam

nur darauf an, daß man glaubte; einzig die Tatsache des Glaubens brachte Vollendung. Aber gerade jetzt glaubte Jobe an nichts, konnte und wollte an nichts glauben. Weder an sich selbst noch an ihr Leben. Weder an Sex noch an Liebe.

»Wenn du dich selbst herausfordern kannst, wirst du bald herausfinden, daß du mit weiteren und immer größeren Herausforderungen konfrontiert wirst – Herausforderungen, die du in der Absicht suchst, dich selbst herauszufordern, damit du weiter wachsen kannst. Oder, wenn du vor der Herausforderung fliehst, wirst du vor allen Situationen fliehen, die dich möglicherweise wachsen lassen; und der Mangel an Wachstum ist Tod, ein lebendiger zwar, aber nichtsdestoweniger Tod. Du wirst sterben, auch wenn es hundert heilige Jahre dauert.«

Vielleicht war es das, dachte Jobe. Vielleicht sterbe ich tatsächlich. Ist mir eine Herausforderung angeboten worden? Ist nicht die WAHL eine Herausforderung für ein Leben? Die Annahme meines Körpers und schließlich meines Ich?

Jobe zog sich vorsichtig von dieser Einschätzung zurück. Damit konnte sie sich nicht anfreunden, dazu war dieser Gedanke zu einschneidend. Hier in Option verstand es niemand, ihr beizubringen, wie man mit einem solchen Gedanken zurechtkommt, und Jobe hatte ohnehin ihre eigene Methode, einer Herausforderung zu begegnen – indem sie sich auf höhergele-

genen Grund zurückzog, sich sammelte und die Situation sorgfältig untersuchte. Normalerweise war die Herausforderung bis dahin vorbei oder hatte zumindest eine andere Form angenommen. Konfrontation konnte gefahrlos vermieden werden; wenigstens soviel hatte Jobe gelernt. Die Leinwand-Stimme war falsch informiert – oder aber dieser Teil bezog sich nicht auf sie, war jetzt bedeutungslos.

»Nur weil wir einige der Naturgesetze verstehen, bedeutet dies nicht, daß wir von ihnen ausgenommen sind. Wir benutzen unsere Worte, um uns von dem, was wir sind, zu distanzieren – wir manipulieren unsere Symbole und glauben, die Begriffe zu kontrollieren, die sie darstellen. Es ist Selbsttäuschung, über Empfindung zu reden, wenn es wichtiger ist, zu *empfinden*. Über Zivilisation zu reden ist etwas anderes, als zivilisiert zu sein. Nur weil wir es definieren können, bedeutet das noch lange nicht, daß wir es sind. Daß du diese Gedanken kennst, heißt nicht, daß wir ihrer Herr werden, noch nicht einmal, daß wir Herr unserer selbst werden.«

Jawohl, nickte Jobe, jawohl; sie verstand, was die Leinwand sagte. Zu schade, daß all die andern, die zuschauten, nie wissen würden, daß es tatsächlich auf sie gezielt war; ihnen würde die Wahrheit dieser Worte entgehen. Sie waren nicht begabt, waren nicht etwas Besonderes – sie waren geringere Menschen; jene, die nicht *ich* waren.

Sterben, genau wie jede andere, Opfer des Hitzetodes des Universums.

Sterben? Unsinn! Ich lebe mein Leben für mich.

Vor einer Leinwand?

Warum nicht? Sie *tut mir nicht weh* ...

Aber wieso bist du dann nicht glücklich, Jobe?
Warum liebst du nicht?

Nun ...

Nun?

Ich bin nicht schön, wollte ich sagen. *Ich sehe nicht schlecht aus, aber nur wirklich schöne Leute finden Liebe ...*

Was ist mit all den Leuten, die nicht schön sind, aber offenbar doch einen Partner finden, mit dem sie, wann immer sie wollen, schlafen können? Jede Nacht. Manchmal finden sie sogar Liebe.

Die Häßlichen? Nun, ich bin nicht so schlecht wie sie ...

Aber ist es nicht merkwürdig, wie sie, verglichen mit dir, immer glücklich zu sein scheinen?

Achselzucken. *Das bedeutet nichts. Sie machen es miteinander. Sie haben es mit jemandem zu tun. Sie machen es mit anderen Häßlichen. Ja, das ist die Erklärung.*

Irgendwie, schon.

Ich bin nicht so häßlich. Ich brauche sie nicht. Vielleicht bin ich nicht schön, aber ich bin gewiß nicht häßlich. Und gewiß nicht so verzweifelt. Ich

komme ohne das aus.

Wenn du das wünschst: in Ordnung.

Wie auch immer. Die Leinwand verlangt keine Schönheit, wenn man sich mit ihr beschäftigen will. Sie verlangt nicht einmal, daß man sich mit ihr beschäftigt, sondern nur, daß man sie akzeptiert.

Sie erfordert Zeit.

Die gebe ich gern.

Sie ist ein Vampir, Jobe. Sie ernährt sich von deiner Zeit. Sie bringt dich um.

Die Leinwand flackerte. Verführerisch. Eine sichere Zuflucht, die Leinwand.

Flackern. Flackern, »...einen Moment, bitte.« Flackern. Pieep. Pieep.

»... keine Möglichkeit vorherzusagen, wie ernst die Folgen sein werden. Für die Inseln, die an den Schirm grenzen, werden sofort strengste Schutzmaßnahmen empfohlen. Folgende Inseln sollten evakuiert...«

»Was zum ...?«

»Psst!«

»Was ist los?«

»Ein Erdik-Schiff. Flog durch ein Plasma ...«

»Nicht das Plasma«, korrigierte jemand, »das Fokus-Feld.«

»Das ist dasselbe.«

»Nein, es ist nicht...«

»... Zur Zeit besteht über die Situation noch keine

Gewißheit. Bis wir wissen, wie ernsthaft das Feld zerstört wurde, können wir nicht voraussagen ...«

»Oh, Große Reethe, nein!«

»Sei still!«

Jemand schluchzte, vielleicht schluchzte sie auch. Zwei Dakkaiker hielten sich an der Hand und saßen ganz eng beieinander. Jobe fühlte sich wie in eisiges Wasser getaucht. Schweiß rann ihre kalte Haut hinab.

»... haben wir kaum mehr als 30 Stunden bis zur Lagin-Dunkelzeit. Bis dahin werden wir selbstverständlich genau wissen, welche Schäden entstanden sind und welche Nebenwirkungen es gibt; aber diese dreißig Stunden Frist ermöglichen auch ...«

Flackern. Blabla.

Die Lagin! Kossarlin lag in der Lagin!

»... einige der Auswirkungen können gemildert werden; die Behörde erhält ihre Plasma-Kontrollstationen für genau solch einen Notfall aufrecht, obwohl seit dem Vorbeiflug des Nonal-Kometen vor einhundertdreißig Jahren nie mehr ein Schirm beschädigt wurde. Wir wissen, daß etwa vierzig Prozent des Schutzschirms zerstört wurden, vielleicht sogar mehr; in diesem Fall wäre die Instandhaltungsbehörde nicht in der Lage, zu verhindern ...«

Jobe saß allein. Unfähig zuzuschauen. Unfähig wegzusehen. Was war mit ihren unschuldigen Schatten-Mauern passiert? Das war *Schmerz!* Ihr Zu-

fluchtsort war zerstört, und sie wurde voll Angst auf ihrer Bank festgehalten. Sie fühlte ein ekelhaftes Würgen in der Magengrube, in ihren Ohren hämmerte der Rhythmus ihres Herzschlags. *Das war wirklich!* Sie wußte fast alles über die Plasma-Schirme; jede wußte es, das war Elementarstoff im Unterricht. Sie waren zerbrechlich. Sie mußten gewartet werden. Sie mußten geschützt werden. Ihre Zerstörung könnte die Zerstörung der Biosphäre Satlins bedeuten. *Das Ende des Lebens.* Die Leinwand flackerte wieder und wieder.

»Da, schau! Die ersten Wettererscheinungen«, schrie jemand voll Entsetzen.

»Unsinn. Die Sendung kommt über Draht aus Taralon.«

Eine Darstellung des Planeten, darauf projiziert ein schattiger Kegel.

»... quer über den Lagin-Schirm. Diese rote Linie. Wie Sie erkennen können, flog das Schiff genau zwischen den Brennpunkt-Satelliten und dem Plasma. Es gibt Theorien, daß die an den Erdik-Antriebsgeneratoren festgestellte Unregelmäßigkeit innerhalb des Felds außergewöhnliche Schwingungen erzeugten, die das Feld überluden und zerstörten. Warum der Satellit versagte und nicht sofort ein neues Feld aufbaute, wird noch untersucht. Der zweite Lagin-Satellit hält seine Funktion noch aufrecht, aber ein elliptischer Schirm erfordert zwei Generatoren. Das

Plasma hat sich inzwischen eiförmig ausgedehnt, der größte Teil des Stoffs bewegt sich nach Süden in Richtung des zerstörten Bereichs; der südliche Teil des Felds schwillt schon gefährlich an. Es ist möglich, daß das Feld noch schwächer und großflächiger wird; dann könnte sich das Plasma über die Grenzdicke hinaus ausdehnen und sich auflösen – dann wäre keine Reparatur mehr möglich –, falls das Feld nicht vorher von selbst zusammenbricht. Glücklicherweise bemerkte der Erdik-Kommandant nicht, welchen Schaden sie anrichtete. Aus der Erdik-Botschaft verlautete, daß sie irrtümlich glaubte, die Motoren seien abgeschaltet, während sie aber in Wirklichkeit im Leerlauf liefen und die Störung verursachten. Wir werden später mehr darüber berichten. Hätte der Kapitän erkannt, was geschah, und versucht auszuweichen, hätte sie schlimmeren Schaden angerichtet, denn in diesem Fall wären die Felder beider Satelliten zerstört worden ...«

Lagin-Schirm. Lagin-Schirm. Nach der ersten Satellik benannt, die auf der neuen Welt ein Kind zur Welt brachte.

Alle Plasmaschirme waren von annähernd gleicher Größe. Jeder von ihnen diente als Verdunkler, um den Mittag der Region zu teilen, der der Schirm zugedacht war; jeder diente ebenso als Nachtreфлектор am Dunkeltag. Ohne einen Schirm würde es nichts davon geben.

Die Lagin war Jobes Heimat.

»... schlimmste Auswirkungen werden für die südliche Hälfte erwartet, wo sich das Plasma immer weiter ausdehnt ... arbeiten jetzt an den Feldern ...«

Wie hoch würde die Temperatur ansteigen? Kosarlin lag im südlichen Bereich von Lagin.

Die Leinwand war plötzlich leer, dann erschien das Bild der Erdik-Botschafterin, die zusammen mit ihren Gehilfen zur Sondersitzung der Hohen Synode ging. Eine Stimme sagte irgend etwas über Hilfsmaßnahmen – was immer die beiden Erdik-Schiffe, die jetzt in Porta waren, auch tun konnten.

Eine Landkarte und dann eine Stimme. »... erste Vorhersagen sind jetzt eingetroffen. Die am schlimmsten betroffenen Gebiete werden hier sein, dann hier und ...«

»Oh, Reethe, nein!«

»Um Dakkas willen, sei still!«

»Das ist meine Heimat!« Jobes Herz wurde zusammengepreßt, es pochte in ihrer Brust wie eine Zeitzünderbombe.

»... werden so viele wie möglich evakuieren ...«

»*Ich muß nach Hause!*«

»Das ist das Verkehrteste, was du tun könntest.«

»Sie soll den Mund halten.«

»Sie ist völlig durcheinander, seht ihr das nicht?«

»... in diesem Moment bricht das Feld tatsächlich zusammen! Wir empfangen Notrufe ...«

»Diese widerlichen, dreckigen, miesen Erdik!«

»Hee, paßt auf!«

»Haltet sie zurück!«

»Haltet sie fest!«

»Holt die Heilkundige.«

»Sei ganz ruhig, Jobe – es wird schon alles in Ordnung gehen!«

»Laßt mich! Ich muß nach Hause. *Meine Familie!*«

»Wir haben alle Familien ...«

»Nein ...!«

»Schon gut, Jobe, schon gut. Es wird schon ...«

»Nein, es wird nicht! Ihr versteht nichts. Wir haben Babys. Die Babys können die Hitze nicht aushalten! Die hohen Temperaturen werden sie umbringen!«

»... Erdik haben der Hohen Synode versichert, daß sie alles tun werden, was in ihren Kräften steht ...«

»Au! Paßt auf ihre Fingernägel auf!«

»Laßt mich los, ihr dummes Pack!«

»Nicht schlagen! Sie weiß nicht, was sie tut.«

»Wo ist die Heilkundige?«

»... keine Möglichkeit, einen Plasmaschild von diesem Ausmaß ...«

Überall waren Arme auf ihr. Und Hände. Sie biß und schlug und kratzte, aber sie waren zu viele.

»Ruhig, Jobe, ruhig.«

»Nein, nein, nein, nein. Neiiiiin ...«

»Hör mir zu, Jobe!«

»... mindestens einen Monat, bevor die Auflösung beendet ist...«

»Hör mir zu, du stacheliger Fisch!« Klatsch.

Jobe biß in etwas hinein. Und noch einmal. Hysterisch.

»... Schattensegel für den Notfall. Jedoch wird der Effekt des Photonendrucks diese Lösung zumindest schwierig werden lassen. Das Problem ist nicht so sehr die anfängliche Bewegung als vielmehr die Aufrechterhaltung ...«

»Verdammt, Dakka!«

»Jobe, hör uns zu. Hier bist du am sichersten. Man wird sich um deine Familie kümmern. Es ist noch Zeit genug!«

»...schon in der Diskussion, Entschädigungen für die Zerstörungen ...«

Etwas stach in ihren Arm, dann verschwamm alles ...

»O nein – bitte – neiiin ...«

... und verschwand völlig.

Die Leinwand hatte Sicherheit vor der Wirklichkeit versprochen und hatte sie jetzt voll Heimtücke mitten hineingeschleudert. Arme Jobe.

»Option lag unter dem Nona-Schirm; am nächsten westlich war Bundt, dahinter Lagin. Als der Tag heraufzog, sahen wir, daß es am westlichen Himmel ei-

nen Monduntergang weniger gab. Lagin hätte über dem weiten Horizont glühen müssen, ihre silbrige Linse hätte die verschiedenen Phasen durchlaufen müssen, während der Tag vorüberging; an Dunkeltagen war sie wegen des ungünstigen Einfallwinkels des Lichts auf ein verborgenes Glimmen verkleinert, das gerade an der Grenze zur Unsichtbarkeit lag. Jetzt war gar nichts da, außer einem blassen, amorphen Leuchten, das im Sonnenlicht allmählich trüber wurde, als wir es beobachteten. Das Lagin-Plasma war jetzt zu siebzig Prozent verschwunden – und wurde noch weiter zerstört. Statt zweier Sonnentage mit jeweils neuneinhalb Stunden, durch eine sieben-dreiviertelstündige Dunkelzeit geteilt, würde die Region unter dem verlorenen Lagin-Schirm jetzt bei jeder Umdrehung des Planeten von einem sechsund-zwanzigstündigen Sturm aktinischer Strahlung versengt werden. Die Temperaturen in diesem Bereich würden bald sechzig Grad Celsius und mehr erreichen. Die Inseln des Lagin-Kreises würden an den Tagen unbewohnbar sein. Kossarlin lag in der Lagin – ich konnte nicht akzeptieren, daß sie jetzt starb; ich wollte nicht glauben, daß irgend etwas sie verletzen könnte – Kossarlin war Heimat, und Heimat würde es immer geben.

Aber den ganzen Tag lang wiederholte die Behörde die Litanei: ›Keine Hoffnung, irgend etwas zu retten, die Inseln sind verloren; wer weiß, wie lange?

Vielleicht für immer.< Wie viele Heime? Wie viele Leben? Wie viele zerbrochene Familienkreise? Ich empfand kalt brennende Angst – wo war meine Familie jetzt? Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Kuvig Kossarlin verließ, aus welchem Grund auch immer. Und dennoch – die Behörde sprach vom Exodus und von völliger Evakuierung. Lagin verwandelte sich nun in eine Wüste.

Worte, immer wieder Worte. Sie beschrieben in lebhaften Einzelheiten, wie sich die Katastrophe entwickelt und wie sie sich ausgebreitet hatte. Wie ein glühender, geschmolzener Meteor, der in einen Kratersee gefallen war, sandte sie ihre dampfenden Spritzgüsse nach draußen, verbrühte und verbrannte alles, was sie berührte. Wir alle auf Option hörten entsetzt zu, als die Behörde Einzelheiten über die Evakuierungsmaßnahmen in dem betroffenen Kreis berichtete und die Vorbereitungen schilderte, die für die Aufnahme der Flüchtlinge getroffen wurden, die bereits nach Osten strömten. Es tauchten schon Schauer und Nebel auf, die den Schiffsverkehr gefährlich werden ließen; im Norden von Cameron war ein überladener Segler gekentert, dreihundert Menschen waren in den von Stachelfischen bewohnten Gewässern verloren. Wer wußte, wie viele weitere Schiffe verschwunden waren, ohne daß es Berichte darüber gab? Für mehrere Triaden wurden Hurrikans und Taifune vorhergesagt; der Lagin-Kreis

wand sich in seinen Versuchen, seine Stabilität in seiner neuen, viel heißeren Umgebung wiederzugewinnen. Es würde noch verheerendere Stürme geben, vielleicht sogar Gezeiten-Erschütterungen. Die Lagin starb alles andere als friedlich. Und der Lagin-Kreis war nur der Brennpunkt der Katastrophe – die Auswirkungen würden sich noch viel weiter ausbreiten, Tausende von Kilometern jenseits von Lagins Grenzen. Westlich von Lagin gab es keinen Kreis, nur Hochlandwüste; aber der Kreis östlich, Bundt, war auf eine ruhige Westgrenze zu Lagin angewiesen und auf ihren Dunkeltag-Mondstern, der fast die Hälfte von Bundts Licht erzeugte. Für sie wurde es nun härter – sie waren jetzt ein Grenzkreis; sie würden die Wut zornentbrannter Winde spüren, die sie mit Wüstensand und brennenden Wassern überschütten würden. Der plötzliche Umschwung in ihrer Ökologie, wenn sich die Hitze aus dem aufgewühlten Westen über sie ergoß, würde einen Großteil ihrer Getreidefelder zerstören. Bald würden in Bundt Hungersnöte herrschen.

Die Behörde fürchtete, daß nicht nur Bundt, sondern auch Nona schlimmen Schaden erleiden könnte. Hitze und Stürme entstehen in Grenzländern, aber sie erheben sich in den Kreisen. Die Hochlandwüsten westlich von Lagin waren die Väter aller Stürme, und die Randgebiete des schützenden Schirms waren die Kessel, in denen die Huuru kochte, wo sich die

warnten und kalten Lüfte begegnen und nicht zurückweichen können und wollen. Der jetzt ungeschirmte Lagen-Kreis würde wahrscheinlich mächtige Schauer erzeugen und sie nach Bundt schleudern, ganze Jahreszeiten; sie würden über die Meere trommeln, berghohe Mauern aus Wasser auftürmen, über die Atolle und Inseln rasen, mit mehr als hundert Kilometern in der Stunde – die ganze wilde Wut der legendären Stürme aus Eis und Feuer. Uns standen für viele Jahre Zeiten der Ungewißheit bevor.

Die Behörde war dabei, Staub in den Himmel zu schießen, um etwas von der Hitze und dem Licht zu absorbieren; sie hoffte, dadurch die Erhitzung des Kreises zumindest zu verlangsamen und die aktinische Strahlung zu mindern – wenigstens so lange, bis Lagen evakuiert war. Sie drängten jene, die in Bundt und Nona wohnten – das schloß Option natürlich ein –, starke Schutzhütten vorzubereiten, isoliert gegen die Kälte der verminderten Dunkeltage, verstärkt gegen die Hitze und die Winde, die erwartet wurden –, wir wußten nur nicht, wie heftig sie sein würden. Am Anfang waren sie möglicherweise mild, aber ihre Wirkung würde sich häufen, wenn die Wellen der Hitzeschauer sich ausbreiteten – bis der Lagen-Kreis seinen neuen ständigen Temperaturpegel erreichte; dann würden die Stürme abnehmen – aber sehr langsam. Und wann – wenn überhaupt – könnte der Schirm erneuert werden? Es hatte über dreißig Jahre

gedauert, ihn zu konstruieren, es könnte genausolange dauern, ihn noch einmal zu bauen. Und wann konnten sie anfangen? Sie hatten gerade erst begonnen, den neuen Bogin-Schirm zu füllen – es würde viele Jahre dauern, bis sie etwas wegen Legin unternehmen konnten. Nein, dieser Kreis war jetzt nur noch eine Erinnerung; er war für immer verloren. Der Klang dieser Worte drang mir bis ins Mark; ich wollte sie nicht hören. Die Grenze war um fünfzig Jahre zurückgesetzt worden – aber es war meine Heimat, von der sie sprachen! Ich schaute zu und tobte und schaute noch einmal hin – sie füllten mich mit Drogen, um mich zu beruhigen, und ich tobte immer noch, bis sie mich schließlich den Worten zuhören, den Bildern auf der Leinwand zusehen ließen.

Wie in den Kinderliedern, die wir beim Seilchenspringen zu singen pflegten, sah man ›Chaos oben und unten rasen‹ – nur wußte diesmal niemand, ›wohin würde Reethe blasen‹. Dieses Chaos lag außerhalb des Machtbereichs der Götter. Das war eine weitere Art, in der die Erdik sie abgewertet hatten. Die ›Tränen von Reethe‹ hatten fast sofort eingesetzt – die warmen, salzhaltigen Stürme, die aus dem Westen kamen; sie erreichten uns selbst so weit östlich in Option; sie klatschten heiß auf die moosbewachsenen Hügel, nicht mit weichem Nieseln, wie wir sie kannten, sondern in unregelmäßigen Schauern und Wolkenbrüchen, die stundenlang andauerten, bis die Hü-

gel im Schlamm schwammen.

Als der Himmel noch düsterer wurde, zersplitterte die Gemeinde von Option in krampfhaften Versuchen, etwas zu unternehmen; keiner von uns wußte genau, wie sich die Katastrophe hier auswirken würde, und die Lage wurde durch die Ängste und Gefühle von hundertsiebenundfünfzig aufgeregten Heranwachsenden, alle in der labilsten Phase ihres jungen Lebens, noch verworrener. Vielleicht würde es in den nächsten Tagen zu einem gemeinsamen Handlungsziel kommen, aber auf der Insel waren nur dreißig Ältere, einige davon hatten das Erröten auch erst wenige Jahre hinter sich, und sie wurden von ihren eigenen Angelegenheiten ebenso in Anspruch genommen wie von der Verantwortlichkeit für uns. Bei all diesen gegensätzlichen Ängsten entstand unvermeidlich ein Strudel aus Stillstand und Zweifel.

Und es schien, als sei ich in seiner Mitte; meine Familie, Kossarlin, wir waren die Ziele der Erdik-Rache. Und dennoch – im Geiste sah ich unsere Insel im Mittelpunkt eines Kessels immer noch unversehrt, auch wenn die Stürme ringsherum wüteten. Ich hatte keine Erfahrung, die mir sagte, was ich mir sonst vorstellen sollte. Und wir hatten ja schließlich die großen Schauer von 286 überlebt, nicht wahr?

Aber es war nicht möglich, Kontakt aufzunehmen. Die Behörde hatte alle Kanäle belegt. Als sich die Katastrophe ausweitete, wurde nur noch von den

größten Auswirkungen berichtet; sie war zu groß, um sich mit Einzelheiten aufzuhalten. Meine Unkenntnis über den Aufenthalt meiner Familie steigerte noch meinen Willen, bei ihr zu sein. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie Kuvig oder Suko die Insel freiwillig aufgaben – sie würden bleiben und kämpfen, um sie zu retten; trotz der Hitze, der Stürme, der brennenden Sonne. Ich gehörte an ihre Seite ...

Unter anderen Umständen wäre es mir nie so leichtgefallen, Option zu verlassen. Wäre ich beliebter gewesen, hätte ich eine enge Freundin gehabt, die sich um mich sorgte, hätten die Älteren oder die anderen jungen nicht ebensolche Sorgen wie ich um ihre eigenen Heimatkreise gehabt – ich hätte niemals fliehen können. Wie auch immer – hätte ich mich mit den anderen in Einklang befunden, hätte ich mich ohnehin nicht so panisch verhalten; ich hätte mich in der sanften Hülle ihrer Tröstungen verbergen können, während die Angst an meinem Herzen nagte. Aber ohne diesen Trost fraß sich die Angst an die Oberfläche durch, und ich rannte. Option bedeutete mir überhaupt nichts mehr; ich wußte nicht, ob ich reethisch oder dakkaisch war, es war mir egal. Beides hatte mir anscheinend nur Schmerzen gebracht, die die Annehmlichkeiten überwogen.

Ich mußte fort, zu Option besaß ich keine Bindungen. Sollte die Insel sterben, sollte sie leben – sie war kein Teil von mir. Kossarlin aber war es, und ich

machte mich auf; weg von diesem scheußlichen Ort und zurück zu den warmen, sicheren Nachmittagen der Kindheit. Der Schirm war an Drei heruntergekommen; am Fünfter war ich weg. Ich nahm ein Boot hinüber nach Peakskill, dem Turm im Brennpunkt der Sichel; von dort nahm ich das Nahverkehrsschiff über Fallen Wall nach Ward, dann nach Koah und schließlich nach Tarralon.

Ich erreichte Tarralon an Neun, dem zweiten zerstörten Dunkeltag. Nona war der Mondstern im Osten, ein bleiches Leuchten, fast kreisrund. Die Bundt war eine Sichel, die im Zenit schwebte, bald würde sie zum strahlenden Kingstern werden; sie gab das Licht für die Navigation – aber im Westen, wo Lagin in Symmetrie zur Nona hätte leuchten sollen, war nur noch ein schwacher Strahlenkranz – alles, was von ihrem stolzen Licht übriggeblieben war. Wir schauten nach oben und zitterten, mehr aus Angst als vor Kälte.

Die Hafenanlagen in Tarralon waren kalt und grau, Nebel kroch die Straßen entlang – es gab nicht genug Wärme, um sie zu vertreiben. Alle Nachtlichter waren angezündet worden und würden bis zum Sonnentag nicht verlöschen; aus allen Häusern leuchtete es, als wäre es eine Festnacht. Und die Leute in den Alleen lachten schrill, als feierten sie den Karneval der Angst, die letzte wilde Nacht dieses Fests, die Nacht der Huura-Schauder. Sie bewegten

sich gruppenweise im Kreis, trugen eine Vielfalt von Kleidern, aber es gelang ihnen nicht, ihre Anspannung zu verbergen – war dieser zwielichtige Nebel Tag oder Nacht? Welches Verhalten war angebracht? Fremde blieben stehen und sprachen Fremde an, sie suchten Sicherheit oder wenigstens den gegenseitigen Austausch des Entsetzens; jede hoffte, daß die andere nicht so schlimm dran war wie sie selbst, jede hoffte, daß ihre eigene, ganz persönliche Katastrophe im Brennpunkt des allgemeinen Desasters stand, so daß sie als erste Hilfe beanspruchen konnte. Überall tauchten aufgeregte Gruppen auf, jede Person suchte Bestätigung in der Realität der anderen, als würde die Standhaftigkeit von genügend vielen von uns ausreichen, um die erschütterte Welt wieder zurechtzurücken.

Die Flut ihrer Empfindungen traf mich wie ein Schlag; ich befürchtete, daß mir jemand von Option nachkommen würde – falls sie es taten, sah ich sie nie; ich bezweifelte, daß sie sich Sorgen machten.

Tarralon besaß nicht wie Option ein Gnaden-Gebirge, das die Ortschaft schützte, und es lag näher an der entblößten Grenze. Käme ein heulender, zornerfüllter Sturm aus dem Westen, müßte Tarralon den Hauptstoß hinnehmen. Es war eine Stadt, die voll Hoffnung sang, während sie am Rand der Panik schwankte – und diesen süßen, köstlichen Kitzel genoß; und zumindest darin war die Masse vereint. Sie

wußten nun besser als vorher, welche Schrecken noch zu erwarten waren; nicht nur die Hitze, sondern danach Hungersnöte, Stürme und Todesopfer. Die Lagin-Region war im Begriff gewesen, einer der reichsten landwirtschaftlichen Kreise zu werden. Mit ihrem Verlust und der Gefährdung von Bundts Getreidefeldern fürchteten die Leute hier, daß die kommende Wirklichkeit schlimmer würde als alles, was die Behörde an Erwartungen äußerte. Sie bauten schon riesige Lagerhäuser, um die Gemeindevorräte zu lagern und zu rationieren.

Den ersten Tag verbrachte ich am Hafen, irrte von Schiff zu Schiff und suchte Mitfahrgelegenheiten nach Süden und Westen. Überall hasteten die Leute, trafen Flüchtlinge ein, flüchteten andere noch weiter nach Osten. Ich trug meine wenigen Habseligkeiten in einem gewebten Beutel und wurde von Hafenarbeitern und achtlosen Seeleuten geschubst und gestoßen, während ich durch die engen Straßen ging. Als der Dunkeltag andauerte, noch kälter und trostloser wurde, verwandelte sich meine Angst in Enttäuschung und ein nagendes, bedrückendes Gefühl des Untergangs. Der fehlende Mondstern machte mich heimatlos; ich hielt immer wieder Ausschau nach der Lagin und fand statt dessen immer nur einen verschwommen leuchtenden Fleck. Ja, es geschah wirklich – genauso, wie es der Tele sagte. Häufig blieben auch andere Leute stehen und schau-

ten zum Himmel, überall herrschte Angst und Schrecken – dieser Dunkeltag war wie eine Macht, und ringsherum hielten die strömenden Mengen Ausschau und beteten, als ob der Schirm irgendwie wieder auftauchen könnte: Bitte, Reethe, laß es nicht geschehen!<

Aus dem Ringstern Bundt wurde eine Sichel, die jetzt zur anderen Seite hin geöffnet war; der Dunkeltag neigte sich seinem Ende zu. Auch Nonas Licht wurde dunkler. Die Schirme drehten sich mit der Umdrehung Satlins, ihre Einfallwinkel leuchteten hell und wurden kleiner; wenn die Nacht kam, würden sie wieder untergehende Monde sein. Ich zog mich in eine stille Allee zurück und setzte mich auf mein Bündel; den ächzenden Lauten, mit denen es gegen mein Gewicht protestierte, schenkte ich keine Beachtung. Ich senkte den Kopf in meine Hände und weinte mit schmerzvoll aufstoßendem Schluchzen. Ich hatte keine Mitfahrgelegenheit nach Süden oder Westen gefunden – das war der Gipfel der Katastrophe. Nicht einmal die Rettungsbehörde schickte Schiffe in diese Gewässer. In Tarralon gab es wegen der ausgebrannten Überlebenden, die die Flucht geschafft hatten, für sie genug zu tun. Die Luft schien von den Schmerzensschreien des Meeres widerzuhalten, man konnte keine Straße betreten, ohne die Angst zu riechen, die sich in der Luft breitmachte – sie forderte von jedem von uns Tribut, indem sie an

unseren Kräften zehrte. Meine Eingeweide fühlten sich wie Wasser an, meine Knochen schienen Eis zu sein, das Blut rann wie Teuer durch meine Adern, mein Herz hämmerte mit jedem Schlag wie irrsinnig. Ich war müde, ich war verängstigt. Ich wollte unbedingt nach Hause – ob es dieses Zuhause nun gab oder nicht. Zuhause war meine Zuflucht. Ich aß in einem billigen Bierhaus zu Abend, wo eine Nachtwache begonnen hatte. Von der erregten Stimmung aufgeputscht, wurden die Seeleute dort zu Sängern; sie grölten ihre lauten Lieder in leerer Wut hinaus und hofften, damit über ihre Nervosität hinwegzutäuschen. Im Laufe des Abends wurden Lieder und Stimmung in störrischem, lautem Trotz angeheizt, ein wirbelnder Rausch erfaßte die Gäste, als könnte nur der Alkohol die Katastrophe verhindern. Ich stolperte und strauchelte sanft in die Arme einer älteren Reethischen – sie war fast vierzig, ein bißchen fett und hatte eine ziemlich ungesunde Blässe. Sie war kinderlos, unverheiratet und gehörte keinem Kreis an; sie hatte mit Büchern zu tun. Sie nahm mich mit zu sich nach Hause. Ich vermute, daß sie Mitleid mit mir empfand – ein einsames Kind, in dieser schrecklichen Zeit so weit von Zuhause weg; sie schlug Kapital aus meiner Unerfahrenheit und benutzte meinen Körper zu ihrem Vergnügen. Ich ließ sie gewähren, denn ich war so ängstlich und das war – das schien so, so angenehm zu sein. Ich glaube aber nicht, daß

ich für ihre Reethe eine gute Dakka war; diese Wahlmöglichkeit begann bereits in mir zu schwinden. Am nächsten Tag machte ich mich schon früh davon. Ich war dankbar dafür, daß der Morgen hell heraufdämmerte, er ließ mich ein wenig besser fühlen.

Die Lagin war völlig verschwunden; es blieb nur ein blinkendes Leuchtfeuer, um anzuzeigen, wo sie gewesen war. Es war Zehntag, und ich verbrachte ihn wieder im Hafen – diesmal wußte ich, was ich zu erwarten hatte, und ich ging weniger hektisch und mit mehr Sinn für Sorgfalt ans Werk. Außerdem schienen die Leute im Hafen mit der Rückkehr des Sonnenlichts gelöster zu sein. Wir überlebten, wir waren neu geboren, wir würden weitermachen – dieses Gefühl der Wiedergeburt entstand mit jeder Morgendämmerung; in diesen Tagen in Tarralon war jedes Gefühl sehr intensiv. In der Luft lag eine besondere Kälte, ein Nachhall der Nacht; im Wind lag scharfe Bitterkeit, aber das Auge der Sonne war geöffnet, die Farben waren so intensiv wie immer, vielleicht strahlender denn je, weil wir sie viel mehr genießen konnten. Der brütende, zerstörte Dunkeltag war für den Augenblick vergessen – natürlich abgesehen vom Alkohol und den wilden Rauschzuständen derer, die ihre Angst als Entschuldigung dafür benutzt hatten, ausgelassen den Freuden des Körpers zu frönen. Aber bald würde der Tag anfangen, sich

aufzuheizen. Wir bewegten uns unter einem Himmel, der unnatürlich hell schien, obwohl er unverändert war.

Im Hafen lagen jetzt mehr Schiffe, viele trugen Lagen-Flaggen; ihre Relings waren mit Flüchtlingen gesäumt – es gab keinen Platz, sie an Land zu setzen, alle Kais waren besetzt; und selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre – auf der Insel gab es nicht genug Raum, sie alle aufzunehmen. Sie warteten auf ihren Schiffen. Einige der Schiffe setzten schon wieder die Segel, um weiter nach Osten zu fahren, Taralon war völlig übervölkert. Viele Fahrzeuge warteten an der Ostseite der Sichel; ihre Kapitäne suchten nach Schutz, verbargen sich hinter der Insel; sie hatten Angst vor dem offenen Meer. In der Bundt war der Schiffsverkehr nahezu stillgelegt, während die Kapitäne an ihren Ankerplätzen warteten, bis es sichere Aussagen über Wetter und Meer gab. Andere, die nicht so vorsichtig waren, machten ihre Schiffe schon wieder seeklar und brachen nach Osten auf; das waren jene, die spürten, daß die Gefahren des Meeres den Gefahren vorzuziehen seien, die sie in den Grenzbereichen des Hitzesturms erwarteten. Aber es waren Privatschiffe, und selbst wenn ich eines hätte besteigen wollen, hätte ich die Passage nicht bezahlen können. Es gab zu viele andere, die nach einem Platz fragten, die Preise waren zu hoch – und wiederum fuhr keines nach Süden oder Westen.

Alle Bewegung im Hafen war nach Osten gerichtet, immer nur nach Osten, niemals nach Süden oder Westen.

Auch dieser Tag war fruchtlos; als die Dunkelzeit der Bundt näherkam, ging ich meine reethische Freundin zu suchen – nicht, weil ich es wünschte, sondern aus Trägheit. Ich hatte niemanden sonst, nach dem ich suchen konnte. Und schließlich war sie irgendwie freundlich gewesen. Statt dessen traf ich drei Seeleute, dakkaisch und in den Zwanzigern, rauhbeinig in ihrer Art, aber nett und freundlich zu mir. Sie nahmen mich mit zu einer nahegelegenen Hütte, wo sie mich der Reihe nach benutzten. Schutzhütten waren damals immer noch an der Tagesordnung, vor allem in Tarralon; sie waren architektonische Überreste der Zeit der Verzauberung. Immer, wenn eine neue Kuppel gebaut wurde, wurden an den Seiten oder am rückwärtigen Teil ein oder zwei kleine offene Räume angefügt; gedacht als Schutzraum für jene, die heimatlos auf Wanderschaft waren, die Armen oder Reisenden, Leute, die während eines Sturms vorbeikamen und, natürlich, für Verzauberte, die ab und an kamen. Sie werden aus einer Vielzahl von Gründen, meist erdikbeeinflußt, nicht mehr gebaut.

Wie auch immer, die Seeleute benutzten mich. Ich hatte gedacht, daß sie vielleicht nach Süden gingen; sie taten es nicht, und ich machte mir nichts daraus,

zumindest versuchte ich es. Ich protestierte nicht gegen ihre begierigen Paarungen; in ihrer Art waren sie angenehm und nicht mit Absicht unfreundlich oder verletzend. Sie suchten nur nach ein bißchen Vergnügen – ich könnte ihr letztes sein; ich glaube, in diesen trügerischen Feiertagen von Tarralon dachten wir alle so. Ich glaube, daß ich einige ihrer Phantasievorstellungen erfüllte; das heißt, mein Körper tat es – ich glaube nicht, daß sie bemerkten, daß ich gar nicht anwesend war. Falls sie es merkten, war es mir gleichgültig. Sie taten mir nicht weh, aber sie kümmerten sich auch nicht um mich – und das war irgendwie Schmerz genug, also verließ ich meinen Körper eine Zeitlang, während sich mein Fleisch mit dem ihren bewegte.

Am Morgen wachte ich schluchzend auf, und eine von ihnen hielt mich fest, während ich in tränenreicher Enttäuschung weinte; die beiden anderen waren nicht mehr da. Als sie ging, gab sie mir einige Ratschläge, sagte mir, ich sollte mir ein Gasthaus suchen und nicht mehr in Schutzhütten übernachten, sie könnten gefährlich sein.

Elf war wieder ein Sonnentag, in der Mittagszeit hell und falsche Sicherheit vermittelnd, als die Dunkelzeit vorbeiging. Die Hafenanlagen waren voll Geschäftigkeit, Hektik und Verwirrung. Wieder segelten alle Schiffe nach Osten. Alle Gasthäuser waren mit Leuten gefüllt, deren Schiffe aus Angst verankert wa-

ren oder für die bevorstehende Abreise vorbereitet wurden. Alles brodelte. Ich konnte meine Gefühlsaufwallungen nicht länger bekämpfen; wo waren Potto und das Boot? Ich konnte nicht um Hilfe schreien. Ich gab auf, ich ließ zu, daß ich auf den Wellen der rastlosen Menge getragen wurde – und dabei glitt ich dahin und fing an, über ihnen zu treiben; einmal vom Sog der Angst befreit, fühlte ich mich gelöster. Ich war hingerissen und benommen wie von der Sommersonne. Alles war in Fluß, ich bewegte mich in einem Reich der Phantasie, hüllte mich in sie wie in einen eleganten Umhang und verbrachte den Nachmittag damit, zwischen den Menschenmassen der Basare zu spazieren, und tat so, als wäre ich ein hochnäsiger Dakkaiker beim Einkauf. Mit gerümpfter Nase betrachtete ich die irdischen Warenangebote, all die eingemachten und gewürzten Sachen, all die getrockneten und geräucherten Waren; ich verschmähte die bemalten Stoffe, die verspielten Papiere und die Schnitzereien, die als Zimmerschmuck dienten; die Angebote von Zauberfiguren nahm ich gar nicht wahr – ich suchte Sachen, mit denen man sich selbst schmücken konnte, Umhänge aus Seide und Samt, Ringe für die Ohren, die Nase und die Finger, Amulette und Perlen, die man um den Hals und im Haar tragen konnte, auffällige Farben für Wangen und Augenlider, Rouge für meine Lippen und Brustwarzen. Ich war ein Fürst,

ich schritt stolz und furchtlos durch das vernichtende Chaos, ich ging in edlem Selbstgefühl mit hoch erhobenem Haupt, ein majestätischer Mann, der hochgewachsen und ansehnlich einherschritt. Mein Adel ließ mich wachsen. Ich schlenderte an all den schäbigen Buden und Verkaufsständen vorbei, wie es eine höfische Person meines Ranges nun einmal tut. Ich roch und beäugte und schmeckte, ich öffnete alle meine Sinne. Über den offenen Kreis des Marktes strich der trockene Hauch des Windes und trug das entfernte Klingen gläserner Glocken mit sich; vielleicht auch das Heulen eines Windhorns und einen Chor leiser Gebete. Der Wind trug Gerüche des Sommers an der Küste, Gerüche von Seegras, Sand und toten, faulenden Fischen. Die Luft trug Geräusche erregter Stimmen – jetzt waren sie alle so weit entfernt. Ich bewegte mich zwischen all dem – und schätzte jede Gebärde ab, die ich machte; war ich elegant genug? Und waren diese Leute meiner Eleganz wert? Spürten sie, welche Majestät ich ihrem kümmerlichen Leben verlieh? War ich in ihrer Gegenwart ein Wirbel? Die Menge teilte sich vor mir, als ich unter ihnen ging. Einmal hörte ich das geflüsterte Wort ›Verzaubert‹ – aber das hatte eine gesagt, deren Augen nicht in der Lage waren, die Dinge so wie ich zu sehen; das waren die, die dringend der Hilfe bedurften, sie waren wie winzige Fische in einer seichten Pfütze unter meinen Zehen. Hört auf zu

streiten, erhebt euch darüber, fließt und laßt euch zu größeren Welten jenseits davon tragen – das hätte ich ihnen sagen können, wenn ich die richtigen Worte gefunden hätte. Ich bewegte mich in goldenen Strahlenkränzen – ich konnte sehen, wie sie von meinen Fingern aus funkelten. Wo ich mich bewegte, hinterließ ich eine Spur blitzender Tropfen, sie fielen wie Perlen aus meinen Kleidern, und ringsumher drehten sich die Leute um und schauten verzückt, wenn ich vorbeikam. Meine Gestalt wurde strahlender, als das Zwielflicht einsetzte. Ich hätte vermutlich einen Platz finden müssen, um die Nacht dort zu verbringen, aber auf dieser Insel gab es keinen Palast, der meines Aufenthalts würdig gewesen wäre, außer dem glänzenden Himmel selbst. Ich war erhaben, ich schaute aus meiner silbrigen Höhe auf Taralon hinunter und hinterließ überall, wo mein Fuß zufällig aufsetzte, Zauberkörner. Und zufällig traf ich auf eine Horde von Jungen, die sich mit mir in dieser großen Höhe bewegten – Jungen, die mich erkannten, als ich kreiste, und die mit mir kreisten, die sich behutsam wie Altardiener und Anbetende um mich scharten, sich in meiner Aura sonnten, sie von den weltlichen Dingen abschirmten, sie berührten und sich ihrer Existenz vergewisserten, sich in ihrem goldenen Licht badeten. Sie wußten, wer ich war, ich erkannte sie jetzt ganz klar – sie waren die Minnesänger ohne Lieder, die Kinder der Verzauberten,

Vaganten-Seelen, nennt sie, wie ihr wollt, sie waren Vagabunden der Nacht, sie waren die Schelme der Straße – sie waren die einzigen, die einen Zauber erkennen konnten, wenn sie ihn sahen; aber das war zu erwarten, da sie Kinder von Verzauberten waren. Jede Insel besitzt einen Teil heimatloser Körper; wie Motten flattern sie um die Kreise der Zivilisation, scheinen aber nie die Flamme zu berühren – als würden sie instinktiv die Gefahr kennen, die diese für sie birgt, bleiben von ihr fort und werden nicht verbrannt. Wie wilde Tiere, die aus dem Wald spähen und deren Augen an dunklen, schattigen Orten leuchten, starren sie uns voll Verwunderung an und können nicht begreifen, wie wir leben. Sie treiben wie wirbelnde Blätter und Glühwürmchen durch die sternhellen Nächte – vom Zauber angezogen. Das war eine Wechselseitigkeit, deren Grund im Verborgenen lag. Sie waren die Aufleuchtenden, die für allzu kurze Augenblicke lebten, wie die verglühenden Funken eines Feuerwerks – sie sehnten sich nach einem größeren Leben; und wenn sie es nahmen, machten sie es zu ihrem eigenen, tanzten, sangen, lärmten und wirbelten in den dunklen, verlassenen Straßen entlang des Hafens umher, schufen sich ihre eigene Zeit, schufen ihre eigenen Zwielight-Tage; ihre Lichter leuchten nur für sie selbst, und nur Zwielight-Augen können sie erkennen. Für Uneingeweihte schien es sich nur um jugendliche Party-Besucher zu

handeln, die unter den Laternen am Ufer heruntollten, aber dann drehen sie sich um, verschwinden zu ihren versteckten Plätzen in den gewundenen Straßen, lassen nur ein Echo ihres Gelächters zurück – und Verwunderung in den Augen derer, die stehen geblieben waren, um zuzuschauen.

Ich kam mit ihnen zusammen – das war nicht besonders schwierig. Wie ein einziges Ganzes scharten sie sich begierig um mich und fegten mich die Treppe hinunter zu den Slums des tief er gelegenen Teils von Tarralon. Das waren keine Individuen, das waren Schatten der Nacht, aber in einer Horde spielen Gesichter keine Rolle, und sie verändern sich sowieso ständig. Die Horde lebt, nicht ihre Mitglieder; die sind nur Organe eines viel größeren Körpers, unfähig, getrennt von ihm allein zu existieren. Besitz verliert seinen Wert, Persönlichkeiten sind völlig unbekannt. Irgendwo verlor ich in dieser Nacht mein Bündel und wahrscheinlich auch meine Seele – und wenn ich je eine Persönlichkeit gehabt hatte, wurde auch die wie weggewischt. Diese Horde war mit sich selbst zufrieden, sie benötigte nichts von dem, was ich war oder besaß – außer meiner Seele; sie ernährte sich von Seelen. Sie fing mich ein – ein weiterer Fetzen, der aus der Stadt herausgerissen wurde – und hielt mich in ihrem Wirbel fest, machte mich zu einem Teil davon; sie nahm für diese Nacht meine Seele, und während sie meinen Hunger der Angst

stillte, gab meine Seele ihr Leben. Welcher Teil von mir auch immer gesagt hatte, ›Hier bin ich, ich bin ich‹ – ihn gab es nicht mehr; zum Glück. Begeistert tanzte ich in diesen großen Tod hinein, ich wußte nicht, ob es eine neue Wahrheit oder eine süße Illusion war, aber das war mir auch egal; ich war nur dankbar für ein Ziel, das zur Größe meiner Fähigkeit paßte und ein drängendes Bedürfnis erfüllte.

Wir alle wurden darin gefangen, wir bewegten uns auf ein einziges Ziel zu; wir wurden in Stücke einer größeren Seele umgewandelt; ein leuchtender, verwickelter, verworrener und vielfältiger, funkelnder Rummel der Kinder der Nacht; jeder von uns nur ein Stück davon, ein ewig kreisendes Karussell von Bewegung und Erregung, Licht und Schrecken, in Akkorden, die in dunkles Schweigen und verwirrte Blicke stürzten und dort widerhallten. Welche Wirbelstürme auch immer jeden von uns getroffen hatten, was für Stürme aus Wünschen, Angst und Wut auch immer hinter jedem gehetzten Augenpaar lauerten und in der plötzlichen Erkenntnis der gegenseitigen Abhängigkeit nach draußen spähten – wir erkannten das alles in jeder anderen, unsere inneren Personen gewannen die Oberhand über uns; die Horde nährte sich aus diesen Energien und trieb uns alle zusammen, hinaus auf die Straßen von Tarralon – wie Stachelische in einem Meer von Lichtern. Auf eine wilde und stürmische Art wurden wir verzaubert, in je-

dem Herzen hatten sich die Ansammlungen unausgesprochener Wünsche während der vergangenen Jahre, die in die Gegenwart wiesen, angestaut – aber auch etwas weit Wilderes, ein Vorbote enormer Verzweiflung, die uns in den kommenden Tagen und Jahren schwer treffen würde. In dieser Nacht wurde etwas geboren, was seine Wellen über ganz Satlin aussenden sollte, es würde in seinen Todeskämpfen alle Herzen, alle Gehirne und alle Seelen berühren, bevor es starb. Und Satlin würde nicht mehr dieselbe sein. Ich war eine junge Persönlichkeit, ich war ... die Horde. Mit der Horde erröten. Manche Teile von mir fingen gerade an, andere strotzten im rosaroten Leuchten geliehener Jugend und gestohlenen Errötens, ich war ... die Außenseiterin, selbstbewußt und stolz; manchmal spürte ich verstohlene Berührungen ihrer Brüste und Warzen – keine von ihnen in Unschuld befangen (das war meine Stärke), nur ein Kern angespannter Angst, wo einst Freude gelebt haben mag. Sie waren alle zu jung alt geworden, meine Körper, und doch hatte noch keine von ihnen das zweite Erröten hinter sich gebracht, und das erinnert mich an die Ursprünge meiner kindlichen Angst – ich hatte mich bewegt wie eine Welle aus Energie und dazu geschlechtslos; mit innerer Sicherheit wußte ich, daß jeder einzelne Akt der Sexualität den Zauber und das Ziel der großen Seele, die ich war, zerstören würde. Sexualität war eine Sache zwi-

schen zwei Personen – und mein Hunger nach mir selbst würde nicht zulassen, daß diese Körper mich zersplitterten, ich hielt sie fest an meiner Brust, bis sie sich aus Angst, weggerissen zu werden, eng an mich klammerten. Ganz gleich, welches Geschlecht ich in mir selbst bestehen lasse, es darf nur zufällig, ungezielt geschehen – oder auf mich selbst gerichtet; Sex ohne eine eigene Seele, außer wenn er mich nährt; meinetwegen eine größere Art von Masturbation, kein Gebet von Reethe oder Dakka, sondern von mir. Soll jeder Körper sich an einem anderen wie an sich selbst reiben, kaum einmal bis zum Punkt der Befriedigung; die Energien, die ich kontrollierte, suchten etwas, das mächtiger als Befriedigung war – wir sehnten uns nach Befreiung. Wir suchten sie mit den Mitteln des Alkohols, der in immer größeren Mengen in ein Dutzend junger Kehlen floß, während die Nacht fortschritt, und Erdik-Drogen und -Pillen wurden ebenfalls in schwindelerregendes Leben umgesetzt; sie waren als Heilmittel gedacht, ich nutzte sie, um einen Geschmack von Gott zu bekommen. Ich spielte Phantasien von Feuer und Eis, ich stieg in vor Kälte brennende Höhen auf, ließ Körper wie Funken fallen, ich formte für jeden von ihnen neue Rollen, Rollen der Herrschaft und der Schande. Ich spielte auf meinen Seelen verschiedene Persönlichkeiten und fühlte den merkwürdig wilden Schauer von Empfindungen, die ich vorher nie geschmeckt und

geträumt hatte. Und ich kletterte empor zum Nebel und den untergehenden Monden, auf der Suche nach noch größeren Herrlichkeiten, die ich mir einverleiben wollte, Herrlichkeiten, die mir Gestalt geben sollten, die mir Raum geben sollten, in dem ich wachsen konnte, damit ich für immer und ewig in diesem goldglänzenden Dunst leben konnte – nur noch ein bißchen weiter, und ich könnte alles ergreifen, ich würde auf dem Wind zum Himmel reiten, ich würde die Götter beherrschen ... wenn ich das nur ertragen konnte ... ich durfte nicht aufhören zu wachsen ... bevor sich meine Körper zersplittern, will ich noch eine Weile leben ... ich klammerte mich fest und fest und fest und nahm Zauber und Leben von mir, mein Hunger mußte gestillt werden ... es erstreckte sich durch den bleichen Dunkeltag, verschwamm in Dunkelheit und Stille, schwebend und auf eine Dämmerung wartend ... wie der Tod, die Huuru, stieg ich empor, auf Schwingen aus kaltem Ebenholz, während alles still und stumm war. Ich drehte mich wie eine Möwe im Westwind, schwebend, kreisend, wartend – sorgfältig studierte ich den Augenblick, in dem die beschattete Welt dort unten in rosaroter Verheißung heller wurde. Ich brannte und taumelte in dem errötenden Himmel, der schnell schwand, als sich das Licht ausbreitete – es war Zeit zu gehen. Ganz nahe oben ist eine Decke, die Grenzen meines Flugs, eine Decke für die Gefühlsempfin-

dungen, zerbrechlich, ich zerbreche in schreiende Splitter, jeder von ihnen kann sich ausdehnen und eine Ganzheit werden, wie eine Feuerblume wachsen, dich umklammern, wie dieser eine hier ... Befreiung, süße Befreiung ...

Ich schüttelte meinen Kopf, um ihn wieder klar zu bekommen – hier war es beengend und stickig. Ich frage mich, ob ich meine Seele verloren habe, es fühlte sich so an, zumindest war ein Teil von mir in das Größere eingebettet. Da war ein Widerhall ... ein Erkennen ... etwas störte hier ... laßt mich es ordnen ... während ich gelebt hatte ... ich meine, ich lebte ... in diesem Wind der Welten war ich das größere Ich, ich wußte, für welches Sein ich bestimmt war; ich berührte eine Wahrheit! Es war im Tageslicht unerreichbares Wissen, selbst in der Nacht war es zerbrechlich – ich hatte es so deutlich erkannt wie ein Leuchtfeuer! Erfüllung, das war es wert! Einen hellen und zerbrechlichen Augenblick lang, einen kristallklaren, singenden Moment, hatten wir geglaubt, wir könnten uns selbst so tief in die Zauberwelt versenken, daß sie uns vor dem unausweichlich kommenden Morgen schützen würde. Ein Gottling, ja – o ja, ein Gottling; ein bewegtes Muster aus Reizen – das verbotene Wissen, daß man durch die Wahrheit verrückt werden kann – es hallte in meinem Schädel wider; da war diese Horde gewesen, sie hatten Persönlichkeit, und ich hatte keine, ich besaß Verzaube-

runge – die ich mit ihnen teilte –, wir brannten und wurden dadurch etwas Größeres, das war der Gottling; und noch etwas anderes, ich gab ihnen noch etwas anderes, ich konnte mich nicht mehr richtig erinnern ... aber ... was war geschehen, sie hatte uns benutzt, uns wie im Wirbelsturm umhergetrieben ...? Gottlinge tun das oft, glaube ich, aber es war das andere, das wir getragen hatten, tief innen bewegte es sich, wuchs es, bis wir ihm die Geburt schenkten – dieses andere (was war es?), das war das Ding, das uns benutzte. Letzte Nacht war etwas geboren worden: ein egoistisches Ding und hungrig. Wir hatten versucht, auf einem hochschwebenden Traum zu reiten, jede hoffte, ihre letztendliche Befreiung würde in uns selbst ihre Entsprechung finden – dieses Ding hatte uns betrogen: Es gab uns gar nichts, weder Befreiung noch Befriedigung – es ließ nur unseren Hunger ungestillt, während es seinen eigenen befriedigte; es konnte uns nicht einmal Hoffnung geben, ohne sie in Enttäuschung zu verwandeln. Dieses Ding, es stammte aus ... jemandes Bedürfnissen, aber es ernährte sich von uns allen – und als es fertig damit war, unsere Seelen zu essen, als es nichts mehr essen konnte, ließ es uns gehen; es entließ uns in die Nacht, so wie wir es in die Welt entlassen hatten.

Ein Gottling ist eine Gottheit – dieses Ding war es nicht, es hatte lediglich den Gottling für seine eige-

nen verborgenen Absichten benutzt. Ein Gottling ist ein Moment, aus sich selbst lebendig, größer als die Summe seiner Teile – es formt sich spontan, kommt zu funkeln dem Leben, wenn eine große Gruppe von Menschen beginnt, wie ein Ganzes zu denken und sich wie eines zu bewegen, das ist ein Gottling – die Horde hatte einen gestaltet. Manchmal tritt ein Gottling lasterhaft und böse auf, aber häufiger sind Liebe und Vergnügen sein Inhalt; aber ein Gottling ist immer eine Reflektion seiner Bestandteile und immer mehr als ihrer aller Summe. Allein die Ahnung von der Anwesenheit des Gottlings bringt einen dazu, nach den anderen Gliedern der Masse zu suchen; das ist so, als versuche man alle Organe wieder in einer Gestalt zu vereinigen, weil man hofft, daß der Geist, den sie beherbergte, wieder zurückkehrt und neu belebt wird – wenn sie wieder lebt, haben wir vielleicht mehr Erfolg, und sie trägt uns mit sich fort. Gottlinge sind immer kurzlebige Wesen – aber das Ding aus der letzten Nacht hatte nach Unsterblichkeit geschrien ... in ihm hatte eine innere Verderbtheit bestanden ... etwas Niedriges, Böses, das sich innerhalb der Horde entwickelte und sich dann im Gottling breit machte ... wie eine Made, die in einer Hülsenfrucht so lange wuchs, bis sie das einzige Lebendige innerhalb der aufgeblähten Schale ist, fett und ölig ... mit dem Aussehen eines Gottlings, aber trotzdem ein Maden-Ding ... ein Huuru-Ding ...

wir hatten es geboren! Eine Huuru ist etwas Gewaltiges, das ganz nah bei deinem Bett durch die Nacht zieht, dem es gleichgültig ist, ob es selbst die Richtung seiner Bewegung bestimmt ...es kann dich umbringen oder ignorieren, ihm ist das gleichgültig; wenn es hungrig wird, ernährt es sich von menschlichen Seelen ... Was war das Ding, das wir geboren und auf die Welt losgelassen hatten; es war in ... mir selbst geboren worden, glaubte ich: ein Saatkorn inmitten meiner Verrücktheit, durch die Horde vergrößert. Es ergriff die Horde, den Gottling, meine ganze Verrücktheit, es ergriff mich – dieses Huuru-Ding, es fraß uns, um zu wachsen, und ließ uns als hohle Muscheln, als leere Gesichter zurück. Ich hatte gedacht, die Horde hätte von mir gezehrt, aber ich – das Ding, das ich freigelassen hatte – hatte statt dessen von ihnen gezehrt. Eines künftigen Jahres würde ich die Früchte des Samenkorns, das ich gepflanzt hatte, kennenlernen – etwas Schreckliches war im Wachsen begriffen, ein Stück der Huuru hier auf Satlin, ein Weltenwind des Todes. Ich wartete auf der anderen Lebensseite auf den Moment, an dem es zurückkehrte, um mehr als eine zufällige Gruppe von Kindern zu verlangen; beim nächsten Mal würde es alles nehmen; das nächste Mal, wenn die Huuru hungerte, würde sie in einem wilden Mob voll Wahnsinn und glühender Wut hungern.

Diese Vision hatte ich, als ich sah, wie die Splitter

hinabflatterten; jeder feurige Funke war ein Teil von etwas Zerstörtem, Sterbendem – ein Feuerwerk, das schnell in einem kalten Licht schwand. Der Dunkeltag war silbern – nur zwei Mondsterne erhellten ihn unsymmetrisch, machten ihre Mondphasen durch und verschwanden, als sie ihr Licht nach Osten reflektierten; Dunkeltage kamen immer von Westen nach Osten, schwache Schatten formten die Gegenbewegung, von Ost nach West. Und wir waren ganz unten, als die Nacht zurückkehrte – ich war hier schon einmal gewesen –; wir beendeten unsere Träumerei voll Verblüffung und Verwunderung, wir waren ein Rinnsal von Leuten, die Tribut zollen mußten, die Überreste eines wilden Sturzregens, wir bewegten uns in fröstelnder, trüber, apathischer Benommenheit und krochen in eine schützende Hülle, eine große, verlassene Schutzhütte nahe beim Hafen. Unsere Körper waren ölig, der Schweiß stand in schmutzigen Perlen auf der Haut, aber das Parfüm war noch zu riechen, die Farben unserer leeren Freuden und dahingehenden Rollen waren noch zu sehen – so verflochten wir unsere Glieder miteinander, immer noch in der Hoffnung, die Nacht ewig ausdehnen zu können, obwohl wir wußten, daß sie schon vorüber war; langsam und ungleichmäßig fielen wir in den Schlaf. Jemand streichelte mich eine Weile, vielleicht habe ich das Streicheln erwidert, aber sonst ereignete sich nichts mehr. In der Ecke

fickten die beiden jungen Dakka-Erröter, still und wie unter Zwang – und da wußte ich, daß die Horde selbst im Sterben lag, ein weiteres Opfer der blutigen Geburt. Sie fickten nicht so sehr aus Vergnügen, vermute ich, sondern wegen der Bewußtlosigkeit, die ihnen bald die Erschöpfung bringen würde. Ich schlief ein.

Am Morgen wurde ich wach, fast allein. Einige aus der Gruppe waren verschwunden. Andere schlummerten noch. Die Horden-Persönlichkeit war irgendwann in dieser Nacht gestorben – das Gruppen-Ich war nicht mehr da, wir waren nur noch eine Vielzahl schmutziger Jugendlicher, erstaunter Individuen, die nun zuviel voneinander wußten. Ich war hellwach und von meiner Verzauberung geheilt, im hellen Tag fühlte ich mich voll Tatendrang. Dämmerte der Sonnentag schon heran? Mir wurde bewußt, wie schlimm wir alle aussehen und riechen mußten. Wir hatten zuviel miteinander geteilt, kein Wunder, daß Gottlinge so kurzlebig waren – sie brannten die Seelen aus, aus denen sie zusammengesetzt waren. Ich schaute nach meinem Bündel und konnte es nicht finden, konnte mich nicht erinnern, wo ich es gelassen hatte; mürrisch verließ ich die Schutzhütte, ich versuchte, die Nachwirkungen der Drogen und Riechstoffe, die wir zu uns genommen hatten, abzuschütteln.

Draußen fühlte sich die Welt völlig anders an, ge-

nau wie ich – obwohl alles noch immer unverändert schien, das gleiche Hasten, die gleiche Verwirrung. Ich konnte mich nicht erinnern, wo ich gewesen war oder was ich getan hatte. Mein Kopf steckte voll mit düster wirbelnden Gedanken – und auch mit Schmerz und Schrecken –, der Preis des Gelages der letzten Nacht. Ich wollte weinen, aber meine Augen weigerten sich, Tränen fließen zu lassen. Ich wollte zu Reethe beten oder gar zu Dakka, zu irgendwem, ich wünschte mir stärkere Götter, zu denen ich beten könnte – aber ich fürchtete, der stärkste war das Huuru-Ding, dessen Abbild ich in unserem Gottling gesehen hatte; doch der Gedanke daran schwand jetzt sogar – oder war das einer seiner Tricks? Ich wollte mich in Mutter Reethe verbergen, aber ich hatte Angst, daß sie mir an diesem unheilvollen Morgen den Rücken zukehren würde, entsetzt über das, was ich getan hatte. Ich wurde das eine, vor dem ich am meisten Angst hatte ... Sex und Eigen-nutz standen zwischen mir und dem Tao ...all die Körper, mit denen ich geschlafen hatte ... ich hatte die Wünsche des Augenblicks über die Götter gestellt ... ich fühlte mich benutzt und schuldig und voll Scham ... in dem grellen Licht fühlte ich mich verbrannt, an niemanden konnte ich mich wenden, nicht einmal an die Götter. Als Seele hatte ich jetzt keinen Wert mehr; wegen der Dinge, die ich gewesen war und getan hatte, war aller Geist, den ich gehabt hat-

te, aufgebraucht und verschwunden. Ich bezweifelte, daß ich je wieder etwas empfinden könnte. Ich hatte nicht die Kraft zu heilen.

Aber ich fand eine schattige Allee und einen Stein, auf den ich mich setzen konnte. Ich legte meinen Kopf auf die Knie, meine Arme um den Körper und saß dort lange, lange Zeit. Schließlich versuchte ich zu beten. »Bitte, Mutter Reethe, wende nicht deinen Haß gegen mich; ich weiß, was ich falsch gemacht habe. Ich war dumm und eigensüchtig, und ich habe meinen Körper zum Vergnügen und zur Selbst-Befriedigung benutzt – aber, bitte, wende dich nicht von mir ab. Bitte – wenn von meiner Seele nur ein wenig von Wert übriggeblieben ist, laß mich von diesem schrecklichen Ort entfliehen, denn ich habe noch immer das Verlangen danach. Ich erbitte nichts anderes von dir, nur die Erkenntnis, daß du dich soviel um mich sorgst, daß du mich nach Hause gehen läßt.« Ich wollte sagen: »Bitte, gib mir etwas Hilfe, so daß ich wieder ein Teil von dir sein kann«, aber ich befürchtete, daß ich damit zuviel verlangen würde – vielleicht war ich ihrer Hilfe nicht mehr würdig; vielleicht war ich so verdorben, daß sie mich nicht mehr in ihrem Innern annehmen konnte.

Nein, alles was ich wollte, war zu entkommen. An Vergebung wagte ich nicht zu denken.

Man sagte, daß die Heilige Mutter alle Gebete hört; niemandes Seele ist jemals so sehr aufgezehrt,

daß sie sie nicht mehr wahrnimmt. Wenn du den Willen zum Beten hast, dann ist da noch etwas, das ihrer Berührung wert ist; und sie wird auf ihre Art danach greifen. Allein das Gebet, so sagt man, reicht aus, um dich an ihren großen Strömungen teilhaben zu lassen. Ich hoffte, daß das so stimmte – wozu waren die Götter denn gut, wenn sie nicht da waren, wenn du ihrer Hilfe bedurftest? ›Mutter Reethe, ich bedarf deiner Hilfe.<

Nichts schien zu geschehen – außer daß ich ein wenig ruhiger wurde; aber das war ja auch schon etwas. Nach einiger Zeit machte ich mich wieder auf den Weg. Auf was für eine Antwort ich hoffte, wußte ich nicht – aber ich hörte in der Allee gar keine Antwort. Alles, was mir widerfuhr, war die Einsicht, daß ich mir selbst helfen mußte, wenn die Heilige Mutter mir nicht helfen wollte. Irgendwie.

Irgendwie fand ich den Weg zum Hafen – dort war es so hektisch wie immer. Mein Sendungsbewußtsein war dahin; ich hatte mich in meine Enttäuschung gefügt und bewegte mich teilnahmslos. Wenn mir Entkommen möglich war, dann würde es auch schon geschehen; und wenn nicht, dann eben nicht. Ich ging zum Hafen, weil ich nicht wußte, wo ich sonst hätte hingehen können. Und dort fand ich einen Klipper, die Masten ragten hoch gegen den westlichen Himmel auf, die Segel waren gerefft – sie schienen zu warten. Sie hatte kurz vor dem Ufer Anker geworfen,

während die Beiboote an Land kamen, um Vorräte zu holen. Ihr langer weißer Rumpf erhob sich hoch über die Wellen, sie schien fast so hoch wie lang zu sein, und ich bewunderte sie ohne Hoffnung aus der Entfernung. Sie war nur ein weiteres Schiff, das nach Osten segeln würde, selbstverständlich – aber als ich ihre Seeleute befragte, erzählten sie mir, daß sie nach Süden fahren würde; sie waren in Eile, vor ihnen lag eine lange und tückische Reise, ihr Ziel war der Polarkreis. Das Schiff hieß Swale Friend, die Passagiere waren meist Wissenschaftler; aber an Bord gab es auch einige Leute, die reich und verängstigt waren, die Besitzer des Schiffs und ihre Freunde. Die Wissenschaftler wollten die Wirkungen bestimmter Strahlungen des südlichen Magnetkerns studieren. Die anderen, die wohlhabenden, furchtsamen Leute, glaubten, daß die Stabilität der Eiskappe und ihre beständige Witterung sie vor der zerstörerischen Kraft von Wind und Hitze schützen könnten. Die Polartage kennen keine Dunkelzeiten; was immer mit dem Bio-Kreis des Globus passieren würde, die Eiskappen würden mit Gewißheit sicher bleiben; die Temperatur mochte ein oder zwei Grad steigen, vielleicht auch ein bißchen sinken, aber Anstieg oder Absinken würden nie so ernsthafte Folgen haben, wie sie anderswo auftraten. Auf diese Weise könnten sie dem Hitzesturm entkommen, glaubten sie.

Irgendwie brachte ich es fertig, an Bord zu kommen – ich hatte gelernt, daß ich etwas besaß, mit dem ich handeln konnte: meinen Körper. Oh, Mutter Reethe, ist das der Preis? Zwar ist es seit der Ankunft der Erdik unmodern, es zuzugeben, aber Kinder im Glanz des Errötens werden als bevorzugte Bettpartner angesehen – und so eines war ich. Es ist keine Schande, sich mit den Jungen im Anfangsstadium des Errötens zu vergnügen; es ist eine Ehre, ihnen bei der Gestaltung ihrer WAHL zu helfen; aber die Erdik lehrten uns die Scham, sie unterstellten, daß Kinder keine Gefühle hätten, also ist es Unrecht, Gefühle mit ihnen zu teilen, folglich taten wir es, ohne es zuzugeben – aber wir taten es.

Ich schämte mich jedenfalls nicht, damals nicht und später nicht – nach der vergangenen Nacht konnte ich mich für gar nichts mehr schämen; mir war ohnehin nichts geblieben, für das ich Gefühle hegen konnte, also entschuldige ich mich nicht für das, was ich tat. Es war eine Möglichkeit des Entkommens – ob nun von Reethe oder dem Kobold Dakka geschickt, es war gleichgültig. Es war die Möglichkeit zu entkommen, und ich ergriff sie.

Ich hatte nie geglaubt, daß ich attraktiv sei, aber offenbar war ich es für jemanden; ich befand mich im Prozeß des Errötens, und es gab welche, die ihren Arm um eine Junge legen und wieder an den Mysterien der WAHL teilhaben wollten. Ich war eine Jun-

ge – und ich ließ es zu, daß mich wieder ein Matrose benutzte. Ich traf einen jungen Matrosen, nicht sonderlich hübsch, auch nicht sonderlich zuvorkommend; aber sie hörte sich meine Geschichte an, und als ich sie inständig bat, mich mit an Bord des Schiffes zu nehmen – ich würde alles dafür tun –, nahm sie mich mit. Sie mußten in Cameron ankern, und von dort aus könnte ich nach Hause fahren. Ich würde alles dafür tun ...

Und so nahm sie mich mit. Sie benutzte mich zwei Nächte lang, dann langweilte sie meine geringe Begeisterungsfähigkeit, und sie überließ mich einem anderen Matrosen; sie war älter, dakkaisch und zärtlicher. Für eine Zeit glaubte ich, ich liebte sie – nicht so, wie sich Liebende lieben, aber zumindest in dem Sinne, daß wir aufrichtig in der Art und Weise waren, in der wir gegenseitig unsere Körper benutzten. Und wir beide waren gegenüber den Bedürfnissen der anderen sehr rücksichtsvoll, so als ob wir erkannten, daß wir keine andere Wahl hatten; die Alternative war, in der engen Kabine herumzutoben. Jedenfalls war ich auf dem Schiff.

Auch andere Matrosen hatten ihre Geliebte mit aufs Schiff gebracht, sowohl Reethische als auch Dakkaische, aber die anderen bildeten eine eigene Gemeinschaft und betrachteten mich als Außenseiter und Eindringling, eine Hure für jedermann, die sich von Hafen zu Hafen durchschlief, die das Meer nicht

wirklich liebte. Wenn ich noch keine Hure war, dann war ich aber zumindest auf dem besten Weg dahin. Sie machten sich über mich lustig und taten mir weh; ich hatte mich in der Kabine versteckt, um ihnen fernzubleiben, aber wir teilten sie mit zwei anderen, die darin schliefen, wenn wir wach waren; deshalb mußte ich diese Zeit auf Deck verbringen und war diesen höhnischen, feindseligen anderen ausgeliefert. Wie ich mich bemühte, ihnen klarzumachen, daß sie falsch lagen – aber jedes Wort, das ich sagte, diente ihnen nur als Beweis dafür, daß sie recht hatten. In ihren Augen war ich einfältig und naiv, idealistisch, unerfahren, egoistisch, und – das Schlimmste von allem – ich stammte aus einer besseren Familie als sie – das konnten sie mir überhaupt nicht verzeihen. Ich versteckte mich im Bug und versuchte, mich von ihnen fernzuhalten. Ich fühlte mich verzweifelt und schmutzig, ich fühlte mich verdorben, weil sie mich wie den letzten Dreck behandelten – als bestätigten sie nur das bittere Urteil, das ich über mich selbst gefällt hatte. Nun, ich steckte voller Häßlichkeit und Schande, nicht wahr? Nachts habe ich viel geweint. Ich versuchte mir selbst einzureden, daß sie wegen meiner Herkunft und meiner Erziehung eifersüchtig waren, daß sie neidisch darauf waren, daß ich das Schiff wieder verlassen würde, während sie für immer an es gekettet waren, aber das war bestenfalls ein ziemlich einsamer Trost, und es war so leicht, ih-

re Sicht der Dinge für die richtige zu halten – sie hatten mich als unberührbar eingestuft, als Außenseiterin, als Monstrum, und es gab nichts, was ich tun oder sagen konnte, was sie nicht gleichzeitig in ihrer Ansicht bestärkte. Mein Matrose, sie hieß Dew-Ayne, versuchte mich zu verstehen und mich zu trösten – ›Du bist etwas Besonderes, meine Süße‹, sagte sie. ›Hör nicht auf sie.‹ Und dann berührte sie meine Brüste, und ich fing wieder an zu weinen. Meine Tränen verwirrten sie – es schien ihr, daß ich zu schnell weinte; ich mußte eine Hornhaut um meine Seele wachsen lassen, so wie sie es auch getan hatte. Die anderen belästigten sie nie, es hatte keinen Zweck, sie aufzuziehen, das floß an ihr ab wie Wasser an einer Ölhaut; aber dieser Schutz konnte nicht auf mich ausgedehnt werden. Ihre Art, mich zu trösten, führte wieder zum Tanz von Lust und Liebe – die Bewegungen sind immer dieselben, ganz gleich, welche Gefühle ausgedrückt werden. Ich konnte ihr keinen Vorwurf daraus machen; ihre Geschicklichkeit bezog sich nicht auf Leute, sie hatte mit Segeln und Knoten, Meeren und Winden zu tun. Sie war eine geistig träge Seele, die den Unterschied zwischen Liebe, Lust und Sex nicht kannte, für sie war das alles ein und dasselbe. Ihr war im Leben nicht viel Gutes widerfahren, also nahm sie alle Vergnügungen, die sie kriegen konnte, und stellte keine Fragen; sie hörte nicht auf zu versuchen, so fortzufahren. Ich

war ein Altar, an dem sie sehnlichst zu beten wünschte, kaum mehr als das. Wenn es nicht funktionierte, wenn der Altar weinte und verwirrt schien, dann streichelte und tröstete sie ihn, bis ich mich beruhigte und entspannter wurde. Streicheln war in jedem Fall das Vorspiel – wenn ich einmal mit dem Weinen aufgehört hatte, dann konnte der Altar so benutzt werden, wie es Reethes Absicht war, und sie tat es. Es war die Art, wie ich benutzt wurde, die mich so verzweifelt machte.

Ich erreichte Cameron an Achtzehn, ein weiterer zerstörter Dunkeltag – jetzt waren sogar die Leuchtfeuer von Lagin verschwunden. Tief im Westen war allerdings das Blinken des Bogin-Satelliten zu sehen – eines Tages würde dort ein Monduntergang sein, ein Schutzschirm für das Meer, der sich schon jetzt auffüllte. Ich hatte noch ein gutes Stück vor mir, ein wenig nach Norden jetzt, Hauptrichtung Westen. Von Cameron nach Lone, nach Ellastone und Fire Wall, Hard Landing und dann nach Hause, so hoffte ich.

Ich stahl ein Boot. Die Hafenanlagen waren verlassen, die Einheimischen waren aus Angst nach Osten geflohen. Katamarane und Dingis waren überall angetäut, aber die wenigsten konnte ich in Bewegung setzen. Ich suchte mir ein Boot aus, ging dann in die Stadt zurück und kaufte einige Lebensmittelvorräte – Dew-Ayne hatte mir etwas Geld gegeben, und ich hatte es, ohne mich zu schämen, angenommen –

dann ging ich zum Hafen und nahm das Boot. Ich sagte mir, daß es verlassen war, daß ich es viel dringender benötigte und daß das, was ich tat, notwendig war. ›Tut mir leid, Mutter Reethe, aber ich bin jetzt seelenlos, ich kann mich dafür nicht schuldig fühlen, denn ich habe noch viel Schlimmeres getan! Außerdem wurden alle schlimmen Dinge im Namen der Tugend getan.‹ Das Schiff hatte ein einziges Segel und einen kleinen Kraftfeld-Motor, für den Fall, daß der Wind einmal ungünstig stand. Ich hatte fast sofort Gegenwind – Reethes Art, mir eine Warnung zuzusenden? – und benutzte den Motor, um die Richtung nach Kossarlin einzuschlagen. Ich konnte zu Hause sein, bevor der lange Sonnentag begann.

Der Dunkeltag tauchte hinter mir im Osten unter, und die Sterne kamen wie Juwelen heraus. Ich sah den Bogen von Tangos Armen, die den Säugling Graye wiegten; wenn man, der Blickrichtung des Säuglings folgend, nach Norden schaute, konnte man den Pilgerkurs ausfindig machen, der von der knarrenden Hand überdeckt wurde. Ein heller roter Stern mit dem Namen Chhorizont markierte das Herz der Dunkelheit; der Stern wurde Blutstein genannt und soll der Sage nach Ursprungsort all der üblen Streiche sein, die Dakka uns je gespielt hat. Ich steuerte so, daß das Bogin-Leuchtfeuer vor mir auf der rechten Seite blieb. Ich mußte an Wullawen und dem Kreis des Van-Cott-Kraters vorbei, dann durch die

Crabtooth-Meerenge mit Hard Landing direkt dahinter, dann kam mein Zuhause. Ich segelte zehn Stunden nach Westen mit einer leichten Abweichung nordwärts. Ich betrachtete die Sterne und zitterte unter dem Umhang, den jemand in der kleinen Kabine liegengelassen hatte. Ich beobachtete, wie das Boggin-Leuchtf Feuer am Himmel emporkroch, und ich wußte, daß ich fast zu Hause war, wenn es den Punkt in der Mitte zwischen Zenit und Horizont einnahm. Ich empfand es als gespenstisch, unter einem Himmel zu segeln, der kein Zenit-Leuchtf Feuer besaß. Ich fühlte mich nackt, schutzlos – aber das Leuchtf Feuer war abgestellt worden, um unachtsame Reisende davor zu bewahren, in die unbeschilderten Gewässer zu segeln. Nur ein Narr würde seinen Kurs nach einem leeren Himmel bestimmen.

Dämmerung wird als der Augenblick definiert, in dem genug Licht vorhanden ist, um einen schwarzen Faden von einem weißen zu unterscheiden. Es war kurz nach der Dämmerung, als ich aufstand und Easterlin sichtete, unseren schroffen Grenzfelsen. Dahinter leuchtete eine Sonne weiß und unheilverkündend, aus dem Schlaf unter den dunklen Wellen erwacht. Sie stieg am düsteren Horizont auf. Sie warf ihr Auge wie geschmolzenes Licht auf die bleiche Schüssel des Meeres; um sie herum war der Himmel rosarot. Vor mir streckte sich mein Schatten übers Wasser. Ich konnte den Meeresgrund sehen; Pflan-

zen und Korallen bildeten einen Unterwasser-Garten. Morgenfische schnellten durch die Luft, sie spielten mit den Bewegungen des glitzernden Lichts Fangen; sie blitzten durch sprühendes Wasser. Da waren die Shallows, und ich mußte auf die Navigation achten. Der Katamaran hatte einen flachen Rumpf, aber trotzdem mußte ich auf Korallenriffe und spitze Felsen aufpassen. Bald würden Bojen auftauchen, die die tiefere Fahrrinne markierten, aber wenn ich es gemußt hätte, hätte ich die Strecke auch zu Fuß gehen können – im Durchschnitt war das Meer hier nirgendwo tiefer als einen Meter. Auf dem Meeresgrund waren bunte Muscheln und wogende Pflanzen, und ich glitt wie eine Taube über sie hinweg. Das Wasser war so klar, als befände ich mich über einer weiten, wunderbaren Landschaft... Kurz danach tauchte Kossarlin am Horizont auf. Mein Schatten war inzwischen kürzer geworden, zeigte aber immer noch genau auf die Insel; das Boot brachte meinen Schatten in schneller Fahrt nach Hause. Selbst aus dieser Entfernung konnte ich erkennen, daß vieles nicht stimmte. Vom Ufer stieg Rauch auf – nicht viel, nur der schwelende Überrest eines größeren Feuers. Als ich näherkam, konnte ich erkennen, daß die Vegetation auf der einen Seite des Berges weggebrannt war. Der Rest der Insel sah braun und verbrannt aus. Sechs lange Sonnentage ohne Schirm waren vergangen – ich hatte Angst vor dem, was ich

finden würde. Und zum ersten Mal fragte ich mich, warum ich hierhergekommen war. Es hatte keinen Zweck, an einem Ort zu bleiben, der unbewohnbar geworden war. Und dennoch konnte ich mir nicht vorstellen, daß meine Familie aus ihrer Heimat flüchtete ...

Am Kai waren keine Boote festgetäut, außer dem auffälligen Dingi von Thoma; ihre einzige Extravaganz war die bunte Filigranarbeit, die wir in einer Laune von Einfalt angebracht hatten, jetzt sah sie wie gebacken aus. Die ganze Farbe blätterte ab. Ich vertäute mein Boot und rannte in schrecklicher Angst den Pfad hinauf; während ich rannte, knirschte das verbrannte Moos unter meinen Füßen wie die Knochen winziger Lebewesen. Die zierlichen Himmelfeder-Bäume auf beiden Seiten des Pfads waren verwelkt und hatten ihre schattenspendenden Blätter verloren. Die Farnpflanzen lagen verdorrt am Boden, ihre Blütenblätter sahen wie Leichentücher aus. Alles war still. Es gab keine Vögel, keine Käfer, nichts sumnte, nichts flatterte, krauchte, kletterte oder hüpfte. Keine Mäuse, keine Motten, keine Libellen, keine Eidechsen. Keine Flügel, keine Beine, keine Schnäbel – keine Stimmen. Alles war mit einem Schleier, weiß wie ein Grabstein, bedeckt, eine stau-bige Pulverschicht wie Asche – aber feiner, wie niedersteigender Rauch –, die die Welt in die graue Stimmung der Verzweiflung tauchte. Es war ein Land

toter und sterbender Dinge – das war der Tod der Hoffnung. Alles war grau. Kossarlin erwartete, erneut ins Feuer einzutauchen.

Die Familienkuppel war eingefallen wie ein Ball, den man durchbohrt hatte. Ein Sturm? Ein Brand? Das war gleichgültig, ich konnte es nicht erkennen – die eine Hälfte war Asche, die andere Hälfte durchweicht. Überall waren brackige Wasserlachen. Kuvigs Stolz, ihre seidenen Vorhänge, waren um einen gestürzten Balken drapiert und hoffnungslos verdeckt. Und hier ... Sukos selbstgemachter Kerzenständer ... und die Bettgestelle und die Stühle ... und die Porzellanschüssel, aus der ich immer meinen Reis aß ... und diese Tasse, die dort in Scherben lag, das war meine Lieblingstasse; wenn man sie bis zum Grund austrank, grinste einen ein fetter grüner Frosch an. Nun hatte der Frosch sich in Splitter aus Glas und Ton verwandelt, verloren in der Asche. Ich stieß einige Balken beiseite und ging ins Kinderzimmer, wo ich ein paar Kleinigkeiten zurückgelassen hatte. Ich sah eine winzige hölzerne Hand, die hinter einem verkohlten Holzgestell hervorragte.

Es war Gahoostawik, ihr verkohlter Körper. Ihr Gesicht war weggebrannt, sie hatte einen Arm verloren, beide Beine waren zerbrochen und hingen bizarr am Rumpf, aber ich erkannte sie trotzdem und preßte sie fest an mich. Und ich weinte – ich hätte sie vorher dem Meer zurückgeben sollen, anstatt sie leben

zu lassen, nur damit sie soviel Leid sah.

Ich erinnerte mich an etwas, das Suko sagte – jeder Augenblick ist eine Tür, und wenn du einmal durch sie geschritten bist, bleibt sie dir für immer verschlossen. Was auch immer geschieht, es ist vorbei; wie meine Geburt ist das ein Teil meiner Erfahrung. Ich konnte nicht zurückkehren und es besser machen, es war Tatsache, und ich stand hier und mußte daraus das Beste machen. Heute wußte ich, daß meine Kindheit vorüber war, die Tür zu ihr war verschwunden. Mein Körper würde das bestätigen. Irgendwann in den zwanzig Tagen seit Option hatte ich das zweite Erröten durchgemacht, fast unbemerkt – ich konnte die Zartheit meiner Brüste und Warzen spüren, sie verkündeten, daß ich Reethe gefolgt war, meine Seele dagegen war ... niemandem gefolgt.

Da stand ich in der Asche meines Zuhauses, wußte nicht, wo meine Familie war, zu benommen und betäubt, um zu weinen. Ich ging nur umher, hielt die kleine tote Gahoostawik und hatte auf meinem Gesicht und meinen Händen Schmutzflecken von ihrem verkohlten Körper. Ich ging in den Garten hinaus, schwarzgebackener Dreck und wieder die überall vorhandene Asche. Da standen Schilder für all die Seelen, die ich gekannt hatte: Großonkel Kossar, Baby Kiva, Toki, Baby Leille, Jasper, Fellip, Dardis, Thoma, Baby Nua, Kinam, Potto, Kirstegaarde und Suko. Es traf mich wie der Blitz: Die Hälfte der Leu-

te, die ich am meisten geliebt hatte, war tot.

Ich weinte lauthals. Ich jammerte. Ich schluchzte. Ich brüllte und ich fluchte. Ich schimpfte und stampfte und schrie. Ich tobte und klagte und machte meinem Kummer mit quälendem Keuchen Luft. Und schließlich brach ich vor den Schildern völlig erschöpft zusammen. Hier gab es immerhin noch Hoffnung – jemand hatte sie so sehr geliebt, daß sie diese Schilder aufstellte; das bedeutete, daß jemand überlebt hatte. Hojanna? Porro? Kuvig? Orl? Wer?

Mir wurde klar, daß ich nicht bleiben konnte. Die Sonne stieg auf zur Dunkelzeit, die es nicht geben würde. Es wurde wärmer. Ich trug immer noch meine kleine, dumme Puppe – warum war sie nicht schlau genug gewesen, wegzugehen? Und doch, ich war trotzdem froh, sie zu sehen, selbst in diesem Zustand – war sie genauso töricht wie ich gewesen? Ich war vierzehn Tage übers Meer gereist, um hierher zurückzukehren; hatte sie hier auf mich gewartet, hatte sie gewußt, daß ich kommen mußte? Gahoostawik hatte es ihr einfältiges, hölzernes Leben gekostet, mich hatte es meine WAHL gekostet.

Ich wickelte sie in einen der Vorhänge Kuvigs und setzte sie in Thomas Dingi. Ich band es vom Kai los und stieß es ins Meer hinein. ›Bitte, nimm sie ...‹ sprach ich ein Gebet zu Reethe. Man mag für seine Spielsachen zu alt werden, aber man hört nicht auf, sie zu lieben. ›Auf Wiedersehen, kleine Freundin.

Warte auf der anderen Seite auf mich.« Und dann, »Bitte, Mutter Reethe, nimm dich ihrer an; sie ist ein gutes Kind.«

Und dann war ich wieder in meinem Boot – ziellos trieb ich auf einem heißen, schwarzen Meer, das nach Fäulnis und Unrat roch. Der Wind war so tot wie die Insel – als hätte die Welt den Atem aus Angst vor dem kommenden Feuer angehalten. Ich war müde, enttäuscht und voll Furcht – unsicher, wohin ich fahren sollte – und dann kletterte die Otter an Bord des Bootes, sie war so riesig, daß sie die Große Otter aller Ottern im Meer sein mußte. Sie schaute mich aus riesigen dunklen Augen an, blinzelte die Wassertropfen hinweg, wischte über ihre Schnurrhaare und beobachtete mich aufmerksam. Ich hielt ihr einen Fisch hin, aber sie starrte mich ununterbrochen an. Schließlich räusperte sie sich und sagte: »Du bist Jobe?« Ich nickte. »Segle nach Westen«, sagte sie. »Segle nach Westen und Norden.«

»Tiefer in den Kreis hinein?« fragte ich – aber sie hatte sich schon umgedreht und war wieder im Wasser verschwunden; keine Welle kräuselte sich, sie hinterließ nur einen nassen Fleck auf der Bootsleinwand.

Und dann, wie zur Bestätigung, erscholl von oben ein Schrei – da war ein Vogel, wie ich ihn noch nie gesehen hatte; riesig groß und ganz weiß, zu groß, um eine Möwe zu sein, mit viel zu sanfter Stimme –

und sie schrie wie ein neugeborenes Baby, das nach Luft schnappt. Verzweifelt. Sie kam aus dem Osten, hinter mir, herangeschossen, als wäre sie aus dem Nona-Schirm erschaffen worden – aber sie flog nicht; sie war hoch oben und wurde von einem kreisenden Wind getragen; sie war in seltsame Fetzen gehüllt, die um sie herumwirbelten und an ihr zerrten. Der Vogel kämpfte, um aus ihrem luftgesponnenen Gefängnis auszubrechen, aber vergebens – sie schrie wie ein Baby, trieb schnell nach Westen ab, immer weiter nach Westen, ihre Selbstkontrolle war nur Illusion. Ihre Schreie hingen noch lange, nachdem sie verschwunden war, in der Luft. Ich segelte ihr nach. Ich weiß nicht, warum.

Ich segelte westwärts, in die Leeren Gebiete des Westens und Nordens. Die Sonne erreichte den Zenit und weigerte sich zu verschwinden. Ich rieb meinen Körper mit Öl und Asche ein, um mich vor ihren Strahlen zu schützen. Wenn die Hitze zu groß wurde, tauchte ich für einige Zeit mit einem Seil um den Körper ins Wasser und schwamm oder ging hinter dem Boot her. Auf dieser Seite war das Meer noch seichter; das einzige tiefe Wasser in der Nähe der Kossarlins war auf der Nordseite der Insel; die Kalte Sandbank, wo ich einmal in einem Unterwasser-Strudel gefangen war.

Ich tauchte ins Wasser, um mich abzukühlen, dann ölte ich mich wieder ein, dann tauchte ich wieder

und ölte mich erneut gegen die Sonne ein – so wechselte ich dauernd ab und segelte ständig nach Westen. Die Sonne blieb im Zenit stehen, und die Temperatur erreichte sechzig Grad und stieg weiter an. Vermutlich habe ich das Bewußtsein verloren ...

Als ich wieder zu mir kam, stand die Sonne noch immer über mir, immer noch hell und weiß brennend – aber ein kalter Hauch strich wie ein Geist über meinen Körper. Zuerst wurde ich mir meines Durstes bewußt und lehnte mich über den Bootsrand, um mich am kühlen Meerwasser sattzutrinken. Meine Kehle war rauh, ausgedörzt und schmerzte, und ich hielt mein Gesicht und die aufgesprungenen Lippen so lange ich konnte unter Wasser; ich konnte nicht genug bekommen, so süß und kalt war das Wasser. Nur ganz allmählich wurde mir bewußt, wie kalt die Luft war. Ich stand da, verblüfft, nackt und schwarz und ölig, mit Asche beschmiert, und schaute mich um. Die Sonne war noch so heiß wie immer, das Meer und der Himmel waren blau wie die Augen eines Stachelfisches. Aber die Luft war erschreckend kalt. Ich zitterte mitten an einem brennenden Sonnentag und fragte mich, ob das ein Wunder Reethes war, um mein Leben zu retten.

Es war kein Wunder – es war die Warnung vor einer noch größeren Katastrophe, die sich ereignen sollte. Das wußte ich zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht; mir schien das wie eine Gnadenfrist, die Hand

Reethes hatte sich hinabgestreckt, um mich zu schützen, so wie sie Lono und Rurik in der Legende geschützt hatte. Aber ich war noch nicht bereit zu sterben; ich setzte alle Kraft, über die ich noch verfügte, ein, um in Richtung des Bogin-Kreises zu segeln; dahinter lag die Astril, vielleicht Sicherheit. Ich drehte den Motor auf höchste Geschwindigkeit, mir war es ganz gleich, ob ich ihn ausbrannte. Eine innere Stimme riet mir, die Lagin so schnell wie möglich zu verlassen. Die kalte Luft jagte mich nach Westen, wurde die ganze Zeit über immer kälter, ließ mich schauern – ich hatte keine Decke mitgenommen, der Umhang reichte nicht aus. Ich tauchte ins Wasser, um mich aufzuwärmen, band mich dabei am Boot fest, so daß es mir nicht entweichen konnte. Hinter mir donnerte und grollte es ...

Folgendes war geschehen: Die Erhitzung des Lagin-Kreises hatte rund um die Grenzen der benachbarten Kreise Stürme ausgelöst. Die Stürme hatten Erdbeben ausgelöst – die Erdkruste Satlins war von den Stößen, die sie vor einem halben Jahrtausend hinnehmen mußte, immer noch geschwächt – die Beben hatten neue Vulkane ausgelöst; riesige Vulkane, die Asche in den Himmel und Magma in die Ozeane schleuderten. Das Südriff öffnete sich wieder weit nach Süden, bis hin zur Polarkappe; ein Teil von ihm war wohl aufgebrochen und hatte große Eisbrocken lawinenartig in das brodelnde Magma gegossen – sie

verwandelten sich zu Wasserdampf, Explosionen, gewaltig, brüllend, wasseraufpeitschend ... Milliarden Tonnen Eis wurden zu Wasserdampf... die Hitze brach die zersplitterte Erdkruste Satlins noch einmal auf ... aus dem Polarkreis wurden immer größere Stücke herausgebrochen, bis ... schließlich krachten und bebten große Stücke des gefrorenen Bodens, bis sie losgerissen wurden. Sie waren schon vorher nur lose mit ihrem Untergrund verbunden, jetzt glitten sie von den sich senkenden Gesteinsschichten weg ins Meer hinein, in das Inferno aus Feuer und Dampf, das mit der gleichen Gewalt explodierte, wie es sich beim Aufprall der Eis-Asteroiden entladen hatte. Wüste Kaltluftstürme wehten in alle Richtungen, Wolken aus überhitztem Wasserdampf; Nebel und Feuer jagten hinter ihnen her. Aufgewühlte Wasserfronten rollten schon nach Norden. Die kalte Luft, die ich spürte, war nur der erste Hauch von Reethes Rache gegen die Sonne – sie konnte sehr heftig werden, wenn sie ärgerlich war, noch wilder als Dakka jemals sein konnte. Die Inseln hinter mir wurden plattgewalzt, als schließlich die Mauern aus Wasser ankamen, die zerschmetterten Gebirge vor sich herschoben. Die ganze Südliche Region wurde getroffen – Cameron wurde verkleinert, Fire Wall wurde zermalmt, Wullawen wurde überflutet, die Swale Friend und ihre Besatzung wurden nie wieder gesehen, Hard Landing verschwand unter den Wellen, Kos-

sarlin wurde ...

Die kalte Luft rettete mich vor der Sonne – aber in dem Sturm, der darauf folgte, könnte ich sterben. Die Luft war grau, dann trübe, dann noch dunkler – Sturm und Donner blitzten am Himmel, als riesige Massen aufgeladener Luft sich rund um die Erde wälzten. Das Wasser schwappte in großen, trägen Wellen und klatschte auf meine Haut ... das Boot wankte und taumelte ... Als das Segel sich vom splitternden Mast löste und herunterkrachte, stieg ich wieder an Bord und wickelte mich in die Leinwand ein. Ich band mich an dem abgebrochenen Maststumpf fest und betete darum, daß wir auf dem Kamm der zu erwartenden hohen Wellen bleiben würden ... ich hatte Angst, zu Reethe zu beten, sie war schon zornig genug ... Hagelkörner prasselten eisig vom Himmel. Der Sturm wurde immer schlimmer, und ich fiel wieder in Ohnmacht. Ich erinnere mich, daß ich auf einem ruhigen, grauen Meer aufwachte, während der Regen ringsherum niederklatschte; aber ich konnte nicht erkennen, ob es Dunkeltag oder ein bedeckter Sonnentag war. Ich schlürfte Wasser – es schmeckte nach Asche, alles mögliche schwamm darin herum, und ich brach es wieder aus.

Ich kam in ein Krankenhaus im Astril-Kreis. Ich wußte nicht, wie ich dort hingekommen war; sie hatten auch keine Aufzeichnungen darüber. Ich vermute,

daß mich irgendein Rettungsschiff gefunden hat. Nachdem ich mich erholt hatte, blieb ich eine Zeit dort und half bei der Versorgung der anderen Flüchtlinge; das war das wenigste, was ich tun konnte. Irgendwann in diesen Tagen muß ich das endgültige Erröten durchgemacht haben; ich bemerkte es kaum. Verschwommen muß mir bewußt geworden sein, daß ich eine Trau war, eine Trägerin von Verantwortung, eine Quelle der Stärke, ein Stück von Mutter Reethe auf der Erde. Und ich wollte das gar nicht sein, ich wollte es nicht. Ich verzweifelte an dieser ganzen Verantwortung, denn sie wurde mir aufgebürdet, ob ich sie nun wollte oder nicht. Ich wollte Dakka sein, ich wollte frei sein. Und ich wollte noch weiter nach meiner Familie suchen, dann könnte ich in Mamas Schoß weinen. Schließlich zog ich los. Ich verbrachte lange Stunden im Gebet, befragte die einzelnen Stationen des Orakels, wobei ich die Kügelchen zählte und sang, ich versuchte allen Sinn meiner Persönlichkeit in der großen Zeitlosigkeit des Gebets auszulöschen. Ich fragte mich, ob ich eine Watichi werden sollte – eine heilige Person. Watichi brauchen nichts zu besitzen, weil Watichi niemals etwas brauchen. Eine Watichi muß man ernähren, bevor man selbst ißt, denn sie hat ihr Leben aufgegeben, um ein Moment der Götter zu werden. Ich hatte die Fähigkeit, dachte ich, ich hatte sie gezeigt, als ich verzaubert war – aber als ich verzau-

bert war, hatte ich eine böse Stimme auf die Welt losgelassen, ein Huuru-Dmg. Ich hatte es im Sturm heulen gehört; eines Tages würde es zu mir zurückkommen. Was konnte ich für eine Watichi sein, wenn ich so gehetzt wurde?

Eine Zeitlang wurde ich verrückt. Darin war ich nicht allein. Viele hatten das Lagin-Feuer nur überlebt, um anschließend verrückt zu werden; nicht verzaubert, das wenigstens war angenehm – es war verrückt, wild, rachsüchtig. Ich bewegte mich voller Schmerzen, und ich schlug auf alles um mich herum ein. Ich wanderte ziellos über die Oberfläche der Welt, über die Oberfläche meines Lebens, berührte nichts, damit nichts mich berührte. Haß war eine Wand, hinter der man sich verbergen konnte. Es war kein Weg, um zu leben, aber ein Weg, um zu überleben, und während dieser schrecklichen, schrecklichen Tage war Überleben genug.«

Allabar wurde für die Flüchtlinge geöffnet; dort gab es ein großes Hafenbecken und mehrere lange Kais, die für ein Erzprojekt, das nie in Angriff genommen wurde, erstellt worden waren. Es lag auf der Innenseite der Nolle-Sichel; in Cinne, Rann und dem nahegelegenen Mairel gab es landwirtschaftliche Ansiedlungen, also würde es auch ausreichend Nahrung geben; in Gowul und Trask gab es industrialisierte Dörfer, also würde es Maschinen, Arbeit und Hilfe

für das Flüchtlingslager geben. Jenseits der Bucht, auf der Sandar-Sichel, lag Wandawen, wo es eine Verbindungsstation zum Archiv der Behörde gab. Zum Dienstleistungszentrum des Allabar-Hafens wurde eine Leitung gelegt, und für die Flüchtlinge wurden mehrere Bildschirme installiert.

Jobe ließ ihren Namen registrieren, aber als er in die Datenbank eingegeben wurde, läutete keine Glocke; keinerlei Botschaft war hinterlegt worden, niemand hatte sich nach ihr erkundigt. Es gab auch keine Berichte darüber, ob Kuvig, Hojanna, Dorin, Orl oder Marne überlebt hatten. Nicht einmal über Tante William. »Aber laß den Kopf nicht hängen, kleiner Fisch«, riet ihr der beleibte Dakka in der Station. »Dieses Archiv speichert nur die Daten des Astril- und des Bogin-Kreises. Es wird einige Wochen dauern, bis wir alle anderen Kreise erfaßt haben; vielleicht gibt es dann etwas Neues.«

Jobe nahm ihre Papiere und wandte sich ab, um für die nächste Person in der Schlange Platz zu machen.

Allabar war ein karger Ort; seine Hügel waren braun und sahen verkümmert aus, die Klippen waren weiß und kalkhaltig. Schmuddelige Sträucher krallten sich fest an felsige Hänge. Heiße Winde zerrten an den Leinwandzelten; Sand und Flugasche krochen in Essen und Kleidung.

Das Lager lag auf einem nackten Hang, ein ver-

dorrter und trockener Felsstreifen. Es gab nicht genug Nahrungsmittel, um sie auf Ausflügen mitzunehmen, und wenn Jobe essen wollte, mußte sie früh am Küchenzelt sein. Die Behörde forderte jeden auf, eine Mahlzeit weniger zu sich zu nehmen; geh mit ein bißchen Hunger zu Bett, sagte sie, und dann wird der nächste auch etwas haben. Hunger war für Jobe einmal etwas Neues gewesen, eine merkwürdige Art von Schmerz; jetzt war dieser Schmerz ein ständiger Begleiter, jetzt wäre ein gefüllter Bauch etwas Neues. Das Essen wurde rationiert. Jobe stand mit all den anderen in der Schlange, um ihre zugeteilten Teigwaren, Milchspeisen und proteinhaltigen Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen. Manchmal gab es einen Fischeintopf und Kekse, manchmal gab es Reis, aber häufiger gab es Teigwaren, Milchspeise und Proteinstücke. Jobe wollte Speisen, die sie als solche identifizieren konnte, Obst und Gemüse, Fisch in Soße oder Öl, Flossenfilets, Muscheln oder Krebse, Melonenscheiben, eingemachte Wurzeln und Knollen, irgend etwas davon. Die Behörde sprach von Gebieten, die, wenn auch auf verkleinerter Fläche, rekultiviert werden sollten; die Lagen noch nicht (wenn überhaupt jemals), aber sicherlich die angrenzenden Schirm-Bereiche; sie würden eine Menge Getreide als Samen benutzen müssen. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, heute etwas weniger zu essen, damit wir morgen unsere volle Mahlzeit bekommen könn-

ten. Aber das Essen, das nach Allabar kam, war kein Essen, bestand nur aus verschiedenen Proteinarten, die man problemlos lagern konnte – wie Teigwaren, Milchspeisen und Proteinstücke. Sie sahen aus wie die Sachen, die die Erdik aßen, und sie schmeckten Stück für Stück so schlecht.

Sie schlief in einem Gemeindehaus nahe den Kais. Wenn es im Gemeindeladen Stoff gab, machte sie sich selbst einen neuen Kilt. Sie wusch sich in der öffentlichen Badeanstalt und trug alle ihre Habseligkeiten in einem Leinwandbeutel, der aus einem Stück Segeltuch genäht war, mit sich herum.

Sie versuchte, einen Anruf nach Strille auf Weeping Crescent unter dem Tartch-Schirm anzumelden, aber Porros Familie gab es dort nicht; ob sie nun weggezogen, zerstört oder gestorben war, wußte Jobe nicht; sie standen nicht mehr in den Verzeichnissen. Es gab keine Porro.

Jobe sehnte sich – nach Hoffnung. Etwas, für das sich zu leben lohnte.

Ein Ziel. Selbst Rache wäre für sie ausreichend gewesen, wenn sie sie bekommen könnte.

Sie verbrachte ihre Tage damit, in der Schlange zu warten. Sie wartete in der Schlange auf Essen. Dann wartete sie in der Schlange vor dem Empfänger, um zu erfahren, ob es irgendwelche Nachrichten von Großvater Kuvig oder den anderen gab. Sie wartete im Gemeindeladen auf Arzneien gegen den Husten,

den sie mittlerweile hatte, und gegen die Entzündungen an ihren Beinen. Manchmal wartete sie auf Kleidungsstücke. Dann wartete sie wieder in der Schlange auf das Essen. Schlangestehen war für Jobe etwas Neues; das war bis dahin auf Satlin unbekannt. Jobe mochte es nicht, sie verfluchte es als eine weitere Erdik-Erfindung.

Manchmal ging sie hinunter zum Ufer und lauschte den Spielleuten und Liedersängern. Manchmal schlief sie dort in einer der Strandhütten. Die Behörde wollte nicht, daß am Strand eine Budenstadt wuchs, aber sooft sie die Schutzhütten abrisen, so oft bauten die Flüchtlinge sie wieder auf. Manchmal teilte Jobe ihr Bett mit einer anderen einsamen Person, sie bemerkte kaum, ob sie dakkaisch oder reethisch war. Das war egal. Es war nur ein Widerhall ihrer fieberhaften Zeit in Tarralon.

Sie fing von neuem an, Erfahrungen über Sexualität zu sammeln. Es war nicht immer Vergnügen, und es war nicht immer Teilhaben; manchmal war es nur – etwas, um sich zu beschäftigen. Manchmal schuf es *größeren* Abstand zwischen zwei Leuten. Sie benutzten die Körper der anderen zu ihrer eigenen Befriedigung, jede redete sich ein, sie sei für einige Zeit nicht mehr einsam, aber statt Liebe gab es Lügen, und obwohl Jobe wußte, daß es so nicht sein sollte, war es so.

Lono und Rurik müssen eine Lüge gewesen sein,

entschied sie. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß solche Hingabe im wirklichen Leben vorkam. Sie waren Ausgestoßene, das war alles – das band die beiden aneinander; nicht mehr. Sie stellte sich vor, wie Lono sich mitten in der Nacht nach Rurik ausstreckte und mit den gemurmelten Worten konfrontiert wurde: »Bitte, laß mich schlafen.«

Meistens schlief Jobe allein.

Eines Tages sah sie ein vertrautes Segel im Hafen. Es war großflächig und quadratisch, leuchtend rot, und im Mittelpunkt war eine gelbe Sonne mit einem Auge darin.

»Sola!« Jobe flog förmlich über den hölzernen Pier und schrie die ganze Zeit. »Sola! Sola!« Weinend brach sie in Solas Armen zusammen. Sola schien jetzt größer zu sein, auch kräftiger – wo sie früher aus Seide und Pudding zu bestehen schien, war sie nun drahtig, geschmeidig und in Leder gehüllt. Jobe hielt sie ganz eng.

»Jobe, kleine Jobe! Was machst du hier? Bist du ganz allein? Wer ist bei dir? Komm, laß dich umarmen! Ich dachte, du wärest verlorengegangen – laß mich dich anschauen! Wie groß und hübsch du geworden bist. Große Reethe, du bist eine schöne Frau geworden, Jobe!«

Aber alles, was Jobe in Erwiderung tun konnte, war, sich so fest an sie zu klammern, wie sie es vermochte. Sie offenbarte ihren Kummer in gequältem

Schluchzen. Sie war so glücklich, sie zu sehen – so erleichtert, daß überhaupt jemand, den sie noch kannte, überlebt hatte –, und doch so traurig über die Erkenntnis, daß Sola die einzige sein könnte.

Sola strich ihr übers Haar und murmelte: »Ruhig, Kleine. Ganz ruhig. Jetzt bin ich hier.« Und sie hielt sie ein Stückchen von sich weg. »Meine kleine Jobe – als ich dich das letzte Mal sah, brachst du gerade nach Option auf. Wie bist du hierhergekommen?«

»Ich weiß nicht ... ich bin nur nach Westen gesegelt ... wie es mir die Otter gesagt hat.« Jobe schaffte es, einige Worte auszustoßen, aber sie weinte immer noch vor lauter Glück.

»Ich war im Norden«, sagte Sola. Ihr Gesicht strahlte. »Die Behörde hat endgültig beschlossen, eine Insel für ... für Personen wie mich bereitzustellen. Eine *offizielle* Zuflucht. Asyl, so heißt sie. Ich bin dabei, ein Haus zu bauen, Jobe. Mein eigenes Zuhause! Deshalb bin ich gekommen – hier kenne ich einige Leute, die auch dorthin kommen wollen.«

Jobe hörte schluckend zu weinen auf. »Wirst du heiraten, Sola?«

»Wer – ich?« Sola lachte. »Sei nicht dumm. Wir sind nur Freunde; aber Ausgestoßene müssen zusammenhalten.« Selbstbewußt fügte sie hinzu: »Vielleicht später einmal ...«

Jobe wischte über ihre Nase und betrachtete Sola – sie schien sowohl größer als auch kleiner zu sein;

größer, weil sie es vielleicht wirklich war, jedenfalls war sie jetzt schlanker. Kleiner, weil – nun, Jobe war jetzt ein bißchen größer. Aber da war noch mehr – Sola schien ... mehr Sola, als sie jemals vorher zu sein schien. Sola war eine Perle; *vorher* war sie in Melancholie gehüllt, jetzt leuchtete sie in innerem Glanz – als hätte sie beschlossen, stolz darauf zu sein, daß sie Sola war; sie stand aufrecht, das war es. Sie versuchte nicht, als Dakkaiker oder Reethische zu erscheinen, so wie es manche Ausgestoßene taten; ihre Kleidung war ehrlich und einfach, ein Kilt und eine Weste. Sola hatte kein Geschlecht, und es machte ihr nichts aus, daß andere es wußten. Auf merkwürdige Art steigerte das ihre Schönheit – Jobe konnte sowohl Reethe als auch Dakka in ihr erkennen, und beide wurden auf glänzende Weise zum Ausdruck gebracht.

»Sola ...«, fragte sie, »meine Familie – weißt du etwas über sie? Kuvig, Dorin, William, meine Mutter ...?«

Sola blickte traurig. »Ich habe gar nichts gehört, kleiner Fisch ...«

»Aber du warst in anderen Kreisen, nicht wahr? Du hast dich doch sicher bei jeder Station erkundigt?«

Sola schien sich nicht wohl zu fühlen. »Hmm ... nein, das habe ich nicht, Jobe ...«

»Ist dir das gleichgültig?«

»Ein wenig trifft mich das schon, aber ... ich bin nicht mehr die, die ich einmal war. Ich bin nun jemand anders.« Sola legte ihren Arm um Jobes Schulter. »Komm, wir wollen irgendwohin gehen, wo nicht so viele Leute sind.«

Jobe entzog sich ihr. »Sie sind dir gleichgültig, ist es nicht so?«

»Jobe.« Solas Augen blickten fest. »Sie sind schon seit langer Zeit nicht mehr meine Familie – das war schon vor dem Streit darüber, wer dich nach Option bringen sollte. Sie haben mich hinausgeworfen – o nein, nicht mit vielen Worten; aber ihre Herzen waren immer vor mir verschlossen, weil ich ihnen keine Kinder geben konnte, weil ich keinen Ehepartner in den Kreis bringen konnte. Ich liebe sie so, wie ich meine Kindheit liebe, aber das liegt jetzt alles hinter mir. Heute habe ich eine größere Familie, die mir etwas bedeutet. Mich selbst und andere, die wie ich sind. Wenn wir uns nicht um uns kümmern, wird es auch kein anderer tun.«

»Aber, Sola« – Jobe spürte wieder ihre Tränen rinnen –, »ich habe dich immer geliebt.«

»Das weiß ich, kleiner Fisch – und ich habe *dich* immer geliebt, aber das ist nicht die Art von Liebe, die ich am *meisten* brauche. Und du auch nicht. Was ich sagen will ist, daß es Arten von Liebe gibt, die nur für die Stärke sind, und andere, die zum Erwachsen werden nötig sind. Du bedeutest für mich Stärke

wie ich umgekehrt für dich – aber keine von uns ist für die wachsende Liebe geeignet, die die andere braucht. Und wenn du dich hinter der einen versteckst, wirst du die andere nie finden.«

»Ich wußte nicht, daß ... Abweichende lieben können. Ich meine, wirklich lieben.«

»Natürlich können wir es, du Dummes. Wir sind immer noch menschlich, oder?« Sie führte Jobe zum Kai hinunter. »Aber das ist eines der Dinge, die manche Leute immer noch nicht verstehen. Nun komm, laß uns hier weggehen, um ein bißchen miteinander zu reden. Ich glaube, die Familie wird sich zur Sash aufgemacht haben, aber vielleicht sind sie auch nach Cameron gegangen. Sie haben angenommen, daß du in Option sicher bist ...«

»Cameron ist ausgelöscht«, sagte Jobe.

Sola wurde ernst. »Dann sind sie möglicherweise in das Unwetter geraten. Tausende von Leuten sind verschollen ...«

So. Jetzt war es ausgesprochen. Jobe brach wieder in Tränen aus. Diesmal griff sie aber nicht nach Sola; sie stand auf dem Kai und weinte. Sola schaute bestürzt, aber in dieser Zeit war es ein gewohnter Anblick, daß eine Person plötzlich zusammenbrach und weinte, so daß niemand Notiz davon nahm.

Der Dunkeltag schimmerte ins perlende Leben. Die Bucht wurde von aufblitzenden Lichtern beschienen;

die Laternen des Lagers ließen eine märchenhafte Landschaft entstehen. Jobe und Sola saßen ein Stück am Ufer hinunter auf einer Landzunge. Hier gab es Bäume und Federgewächse. Sola hatte ein Würstchen und etwas Brot mitgenommen, dazu ein wenig Fischteig und Wein, und die beiden machten ein kleines Picknick zu zweit. »Ich werde heute abend abreisen«, sagte Sola. »Ist mit dir alles in Ordnung? Ich kann dir ein wenig Geld hierlassen, falls du es brauchst; ich kann von der Zuteilung, die mir die Behörde bewilligt, etwas absparen ... Ich wurde als Verwalter von Asyl eingestellt.«

Jobe blickte nachdenklich. »Wo ist Asyl?« fragte sie.

»Im Norden – es liegt unter dem Alten Schirm. Es war eine der ersten Wildnis-Inseln, aber sie wurde für so viele Tests benutzt, daß sie jetzt für nichts anderes mehr gut ist. Ihre Ökologie ist unausgeglichen – es gibt keine Kontrolle mehr; vielleicht hat man sie uns deshalb gegeben – wir sind ihnen auch nicht mehr wert.« Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Vielleicht können wir etwas daraus machen. Vielleicht wird es aus uns etwas machen.«

Jobe schaute sie an. »Sola ... nimm mich mit, wenn du fährst. Ich will nicht wieder allein sein.«

Sola schüttelte den Kopf. »Dir würde es dort nicht gefallen, Jobe. Es wird dort nur Abweichende geben. Du mußt mit Jungen, wie du selbst eine bist, zusam-

men sein; dann kannst du eine nette junge Dakka finden und eine Familie gründen.«

»Nimm mich mit, Sola«, beharrte Jobe. »Ich gehöre zu den Abweichenden.«

»Oh?«

»Ich ... Ich habe falsch gewählt.«

Sola zeigte keine Regung. »Glaubst du das tatsächlich?«

»Ich weiß es, Tante.«

»Du hast unrecht, Jobe«, sagte sie und streckte sich aus, um Jobes Arm zu fassen. Ihre Fingerspitzen waren wie weiche Watte, ihr Streicheln war ganz sanft und zart. »Du irrst dich wirklich. Du warst schon immer für Reethe bestimmt. Ich weiß das noch von Kossarlin.« Sie lächelte. »So geht es, wenn man überhaupt keine WAHL hat – wenn du ein Außenseiter bist, kannst du gar nicht anders, als die Dinge objektiv zu sehen. Du wirst es nicht sofort glauben, aber eines Tages wirst du es erkennen, wenn du dir selbst die Chance dazu gibst.«

Jobe gab keine Antwort. Sie legte ihre Arme um die Knie und zog sie ganz nah an ihre Brust, als zitterte sie vor Kälte. »Ich habe falsch gewählt«, beharrte sie.

Sola rückte näher an sie heran. Sie legte ihren Arm um Jobes Schulter und zog sie ganz nah zu sich. Jobe ließ sie gewähren; sie begrüßte die Berührung nicht, sträubte sich aber auch nicht dagegen – sie nahm sie

einfach hin. Gemeinsam betrachteten sie die schimmernde, gekräuselte Oberfläche der Bucht. »Hör mir zu, Kleine. Es ist ganz natürlich, Zweifel zu hegen. Jeder tut das. Ich habe in meinem kurzen Leben viele Dinge gesehen und getan; einige Dinge, die ich getan habe, sind alles andere als nett gewesen – so würden wenigstens die sogenannten netten Leute sagen; aber ich habe eine Menge dadurch gelernt, daß ich eine Außenseiterin war.« Sie zog Jobe ein wenig näher zu sich heran und fragte: »Wie wählen nach deiner Meinung die Erdik?«

»Sie wählen nicht«, sagte Jobe bitter. Jede Erwähnung der Erdik wühlte ihr Inneres auf. »Sie sind Tiere. Deshalb sind sie so ... schlecht und frustriert und unzivilisiert.«

Sola lächelte traurig. »Nun, ich gestehe, das ist eine Art zu erklären, warum sie so sind, wie sie sind. Aber ich glaube, daß sie eine WAHL haben. In irgendeiner Form.« Sie ließ den Gedanken offen, aber Jobe griff ihn nicht auf. »Wenn du versuchtest, sie zu verstehen, Jobe, könntest du einiges über sie erfahren – und ebenso über dich selbst.«

Jobs Antwort war kurz und unwirsch: »Was für eine WAHL könnten die Erdik schon haben?«

Sola zuckte die Achseln. »Denk darüber nach. Es muß einen Augenblick geben, den jedes Erdik-Kind erlebt, genau wie jedes Satlik-Kind das Erröten durchmacht. Es muß einen Augenblick geben, in

dem ein Erdik-Kind erkennt, daß es zwei Erdik-Geschlechtsformen gibt und daß ihr Körper schon an eine von beiden gegeben ist, daß sie keine WAHL zwischen Reethe und Dakka hat. Das Kind erkennt, daß die Hälfte ihrer Rasse sich von ihr unterscheidet, anders ist – und immer sein wird. Es wird eine Ebene der Erfahrung geben, die sie nie wirklich kennt und versteht. Weißt du, was mit ihnen geschieht, wenn sie sich dessen bewußt werden?»

»Sie drehen durch und tun anderen Leuten weh.«

»Manchmal«, seufzte Jobe. »Aber das ist der Augenblick der Erdik-WAHL – sie können wählen, das zu akzeptieren, was sie sind, und aus den vorgegebenen Tatsachen das Beste machen; oder sie können wählen, es nicht zu akzeptieren und unglücklich zu sein, weil sie sich nach dem sehnen, was nicht sein kann. Vielleicht haben die Erdik dadurch einen Vorteil – sie können diese Wahl in jedem Augenblick ihres Lebens vollziehen: wenn sie jung sind, oder wenn sie die Möglichkeit hatten, ein wenig zu lernen; oder sie können es ablehnen, diese Wahl zu treffen, und das ist auch eine Art der Wahl. Das ist eine Wahl, deren Folgen sie nicht verpflichtet sind; sie können in ihrem Innern ganz nach Belieben hin und her springen – ja, und manchmal kann diese Freiheit sie auch verrückt machen.« Sola hielt inne, um Atem zu schöpfen und ihre Gedanken zu ordnen. »Natürlich könnten wir«, fügte sie hinzu, »selbst auch eine sol-

che Wahl vollziehen, nicht wahr?«

»Ich ... ich glaube schon.«

»Ich bin den Erdik begegnet, Jobe. Sie können glückliche Leute sein, genau wie wir. Sie sind nicht alle verrückte und gemeine Dakkaiker. Aber wir müssen mehr über sie lernen, um sie zu verstehen – wenn man versteht, ist es viel schwerer zu hassen. Manchmal können die Erdik die Körper, mit denen sie geboren wurden, nicht akzeptieren – aber manchmal sind wir genauso; aber man muß lernen, mit sich selbst zu leben, ehe man Erfüllung findet. Manchmal sind die Lösungen nicht so, wie wir sie immer wünschen – sie passen nicht zu unseren Spielregeln. Manche Erdik wählen, Alleinstehende zu sein, nie zu heiraten – manche Satlik tun das auch. Manche Erdik ziehen es vor, sich mit anderen zu verbinden, die genau wie sie gewählt sind – manche Satlik tun das auch. Manche Erdik versuchen geradezu zwanghaft zu beweisen, daß sie dakkaisch oder reethisch sind, indem sie so viele des anderen Geschlechts mit ins Bett nehmen wie möglich – und es gibt Satlik, die ebenso leben; eine Menge Satlik, die Zweifel wegen ihres endgültigen Errötens haben, entwickeln den Drang zu beweisen, daß sie richtig gewählt haben.«

Jobe sagte gar nichts dazu. Sie dachte an Tarralon – hatte sie damals versucht, etwas zu beweisen?

Sola fuhr fort: »Manchmal handelt es sich um

glückliche Lösungen, Jobe – denn sie bringen die Person dazu, das Bestmögliche zu tun; und manchmal sind sie unglücklich, weil die Person sie wählt, obwohl sie genau auf andere Art ihr bestes Ich wäre. Es hängt von der Person ab, jede von uns ist anders – es gibt für uns keine allgemeingültigen Antworten. Genau wie die Erdik ihr Glück in jeder möglichen Form suchen müssen, so müssen wir es auch, Jobe.« Sie schwieg einen Moment lang und sagte dann: »Ich mußte es.«

Jobe schaute auf.

Solas Augen begegneten den ihren – sie waren dunkel und durchdringend. »Ja«, sagte sie und nickte, »ich spreche von meiner eigenen Erfahrung. Sagt dir das auch etwas?«

»Die Worte kommen aus deinem Herzen, Tante Sola.«

»Weißt du, was ich am meisten lernen mußte? Abweichend zu sein, bedeutete lediglich, daß ich keine WAHL hatte – es bedeutete nicht, daß ich keinen Körper hatte. Wir sind nicht völlig geschlechtslos, liebe Jobe – nur unausgereift. Wir haben Sinnlichkeit. Unsere Organe sind ... auf einer kindlichen Stufe stehengeblieben, aber auch Kinder besitzen Sinnlichkeit; und tatsächlich gar nicht wenig. Wir können Sex machen, und wir tun es. Und deshalb gibt es ein Vorurteil gegen Nicht-Auserwählte, Jobe: Weil wir, weder Reethe noch Dakka, immer wie

Kinder sind, an der Schwelle zum Erröten erstarrt. Manche Leute hassen uns, weil sie auf uns eifersüchtig sind, eifersüchtig auf die Freiheit, die wir haben, jedes Geschlecht zu wählen, wann immer wir wählen. Wir sind außergewöhnlich, und jeder, der außergewöhnlich ist, wird sowohl gefürchtet als auch gehaßt.«

»Mir war nie klar ... ich habe nie darüber nachgedacht...« Jobe fühlte sich verlegen und unbehaglich.

»Du bist nie eine Abweichende gewesen, Jobe. Du mußt eine Zielscheibe sein, ehe du erkennen kannst, woher das Geschoß kommt. Aber so ist es: Wir machen das Bestmögliche aus dem, was wir sind. Wir können lieben, und wir können auf unsere Art und Weise Sex haben. Ist es Unrecht, daß wir es tun?«

»Ich weiß nicht, Sola ... es gibt so vieles, das ich nicht weiß. Einmal glaubte ich vielleicht, ich verstehe, was meine Bestimmung sei – aber das einzige, dessen ich jetzt noch sicher bin, ist die Tatsache, daß ich mir über gar nichts sicher sein kann.«

»Ich traf einmal einen Erdik, der wünschte, daß er ...«

»Er?«

»Das ist ein Erdik-Pronomen – es bedeutet, daß die Person dakkaisch ist, männlich. Sie haben für jedes Geschlecht verschiedene Pronomen. Eine weitere Art, sich zu unterscheiden. Ganz gleich, dieser Erdik wünschte sich, ein Satlik zu sein. Er sagte: ›Wenn

ich eine Frau hätte sein können, selbst nur für einen Augenblick während des Errötens, dann wüßte ich vielleicht besser, wie ein Mann sein muß. Vielleicht könnte ich dann als Mann glücklicher *sein*.««

Jobe schwieg nachdenklich.

Sola fragte: »Ist dein Erröten gut verlaufen?«

»Ich weiß nicht. Ich nehme es an. Es schien aber nicht so.«

»Niemandes Erröten scheint je gut zu sein; selbst die besten verlaufen irgendwie unglücklich.« Aber sie fragte: »Hattest du die Möglichkeit, sowohl Reethe als auch Dakka zu sein?«

»Ja.«

»Und...?«

»Und was?«

»Welche Art der Vereinigung gefiel dir am besten?«

»Ich habe nicht ... nie ... ich meine, ich habe keinen Unterschied bemerkt. Das heißt, beides war nett, Tante Sola. Manchmal. Und manchmal nicht. Es kam auf die Person an, mit der ich zusammen war.«

»Sagt dir das nicht auch etwas?«

»Ich glaube schon.«

»Aber wenn du wählen müßtest, welche Art der Liebe die beste war: Wie würdest du dich entscheiden?«

»Nun, Dakka macht Spaß, weil es so ... ich weiß nicht, Tante Sola – es macht mich verlegen, darüber

zu reden – aber manchmal macht Dakka Vergnügen, weil es Vergnügen macht, von Reethe umschlossen zu werden. Ich meine, nicht immer, aber meistens ... das heißt, der Ablauf des Aktes läßt dich fühlen, daß du etwas gemeistert hast...« Jobe wurde rot, aber sie fuhr fort. »Nun, es fühlt sich eben so an. Und ... und ... es ist schön, deiner Geliebten auf diese Weise Vergnügen zu bereiten, es ist schön, ihr Gesicht zu beobachten, weil sie glücklich darüber ist, daß du in ihr bist – und es ist schön. Reethe zu sein ist auch schön, denn es ... es gibt dir die Möglichkeit, dich gehenzulassen und das Vergnügen einfach zu genießen. Dadurch kannst du eine andere Person deine Stärke sein lassen. Du mußt für gar nichts mehr verantwortlich sein, wenn du Dakka in dir hältst. Laß ihre Stärke deine Segel führen, irgendwie.

Manchmal ... manchmal ... willst du auf diese Weise irgendwie erobert werden. Hmm ... es ist nicht immer so mit Reethe und Dakka – manchmal ist Reethe Eroberin und Dakka wird erobert; du verstehst, was ich meine?«

»Wußtest du, daß das eine Erdik-Einstellung ist?«

»Irgendwie habe ich das wohl geglaubt – in Option waren viele Erdiki.«

»Erdiki ... ja ...« Sola verzog das Gesicht. »Aber wie du sagtest, kannst du stark sein, während du Reethe bist, und du kannst auch sanft und zärtlich sein, wenn du Dakka bist. Mir hat man erzählt«, sagte

sie zwinkernd, »es sei charakteristisch für die Satlik-Liebe, daß Dakka Reethe verehrt, und Reethe Dakka darüber hinwegtröstet, daß sie so unvollkommen ist.«

»Das ist Bestandteil der Rituale – die haben wir in Option nicht gelernt. Ich meine, wir haben sie zwar gelernt – aber wir lernten sie, weil wir uns nicht darauf vorbereiteten, sie zu praktizieren; deshalb mußten wir lernen, was wir tun würden, falls wir sie praktizierten; so wußten wir, was wir nicht tun würden. Sie sagten uns, diese Art von Liebesspielen seien altmodisch.«

»Erdiki ... ja ...« murmelte Sola. »Erdiki mußte Satliki erobern, genau wie Erdik-Dakka Erdik-Reethe erobert. Wir verlieren unsere Erbschaft in kleinen Stücken, Jobe; jedes Stück ist vielleicht nur ein Staubkorn, aber alle zusammen stürzen wie eine Lawine.« Ihr Tonfall wechselte, wurde direkter. »Wesentlich ist, kleiner Fisch: Es gibt keine falsche Art zu lieben – nicht einmal die Erdik-Art ist falsch, wenn beide es wollen. Wenn du Vergnügen dabei hast, wenn du glücklich bist, und deine Geliebte ist auch glücklich, dann ist es für euch beide die einzig richtige Art.«

Jobe starrte auf den Boden. »Das habe ich alles schon einmal gehört.«

»Aber du glaubst es nicht, oder?« seufzte Sola. »Es ist wahr, Jobe, aber du willst es nicht glauben, also glaubst du es auch nicht. Du sehnst dich nach

dem, wie es deiner Meinung nach sein sollte, weil du nicht akzeptieren kannst, wie es ist. Ich war früher genauso, bis ich es schließlich satt wurde, frustriert zu sein.« Sie zog Jobe zu sich heran und drehte sie ein wenig, so daß sie einander anschauten; sie legte ihre Hände auf Jobs Schultern und sagte mit fester Stimme: »Worauf ich hinaus will, ist ... nun, manchmal kennt dein Körper deinen Geist besser als du. Du hättest dir wünschen können, Dakka zu sein, Jobe, aber dein Körper wußte, daß *du* als Reethe viel glücklicher sein würdest. Du wirst es sehen.

Du brauchst nur eine Dakka, für die du Reethe sein kannst – und sie wird dich brauchen, um für dich Dakka zu sein.«

»Das könnte für andere stimmen, Sola – nicht für mich.«

»Jobe – es stimmt am meisten für die, die es nicht glauben. Gib dem wenigstens eine Chance, bevor du es völlig ablehnst.«

Jobe schüttelte den Kopf. Das alles traf nicht zu. »Ich will immer noch Dakka sein«, meinte sie hartnäckig.

»Warum?«

»Ich weiß nicht, warum – ich *will* es.«

»Aber der einzige Unterschied zwischen Reethe und Dakka liegt im Verhalten im Bett. Und du gibst zu, daß beides schön ist. Du kannst alles sein, was du willst.«

»Ich kann nicht«, schrie sie, wobei ihr die Tränen in die Augen schossen.

»Ich will Dakka sein. Dakka ist ... ist besser.«

»*Warum?*«

»Weil ... eben deshalb! So wie ich bin, kommt es mir falsch vor; es erscheint mir *falsch!* Das bedeutet, daß ich eigentlich Dakka sein sollte, nicht wahr? Dakka ist jene, die frei ist! Dakka erobert! Dakka ist hübscher! Dakka *ist!*«

»Oh, Jobe – du kannst diesen Unsinn nicht wirklich glauben.« Sola sah so ... bestürzt und traurig aus, daß Jobe Angst um sie hatte. »Ja, ja – auf seine Art ist das alles wahr; aber es ist nicht die einzige Wahrheit. Der ganze Zweck der WAHL besteht darin, daß du andere Arten von Erfahrungen entdecken und die Wahrheit in ihnen erkennen kannst. Ist dir das mißlungen? Hat sich dein Erröten blindlings vollzogen?«

Jobe antwortete nicht. Es gab nichts, was sie sagen konnte. Fast unmittelbar darauf entschuldigte Sola sich: »Oh, Jobe – es tut mir leid! Ich wollte dich nicht quälen; das Erröten jeder Person ist eine ganz persönliche Sache. Du tust, was für dich richtig ist.«

»Nein«, sagte Jobe und hob ihre Hand. Sola löste den Griff um ihre Schulter und legte die Arme in den Schoß. »Du sagst die Wahrheit... zumindest eine Wahrheit, an die du glaubst. Ich weiß nicht, an was ich glaube.«

Jobe dachte darüber nach. Vielleicht waren einige Wahrheiten nur da, um ausgesprochen, nicht aber, um gelebt zu werden – jedenfalls nicht, daß Jobe sie lebte. Waren das solche Wahrheiten? Sie hörten sich nicht so an, als wären sie für sie anwendbar. Und was wußte Sola schon darüber? Sie war eine Abweichende, *nicht-auserwählt*. Jobe spürte, daß sie falsch erwählt war – machte sie das nicht ebenfalls abweichend? Was konnten sie beide überhaupt von Liebe wissen? Beide standen draußen und schauten nach innen.

Jobe blinzelte ihre Tränen fort. »Ich will trotzdem mit dir fahren«, beharrte sie.

»Und wenn ich das zuließe«, sagte Sola, »wärest du dann glücklicher?« Sie schüttelte den Kopf; ihr Gesicht drückte Bedauern aus. »Ich bezweifle es. Ich würde dich um dein Leben betrügen, Jobe. Du würdest unglücklicher denn je sein. Ich sage nein, weil ich das Beste für dich will. Jobe, es wird Zeit für dich, erwachsen zu werden. Überall auf Satlin gibt es viel Arbeit zu tun, und du mußt aufhören, dich selbst zu bedauern; du mußt anfangen, deinen Teil zu dieser Arbeit beizutragen.«

»Ich will nicht ...«

»Niemand hat jemals gesagt, daß es leicht sein würde. Wenn es leicht wäre, wäre es längst erledigt. Glaubst du, es wäre leicht, eine Abweichende zu sein? Überall nur ein paar Tage bleiben zu dürfen?«

Solas Stimme wurde höher und lauter, als würde sich ihr ganzer alter Ärger wieder entladen – als wäre Jobes Ablehnung ein Ziel dafür. »Ich bin neidisch auf dich, Jobe – ich will, daß du hast, was ich niemals kennenlernen werde. Du kannst dich auf deinen unglücklichen Zustand zurückziehen und dein ganzes Leben damit verbringen, mit dir selbst Mitleid zu haben; oder aber du kannst leben und so beschäftigt mit leben sein, daß du keine Zeit für solchen Kummer hast! Gib dir selbst zumindest die Chance zu leben, bevor du deine Zukunft aus der Hand gibst. Als mir klar wurde, daß ich keine WAHL haben würde, fühlte ich soviel Scham und Wut, daß ich mich selbst haßte; ich haßte meine Familie, und mich machte es schon verlegen, mit allen anderen Leuten zusammen zu sein. Ich war wütend auf die Götter, ich lehnte es ab, Bestandteil ihrer Welt zu sein, weil ich so wütend war – ich pflegte diesen Haß mehr als fünf Jahre lang, Jobe. Und dann ... nach einiger Zeit wurde mir allmählich bewußt, daß ich eine WAHL zu treffen hatte. Ich konnte wie bisher weitermachen, oder ich konnte mich mit der härteren Wahrheit arrangieren und das Beste daraus machen – genau wie es die Erdik tun. Ich konnte auf meine eigene Art lieben, auch wenn ich keine Kinder haben konnte. Ich konnte lieben und wiedergeliebt werden – und weißt du was? Das ließ mich wie ein Mensch fühlen! Endlich! Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich voll-

ständig, weil ich Liebe kennenlernen konnte. Und das hat genügt, um mein Leben lebenswert zu machen. Ich weiß, es klingt ... altmodisch und abgegriffen, wenn ich solche Dinge sage – aber jene, die sie erfahren haben, können dir sagen, daß sie wahr sind; nur jene, welche die Wahrheit der Liebe nie kennengelernt haben, machen sich darüber lustig oder lehnen sie ab.« Solas Augen strahlten jetzt. »Jobe, das ist das schönste Geschenk, daß ich dir geben kann – wenn es wie ein Klischee klingt, dann ist es vielleicht sogar eines; aber jede Wahrheit wird endlos wiederholt, bis sie so vertraut ist, daß sie ein Klischee ist – *aber sie hört nie auf, wahr zu sein*. Jobe, du wirst lernen müssen, auf eigenen Füßen zu stehen, so wie ich es auch mußte – auf die gleiche Art, wie es jedes menschliche Wesen muß, wenn es reifen will. Du hast die gleiche WAHL, die ein Erdik trifft – dieselbe WAHL, die ich hatte –, dieselbe WAHL, die jeder Satlik hat – du kannst dich selbst akzeptieren und das Beste aus dir machen, oder du kannst wählen, unglücklich zu sein.

Es ist tatsächlich so einfach, Jobe. Du kannst geliebt werden, wenn du es lernst, einen andern zu lieben, ohne an dich zu denken. Und dann spielt es keine Rolle, wer oder was du bist – es gibt etwas Größeres, an das du glauben kannst, an dem du teilhaben kannst und das dein Leben wird. Und *das* wird dich schön und vollkommen machen. Wenn ich, eine ein-

fache Abweichende, diese Wahrheit lernen und leben kann – dann solltest du, die das Leben der Götter in ihren Augen trägt, in diesem Wissen erstrahlen.«

Jobe schüttelte den Kopf. »Es klingt zu einfach«, protestierte sie.

»Nun, warum sollte es nicht einfach sein?« besänftigte Sola lächelnd. Jobe vertraute ihr, hatte ihr immer vertraut. Und trotzdem ...

Sola küßte Jobs Hände. Sie steckte eine Blume in Jobs Haar. Sie berührte Jobs Wangen und strich mit den Lippen über ihre Wimpern.

»Hab keine Angst davor, zu leben, Kleine«, flüsterte sie. »Du kannst lernen zu fliegen. Du wirst es. Du hast die Kraft in dir.«

Aber Jobe glaubte nicht daran. Sie wollte wohl, aber sie konnte nicht. Noch nicht.